PT
3807
.H5
L4
1922

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/dieheidelbergerr00levi

Fr. Rottmann, Heidelberg 1808 (vgl. S. 39).

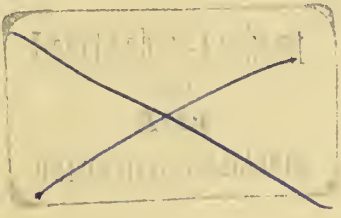
P&C

Die Heidelberger Romantik

von

Herbert Levin.

Preisschrift der Corps-Suevia-Stiftung
der Universität Heidelberg.



1922.

Verlag Parcus & Co., München.

STUDENTEN
BÜCHEREI
HEIDELBERG

Nur an
Studierende
verleihbar.

Meiner lieben Frau
zum 11. August 1920.

Inhaltsverzeichnis.

Vorausſetzungen und Anfänge. Seite

Heidelberg und die Dichtung 11
Die Univerſität und ihre Erneuerung zu Beginn des 19. Jahrhunderts . . 12
Die Dozenten und ihre Stellung in den Geiſtesſtrömungen der Zeit . . 13
Allgemeine Verhältniſſe Heidelbergs 18
Kunſt 20
Vergnügungen 20
Volkstümliche Feſte, Gebräuche, Überlieferung 21
Studentiſches Leben 21
Arnim und Brentano: Charakteriſtik 22
Tieck als erſter anerkannter Romantiker vorübergehend in Heidelberg . . 26
Motive für Brentanos Überſiedlung 26
Die erſten Wochen in Heidelberg 27
Savigny 28
Gries 28
Brentanos Reiſe zu Arnim 29

Bis zu Sophie Brentanos Tod.

Creuzer und die Günderode 30
Brentanos und Arnims Stellung zu den Heidelberger Kreiſen 32
Brentanos Schaffen bis zu Arnims Ankunft 36
Das erſte Zuſammenſein Brentanos und Arnims in Heidelberg 37
Gemeinſame Wohnung 38
Des Knaben Wunderhorn 39
Schaffen und Leben Brentanos und ſeiner Gattin nach Arnims Fortgang 44
Tiecks zweiter Heidelberger Aufenthalt 46
Verkehr des Brentanoſchen Ehepaares 46
Bruch mit Voß 47
Beziehungen zu Schreiber; deſſen Badiſche Wochenſchrift 48
Sophies Tod 49
Ausklang des Liebesromans der Günderode 49

Görres.

Charakteriſtik 52
Überſiedlung nach Heidelberg 54
Vorleſungen 54
Sein Verkehr 55
Freundſchaft mit Brentano 56
Ferdinand Glöckle in Heidelberg 56
Uhrmacher Vogs 57
Erſte Angriffe auf Brentano und deſſen Antwort 58
Brentanos Fortgang 59
Görres Teutſche Volksbücher 59
Schriftproben von Peter Hammer 62
Die Mythengeſchichte 62
Erſte Widerſtände gegen Görres 66
Das Stuttgarter Morgenblatt 66
Reinbecks Briefe 67
Die von Görres verfaßte Gegenerklärung 67

Seite
Voßens Stellung zum Morgenblatt 68
Seine Vereinsamung 68
Bruch zwischen Creuzer und Voß 69
Voßens Machenschaften gegen die Romantiker 70
Seine Anhänger 71
Zusammenhalt der Antirationalisten 73

Die Einsiedler und ihre Fehde.

Arnim und Brentano in Cassel; die Brüder Grimm 74
Arnim wieder in Heidelberg 75
Erste Wohnung 75
Verkehr 76
Brentanos Ankunft 76
Seine und Arnims Sommerwohnung 77
Gründe des frühen Fortgangs der drei Freunde 78
Gries 79
Loeben und seine Verehrer Strauß und Budde 80
Die Brüder Eichendorff 80
Loebens Heidelberger Werke 81
Die Bedeutung Heidelbergs für Eichendorff 82
Stellung Eichendorffs zu den Einsiedlern 84
Eichendorffs „Halle und Heidelberg“ 84
Rückert 85
Kerner 85
Werner 85
A. W. Schlegel 86
S. Boisserée 86
Neue Angriffe des Morgenblatts gegen die Heidelberger Antirationalisten 86
Stellung der Heidelberger Gelehrten zur Einsiedlerfehde 87
Arnims Einsiedlerzeitung; ihr Werden und die Absichten ihres Herausgebers 91
Die wichtigsten Beiträge, abgesehen von den satirischen 95
Geschichtliche Bedeutung der Zeitung 97
Die satirischen Beiträge in Wechselwirkung mit Angriffen des Morgenblattes und der divina comoedia Schreibers 98
Voßens Angriff auf das Wunderhorn und Entgegnungen Arnims und Brentanos 103
Weitere Ausfälle der Antiromantiker in späterer Zeit 104
Der schwäbische Dichterkreis als Bundesgenosse der Heidelberger Romantiker 106
Die Verfasser der Morgenblattangriffe 107
Sinn und Bedeutung der Fehde 109
Rationalisten und Antirationalisten in Heidelberg während der späteren Jahre 112
Der Kampf um die Symbolik 114

Die Heidelbergischen Jahrbücher.

Einrichtung der Jahrbücher 117
Die Schriftleiter Creuzer, Boeckh, Wilken und ihre Stellung zu den Einsiedlern 118
Die von Arnim und Görres vertretenen Anschauungen und Werturteile . 120
Allgemeiner Charakter der Rezensionen Görres' und Arnims 123
Weitere romantische Mitarbeiter 124

Die Brüder Boisserée und Bertram.

Die Kölner und ihr Werk 125
Übersiedlung nach Heidelberg 126
Gesinnungsgemeinschaft mit den Einsiedlern 126
Ironische Natur der Boisserée 127
Verkehr und Leben in Heidelberg 127
Die malerische Kultur Heidelbergs und ihre Beeinflussung durch die Gemäldegalerie 129
Sulpiz' Wirken für Erhaltung des Kölner Domes 130

Seite
Wachsender Ruhm der Galerie, zumal während der Freiheitskriege . . . 131
Besuche von Fürstlichkeiten, Staatsmännern usw. 131
Jean Paul 132
A. W. Schlegel und seine Ehe mit Sophie Paulus 133
Arnim 134
Görres 134
Loeben 134
Goethe 135
Fehlgeschlagene Versuche, die Galerie zu verkaufen 137
Übersiedlung nach Stuttgart 138
Erstarken antiromantischer Bestrebungen an der Universität 138
Stift Neuburg, eine Romantikerklause 139

Schluß.

Wissenschaftlich theoretischer Zug der Kölner im Gegensatz zu den Einsiedlern 140
Bedeutung Heidelbergs für sie alle 140
Zusammenfassung der Bestrebungen Arnims, Brentanos, Görres' . . . 140
Nachwirkung der Heidelberger Bestrebungen in den späteren Werken der Freunde 144
Die Brüder Grimm als Vollender des Programms 146
Persönliche Beziehungen der Brüder Grimm zu den Heidelbergern . . . 147
Ausblick 148

Abkürzungen.

Abend-Glockentöne: Friedrich Strauß, Abend-Glockentöne. Berlin 1868.
Amelung: Briefwechsel zwischen Clemens Brentano u. Sophie Mereau. Hrsg. von Heinz Amelung. Leipzig 1908. 2 Bde.
Bartsch: Karl B., Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804/08. Heidelberger Prorektoratsrede 1881.
Bianquis: Geneviève B., Caroline de Gunderode. Paris 1910.
Bissing: Henriette v. B., Das Leben der Dichterin Amalie v. Helvig. Berlin 1889.
Budde: Wilhelm B., Heidelberger Tagebuch. Neue Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg, Bd. 22. 1918 f.
Chézy: Helmine v. C., Gemälde von Heidelberg, Mannheim usw. 1816.
Düntzer: Heinrich D., Zur deutschen Literatur und Geschichte. Briefe aus Knebels Nachlaß. Nürnberg 1858.
Ennen: Leonhard E., Der Dom zu Köln von seinem Beginn bis zu seiner Vollendung. Köln 1880.
F. R.: Eduard Firmenich-Richartz, Die Brüder Boisserée. Jena 1916.
Floeck: Zacharias Werners Briefe. Hrsg. von Oswald Floeck. München 1914. 2 Bde.
G. B.: Jos. v. Görres' Gesammelte Briefe. Hrsg. von M. Görres und Fr. Binder. München 1858. 1874. 3 Bde.
Grisebach: Des Knaben Wunderhorn. Hrsg. von Eduard Grisebach. Leipzig o. J.
Henke: E. L. T. H., Jac. Fr. Fries. Leipzig 1867.
Herbst: Wilhelm H., Joh. Heinrich Voß. Leipzig 1876. 2 Bde.
Hoffmann: Max H., August Böckh. Leipzig 1901.
Holtei: Karl v. H., Briefe an Tieck. Breslau 1864. 4 Bde.
J. L. Z.: Jenaische allgemeine Literaturzeitung.
Keller: Rud. Aug. K., Geschichte der Universität Heidelberg . . . 1803/13, Heidelberger Abhandlungen, Heft 39. Heidelberg 1913.

Kloß: Alfred K., Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808/16. Probefahrten, Heft 24. Leipzig 1918.
Kosch: Sämtliche Werke des Freiherrn Jos. v. Eichendorff. Hrsg. von Wilhelm Kosch. Regensburg.
Lampadius: Julius L., Almanach der Universität Heidelberg auf das Jahr 1813. Heidelberg 1812.
(N.) H. J.: (Neue) Heidelberger Jahrbücher.
Nippold: Friedrich N., Richard Rothe. Ein christliches Lebensbild. Wittenberg 1874.
Perthes: Briefe von Görres an Fr. Chr. Perthes. Hrsg. von Wilhelm Schellberg. Köln 1913.
Pfaff: Arnims Trösteinsamkeit. Neu herausgegeben von Friedrich Pfaff. 1890².
Pissin: Raimund P., Otto Heinrich v. Loeben. Berlin 1905.
Preis.: Die Liebe der Günderode. Fr. Creuzers Briefe an Karoline v. Günderode. Hrsg. von Karl Preisendanz. München 1912.
Reichel: Otto R., Der Verlag von Mohr und Zimmer und die Heidelberger Romantik. Münchener Diss. 1913.
Reinbeck: Georg R., Heidelberg und seine Umgebungen 1807. Tübingen 1808.
Rüdiger: Otto R., Caroline Rudolphi. Hamburg 1903.
S. B.: Sulpiz Boisserée. (Hrsg. von seiner Witwe.) Stuttgart 1862. 2 Bde.
Schellberg: Jos. v. Görres' ausgewählte Werke und Briefe. Hrsg. von Wilhelm Schellberg. Kempten 1911. 2 Bde.
Schneider: Franz Sch., Geschichte der Universität Heidelberg . . . . . 1803/13. Heidelberger Abhandlungen, Heft 38. Heidelberg 1913.
Schreiber: Alois Sch., Heidelberg und seine Umgebungen. Heidelberg 1811.
Schüddekopf-Walzel: Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Hrsg. von C. Schüddekopf und O. Walzel. 2. Band. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 14. Weimar 1899.)
Schultz: Franz Sch., Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhang mit der jüngeren Romantik. Palästra XII. Berlin 1902.
Steig: Reinhold St., Achim v. Arnim und die ihm nahe standen. 3 Bde. Stuttgart.
Steig, B. G.: Klemens Brentano und die Brüder Grimm. Stuttgart 1914.
Steig, G. G.: Goethe und die Brüder Grimm. Stuttgart 1892.
Stoll: Adolf St., Der Geschichtsschreiber Fr. Wilken. Kasseler Programm. 1896.
Uhrlichs: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Briefe. Hrsg. von Ludwig Uhrlichs. Stuttgart 1865. 3 Bde.
Unger: Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. Hrsg. von Rudolf Unger. Deutsche Literaturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 146. Stuttgart.
Villers: Charles de Villers Briefe. Hrsg. von M. Isler, Hamburg 1879.
Welti: Heinrich W., Geschichte des Sonettes. Leipzig 1884.
Zimmer: Heinrich W. B. Z., J. G. Zimmer und die Romantiker. Frankfurt 1888.
Zöpprit: Rudolf Z., Aus F. H. Jacobis Nachlaß. Leipzig 1869. 2 Bde.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit war durch ein akademisches Preisausschreiben der Universität Heidelberg angeregt und wurde mit dem ausgesetzten Preis der Corps-Suevia-Stiftung gekrönt. Satzungsgemäß hätte sie in den „Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von Karl Hampe und Hermann Oncken" erscheinen müssen. Noch längst aber, bevor ich die Arbeit Anfang 1920 endgültig abschloß, hatte der Verleger erklärt, die „Abhandlungen" einstweilen nicht fortführen zu können, so daß ich die Veröffentlichung des vorliegenden Buches zurückstellen mußte. Durch Herrn Rechtsanwalt Fritz Ullmer auf mich aufmerksam gemacht, veranlaßte der Romantikforscher Herr Professor Dr. Wilhelm Kosch die Drucklegung bei seinem Verleger Parcus & Co. in München, so daß die Arbeit verhältnismäßig rasch erscheinen konnte.

Bei meinen Studien fand ich mannigfache Unterstützung durch die Herren Prof. Dr. M. Freiherrn von Waldberg, meinem verehrten Lehrer, Geh. Rat Prof. Dr. H. Oncken, Museumsdirektor Dr. K. Lohmeyer, Geh. Rat Prof. Dr. F. Boll, Dr. h. c. K. Christ, Maler Guido Schmitt, Bankdirektor H. Fremmerey. Vor allem aber hat Herr Landgerichtsrat M. Huffschmid immer wieder für mich unter einem großen Aufwand von Zeit und Mühe die Kontrakten- und Grundbücher der Stadt, sowie das Lagerbuch durchgesehen und mir nie seinen Rat versagt, wenn es galt, sich das alte Stadtbild Heidelbergs zu vergegenwärtigen. Allen genannten Herren danke ich hier nochmals aufrichtigst!

Daß der Herr Verleger sich bereit erklärte, dem Buche einige Bilder und einen Stadtplan beizugeben, erfüllte mich mit besonderer Freude und verpflichtet mich zu großem Dank. Das Original der Bilder mit dem Geburtshaus des Wunderhorns, Fr. Rottmanns Aquarell von 1808, befindet sich, ebenso wie der Stich Rondorfs, nach dem das Bild neben S. 46 hergestellt ist, in den Heidelberger Kurpfälzischen Sammlungen. Arnims und Brentanos noch stehende Wohnung von 1808 (neben S. 74) ist für mein Buch photographiert, während der Stich Graimbergs — die Vorlage für das Bild neben S. 78 — noch heute bei Antiquaren gelegentlich zu kaufen ist. Die Kartenskizze ist nach dem Stadtplan in Helmine v. Chézys Buch „Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen" (1815) gearbeitet.

Heidelberg-Handschuhsheim, im Dezember 1921.

Dr. Herbert Levin.

Voraussetzungen und Anfänge.

Hart an den Neckar gelehnt, eingebettet in zwei wald- und rebenbedeckte Bergreihen, die sich unmittelbar im Westen der Stadt rechtwinklig umwenden, überschaut von den düsteren Massen des Schlosses, von dessen Altan der Blick in unbestimmter Sehnsucht über die weite von immer neuen Lichtern und Farben schimmernde Ebene schweift, bis zu den blauen Bergen der Haardt, — so liegt Heidelberg da, ungezählte Male seit den Tagen Konrad Celtis' besungen[1]). Während des größten Teiles des 18. Jahrhunderts entsprach freilich die hügelige Landschaft und das unregelmäßig zerfallene Schloß wenig dem Zeitgeschmack. Der Rationalismus sah sein Ideal in der weiten, volks- und wasserreichen Ebene, bevorzugte in der Baukunst breit ausgedehnte, symmetrisch angelegte Gebäude, verstand nicht die stumme Sprache, die aus den Ruinen von deutscher Vergangenheit erzählte. Erst als der Sturm und Drang sich liebevoll in die Vorzeit versenkte und die Fesseln zerbrach, in denen so lange das deutsche Naturgefühl gelegen hatte, haben sich wieder Dichter an der Schönheit der Neckarstadt begeistert. Von Maler Müller besitzen wir einen wildwüchsigen Prosaerguß, in dem sich die stolze Erinnerung an die alte Ritterherrlichkeit, die Trauer um die Ruinen und der Fluch auf die „Verstörer" durchdringen. Ähnliche Stimmungen, untermischt mit dem Preis der Landschaft, finden wir in den Briefen der Geniezeit öfter. Auch in den folgenden Zeiten fehlt es Heidelberg nicht an Lobrednern. Hölderlin begeisterte sich schon 1788 an der Lage der Stadt und feiert sie dann zwölf Jahre später mit der gigantischen, schicksalskundigen Burg als „der Vaterlandsstädte ländlich schönste." 1786 entstand Matthissons hinschmelzende Elegie „Schweigend in der Abenddämmerung Schleier" und Goethe meinte 1797, Heidelberg habe in seiner Lage und mit seiner Umgebung etwas Ideales. Daß es sich dabei nicht um vereinzelte Stimmen handelt, zeigt u. a. der in der Aufklärung wurzelnde, seichte Unterhaltungsschriftsteller Lafontaine, der in seinem Naturgefühl zweifellos nur der Spiegel einer allgemeineren Stimmung war. Dem Schluß seines 1795 erschienenen Romans „Klara du Plessis und Klairant" gibt er effektvoll Heidelberg und seine Umgebung zum Hintergrund und preist überschwenglich das nahe Wolfsbrunnental als eines der lieblichsten Täler Deutschlands.

Waren es so auch nicht die Romantiker, die Heidelbergs Schönheit wiederentdeckten, so erlebten sie doch alle die Stimmungen des Sturms und Dranges verinnerlichter, sensibler, gelöster, sie empfanden tief den

[1]) Für das Folgende vgl. bes. Fritz Sauer, Das Heidelberger Schloß im Spiegel der Literatur. Heidelb. Abhdlgn. Heft 27. Heidelberg 1910. Philipp Witkop, Heidelberg und die deutsche Dichtung. Leipzig 1916.

Zusammenklang romantischen Fühlens und der Heidelberger Landschaft, die manchem von ihnen eine Vertiefung des Naturgefühls überhaupt brachte.[1]) Immer wieder wenden sie den Blick voll Sehnsucht nach der Neckarstadt, — von denen, die gern dauernd in Heidelberg geblieben wären, seien nur Tieck, der dort sein eigentliches Vaterland sah,[2]) Zacharias Werner,[3]) Jakob Grimm[4]) und Jean Paul[5]) genannt. Dabei wurde naturgemäß den Romantikern das Schloß, das dann später in ungezählten Herzen den Haß gegen Napoleon schüren half, wie ein Symbol ihrer auf die Wiedererweckung des deutschen Altertums gerichteten Ziele.[6])

Aber alle landschaftlichen Reize hätten allein schwerlich Heidelberg zu einem Mittelpunkt romantischer Bestrebungen gemacht. Vielmehr war entscheidend, daß kurz nach der Jahrhundertwende die von Karl Friedrich erneuerte Universität schnell die Augen des geistigen Deutschlands auf sich lenkte.[7]) Daß die Universität mehr war als die Voraussetzung für den Zusammenschluß der Heidelberger Romantiker, wird sich zeigen. Es war das drittemal, daß die pfälzische Hochschule für die Literaturgeschichte von Bedeutung wurde. Denn schon im 15. Jahrhundert hatte die lateinische Humanistenpoesie dank dem Kanzler der Universität, Johann von Dalberg, am Neckar eine Pflegestätte gefunden, und in dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts waren dann die Bestrebungen, der deutschen Poesie die Gleichberechtigung neben der lateinischen zu sichern, vor allem von Heidelberg ausgegangen, wo sich um Zincgref und den Studenten Opitz ein von vaterländischer Gesinnung erfüllter Kreis jugendlich gelehrter Dichter zusammengeschlossen hatte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Universität[8]) längst zu einem Schatten einstiger Größe herabgesunken. Fast alle Lehrstühle waren von ehemaligen Jesuiten besetzt, deren Ziel nicht freie Forschung, sondern Unterricht, Übermittelung dogmatisierter Wissenschaft war; die aristotelische Philosophie herrschte ausschließlich. Furchtbar lastete der Druck, der es unmöglich machte, auch nur die Gehälter zu zahlen. Auch der Umstand, daß die Pfalz oft der Schauplatz von Kämpfen und Truppendurchzügen war, trug dazu bei, daß viele Studierende lieber andere Universitäten bezogen. So kam es, daß mancher Dozent aus Mangel an Hörern in einem Halbjahr überhaupt kein Kolleg las.

Mit dem 1802 erfolgten Anheimfall Heidelbergs an Baden begann eine Zeit neuen Blühens für die Universität; die ganze Organisation wurde nach und nach umgeschaffen, neue Lehrkräfte wurden berufen, alte un-

---

[1]) Z. B. Eichendorff, s. unten S. 82; ebenso Eichendorffs Freund Budde, dessen Hallische Tagebücher ich durch die Güte von Herrn Geheimrat Budde, Marburg, einsehen durfte und mit den Heidelbergern vergleichen konnte. [2]) Zimmer, 262. [3]) Floeck II, 126, 109. vgl. Einleitung XL. [4]) Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Hrsg. von H. Grimm und G. Hinrichs. Weimar 1881. S. 216. [5]) Paul Nerrlich, J. Pauls Briefwechsel mit seiner Frau . . . Berlin 1902. S. 249, vgl. 245 u. ö. [6]) Preis. 3, Holtei I, 99. Tiecks Phantasus, Berlin 1812 S. 64. [7]) Amelung II, 183. Unger, 75. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit . . ., 35. [8]) Über das weitere — S. 12 bis S. 18.—, sofern nicht weitere Quellen angegeben, Schneider, Keller, Kloß.

geeignete in den Ruheſtand verſetzt oder in andere Stellen geſchoben. Wenn auch die Ausgeſtaltung des Lehrkörpers erſt im Sommer 1807 zu einem gewiſſen Abſchluß kam, ſo gelang es doch gleich, allmählich eine Reihe bedeutender Gelehrter zu gewinnen. Beſonders die juriſtiſche Fakultät, in der ſeit 1805 ein Thibaut wirkte, zog Studierende von weit heran. Zwei Zahlen mögen das raſche Aufblühen der Univerſität veranſchaulichen. Wenn 1802 nur 48 neue akademiſche Bürger eingeſchrieben wurden, ſo konnten unter dem Prorektorate Thibauts — 20. Dezember 1805 bis 20. Dezember 1806 — bereits 231 Akademiker aufgenommen werden.

Betrachtet man die geiſtigen Strömungen innerhalb der Dozentenſchaft, ſo zeigt ſich, daß die verſchiedenſten wiſſenſchaftlichen Richtungen vertreten waren, die durch ihr Gegeneinanderwirken das geiſtige Leben der Univerſität vor Erſtarrung ſchützen mußten. Es iſt hier nötig, die bedeutendſten Dozenten in den Jahren unmittelbar nach der Neugründung andeutungsweiſe zu charakteriſieren.

Am meiſten intereſſieren uns die Gelehrten, die auf dem Boden der Schellingſchen Naturphiloſophie ſtanden und ſo romantiſchen Ideen zuneigten, die auch in der Studentenſchaft überaus ſtarken Anklang fanden.

Die beiden bedeutendſten ſpekulativen Denker waren Karl Daub, der proteſtantiſche Theologe, der bereits ſeit 1796 an der Univerſität wirkte, und deſſen intimer Freund Friedrich Creuzer, der, vor allem durch die Bemühungen Daubs als Profeſſor der klaſſiſchen Philologie berufen, als erſter der nach der Neubegründung von auswärts kommenden Dozenten Anfang April 1805 in Heidelberg eintraf. Ein Denkmal ihrer Freundſchaft waren die 1805—1811 gemeinſam herausgegebenen „Studien". Ohne daß andersgerichtete Beiträge ausgeſchloſſen waren, pflegte die Zeitſchrift mit Vorliebe die Naturphiloſophie in ihrer Verbindung mit Mythologie und Symbolik, mit Geſchichte und den erſten Anfängen der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft. Auch die altdeutſchen Forſchungen waren nicht übergangen und der erſte Band brachte ſogar zwei poetiſche Beiträge einer romantiſchen Dichterin.

Auf die Anſchauungen Creuzers und Daubs muß hier ſchon darum etwas ausführlicher eingegangen werden, weil die ſpätere Fehde der Romantiker mit Voß ſchließlich in einen wiſſenſchaftlichen Streit zwiſchen Voß und den beiden Gelehrten ausmündete.

Friedrich Creuzer[1]) hatte ſchon früh das literariſche Leben Deutſchlands verfolgt und fühlte ſich auch zur altdeutſchen Dichtung, zumal der Volkspoeſie, alsbald hingezogen. Bereits als Jüngling hatte er Betrachtungen zur Naturgeſchichte der Sage angeſtellt und im Wunderhorn befindet ſich eine von ihm mitgeteilte Volksliedſtrophe, die ihm aus ſeiner Kindheit im Gedächtnis geblieben war. Als Student war er mit Schiller und Novalis in Berührung gekommen, um dann in Marburg durch Savigny deſſen Freund und ſpäteren Schwager Klemens Brentano näherzutreten.

[1]) Fr. Creuzers Deutſche Schriften, V_1, 1848, S. 21, 116, A. H. J. XI, 186. Preller in „Halliſche Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt", 1838, Nr. 101—106. Grenzboten, 1858, III, 241 f. Briefe über Homer und Heſiodus . . ., von G. Hermann und Fr. Creuzer. 1818. S. 89 f.

Creuzers Hauptschriften sind von echt romantischem Geist durchweht. Schon die Neigung zum Orient war eine allgemein romantische, sie klingt bereits bei Novalis und im Athenäum an, und in der Europa ist dann Indien der Inbegriff alles utopistisch Ersehnten. Hier heißt es u. a., Indien bedeute „die Periode, in welche die Wurzel der Religion fällt, wo sich Natur und Liebe noch innig durchdrungen haben, die Periode der reinen goldenen Unschuld, der ungeteilten Religion, Philosophie und Kunst . . ."[1] Aber schon die Forschungsmethode mußte Creuzer zu einem Gesinnungsverwandten der Romantiker machen. Mit überquellender Phantasie begabt, läßt er sich von der Anschauung, dem Gefühl, leiten, verknüpft kühn und selbstherrlich, eröffnet großartige Perspektiven, gibt aber zugleich auch im einzelnen immer neue Blößen. Creuzer war davon entfernt, in der Art seiner Veranlagung die Gefahren zu erkennen, er geht so weit, daß er für den Mythenforscher die nicht lernbare Gabe einer besonderen Apperzeption in Anspruch nimmt. Wer dieses Schauen der Anschauung, diesen intuitiven Sinn und Takt, diese Unmittelbarkeit des Gefühls nicht besitzt, dem ist der Mythen Deutung nicht gegeben, mag er sonst auch ein tüchtiger Philologe sein. Indem Creuzer sich auf diesen echt romantischen Subjektivismus beruft, kann er die Einwände anders Gearteter, wie Voß, von vornherein abweisen. Auch die späteren Forschungen eines A. W. Schlegel und Bopp haben seinen Standpunkt nicht verschoben.

Die 1803 erschienene bedeutsame Schrift „Die historische Kunst der Griechen" will eine organische Entwicklung der griechischen Literatur dartun. Verglichen mit den späteren Schriften ist sie so kritisch und sauber gearbeitet, daß man den Verfasser der Symbolik kaum ahnt. Vor allem durch den Einfluß Daubs[2] erfolgt dann in Heidelberg die schon längst vorbereitete Hinwendung zu Schelling. Gleich der erste Band der Studien bringt ein Bruchstück aus Plotins Enneaden, mit Anmerkungen, die den Einfluß der Naturphilosophie klar erkennen lassen. Im zweiten Band erschien dann der Aufsatz „Idee und Probe alter Symbolik", der bereits den Keim zu dem späteren Hauptwerk enthält, wenn es sich auch nur um den Silenmythos, seine Idee und symbolische Bedeutung handelt. Gleich eingangs wird auf Indien als die erste Pflegestätte der Symbolik hingewiesen. Hier schon finden wir neben der großartigen, aber oft die willkürlichsten Mutmaßungen aneinanderreihenden Kombinationsgabe die Überschätzung der Neuplatoniker, die Sprunghaftigkeit der Darstellung, die Unfähigkeit, bei Deutung der Sagen den Besitz moderner Spekulationen zu vergessen, die Sucht, Entferntes zu verknüpfen, Ähnliches für identisch zu nehmen. In noch höherem Maße kommen die Schattenseiten in dem lateinisch geschriebenen Buch Dionysus (1809) zur Geltung, das in den Mittelpunkt der gesamten Mythologie einführen will.

In seinem Hauptwerk, der „Symbolik und Mythengeschichte der alten Völker" (1810—1812) sieht Creuzer seine Aufgabe darin, zu zeigen,

[1] II, 2, 64 ff. vgl. Alfr. Weise, Die Entwicklung des Fühlens und Denkens der Romantik . . ., Lamprechts Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. Leipzig 1912. Heft 23, S. 57. [2] Preis. 57, 125 u. ö.

daß und wie die Einzelreligionen und Mythologien ursprünglich ein Ganzes waren. Sie alle gehen nach ihm auf eine aus Indien stammende, monotheistische Urreligion zurück, die in Urzeiten zunächst nach Vorderasien und Ägypten, von da in die pelasgischen Mysterien geleitet sei. Vermittelt wurde diese Religion durch einen Priesterstand, in dem die Sätze der Urreligion, der „Religion des Magismus", esoterisch übermittelt wurden und der dann den symbolisch-mythischen Ausdruck schuf. Homer, der älteste Griechendichter, ist indessen nicht maßgebend für die Frage, was alter Griechenglaube war, denn er hat die Urweisheit absichtlich verdreht, hat nur mit halbem Ohr auf die Kunde des Ostens gehorcht.[1]) Vielmehr kommen als Quellen die Historiker und Philosophen, vor allem die Neuplatoniker, in Betracht, bei denen Creuzer viele sichere Hinweise auf die Urreligion zu finden glaubte.

Als Lehrer hatte Creuzer, obwohl sein Vortrag keineswegs glänzend war, einen außerordentlichen Erfolg, der freilich zum guten Teil der Zeitrichtung zuzuschreiben war, die in symbolischen Formen die Idee des Absoluten suchte. Jahrelang zogen zu seinen Vorlesungen so viele Zuhörer aus allen Fakultäten, daß nur der große Pandektensaal sie zu fassen vermochte.[2]) Übrigens hat sich der Mythologe selbst gelegentlich in Versen versucht.[3])

Karl Daub war ursprünglich wie Creuzer von Kant ausgegangen. Seine Anschauungen in jener Zeit vermitteln uns neben drei Studienaufsätzen vor allem die Theologumena — 1806 —, in denen in mystisch-schwerverständlicher Weise die Grundfragen der Dogmatik mit dem Rüstzeug Schellingscher Naturphilosophie betrachtet werden.[4])

Die Religion ist ewig, wie Gott, ist aus ihm als Wissen Gottes von sich selbst hervorgegangen. Den Kantischen Einwänden gegen die Gottesbeweise, die darin gipfeln, daß die Vernunft nur zu Ideen, nicht zur Existenz leite, steht entgegen, daß die Vernunft nicht Quelle, nur Organ der Erkenntnis Gottes ist. Quelle vielmehr ist die Offenbarung Gottes in der Vernunft selbst. Das Christentum ist zwar nicht die Urreligion, stellt sie aber doch nach Inhalt und Form am vollkommensten dar. Das deutsche Volk hat nur eine Kirche, die sich in der doppelten Form des Protestantismus und Katholizismus manifestiert, — beide Formen sind gleichberechtigt im Zustand der Polarität; in dem Verhältnis, in welchem sie zueinander stehen, offenbart sich der eigentümlich deutsche Charakter. In ähnlicher Weise standen auch Görres schon in seiner Vorheidelberger Zeit Katholizismus und Protestantismus nebeneinander und waren ihm nur die Folgen der verschiedenen Volkscharaktere.[5]) Etwa von 1810 ab macht sich dann bei Daub der Einfluß Hegels geltend, der schließlich den Schellings überwiegt, ohne ihn je völlig zurückzudrängen.

Daubs tiefsinnige, ehrfurchtgebietende und feurig begeisternde Persönlichkeit, die sich bei den Studierenden außerordentlicher Verehrung

[1]) Vgl. Symbolik Bd. I, S. 205, X. [2]) Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen. Stuttgart 1883. S. 114. [3]) Preis. 81 f., 90, 260 u. Anm. N. H. J. XVIII, 63 f., Weber, a. a. O. S. 122, Antisymbolik von Voß, Bd. I, S. 357, 371. [4]) Vgl. bes. Grenzboten, 1858, III, 403 f. [5]) S. Glauben und Wissen. 1803.

erfreute, übte großen Einfluß auf den jungen Marheineke[1]) aus, der, seit 1807 in Heidelberg, zunächst Daubs Ideen verallgemeinerte und fortführte. Übrigens hatte Marheineke schon in seiner 1806 erschienenen Universalgeschichte des Christentums Schellingsche Prinzipien auf die Kirchengeschichte angewandt. Der junge Theologe war offenbar eine künstlerisch empfängliche Natur, wofür u. a. die kunstvolle, bilderreiche und rednerische Darstellung seiner Werke spricht.[2])

Auch Böckh, der, noch nicht 22 jährig, 1807 durch Creuzers Befürwortung zunächst zum a. o. Professor ernannt wurde, stand in seinem Studienaufsatz Timäos und die Weltseele — 1807 — auf dem Boden der Naturphilosophie, rückte dann aber bald immer mehr von der spekulativen Richtung ab, um schließlich der bedeutendste Vertreter der realen Richtung in der klassischen Philologie zu werden. Weitere Anhänger der Naturphilosophie waren u. a. der Philologe Kayser, der Naturwissenschaftler Kastner, die Mediziner Schelver, von Hagen, Loos, — dieser gehörte um 1805 ebenso wie Kayser zu den Freunden Creuzers. Auch zwei andere Mitglieder der medizinischen Fakultät, Ackermann und Zuccarini, standen romantischen Ideen nahe. Über Görres' Anschauungen wird weiter unten noch ausführlich gesprochen werden.

Im schärfsten, oft hervortretenden[3]) Gegensatz zu den Genannten stand die rationalistische Partei. Zu ihr gehörten vor allem der Mathematiker Langsdorf und die Juristen Klüber, Gambsjäger, Zachariä. Zu ihnen gesellte sich dann 1811 die mächtige Persönlichkeit Paulus', des letzten bedeutenden Vertreters des Rationalismus auf dem Gebiete der Theologie. In den Wundern der Bibel sah er völlig natürliche Geschehnisse, die nur in mißverständlicher Weise berichtet waren.

Nicht zum Lehrkörper gehörte der Mann, an den der Literaturkundige zuerst denkt, wenn von den Heidelberger Gegnern der Romantiker und der ihnen wesensverwandten Professoren die Rede ist. Johann Heinrich Voß war dank den Bemühungen des Baumeisters Weinbrenner vor allem wegen seiner Verdienste um die klassische Philologie als Staatspensionär ohne irgendwelche Verpflichtungen berufen, um der Universität als „Aushängeschild" zu dienen. Er traf am 17. Juli 1805 in Heidelberg ein. In seinen Schriften und Fehden, zumal der mit Heyne, hatte er sich als starrer und rechthaberischer Sohn des Aufklärungszeitalters gezeigt, der jede Abweichung von dem Bilde, das er sich vom Griechentum gemacht hatte, erbittert bekämpfte. Kein Wunder, daß manchem Heidelberger sein Kommen wenig genehm war.[4]) Indessen dürfte Voß zunächst jede Absicht fern gelegen haben, den Frieden der an geistigen Gegensätzen so reichen Universitätsstadt zu stören. Sein Sohn Heinrich, seit 1807 a. o. Professor in Heidelberg, vertrat im wesentlichen seines Vaters Anschauungen, ohne jedoch viel hervorzutreten. Übrigens scheint der

[1]) Grenzbote 1858, III, S. 409. [2]) Vgl. das charakteristische Urteil der J. L. Z. 1807, Nr. 22. [3]) Abgesehen von dem in dieser Arbeit Dargestellten beachte vor allem, wie 1807 die Regierung die Naturphilosophen innerhalb der medizinischen Fakultät in ihrem freien Wirken zu beschränken suchte. Schneider, 266 ff. [4]) Preis. 122.

alte Voß zunächst noch daran gedacht zu haben, gelegentlich als Lehrer an der Universität aufzutreten, eine Absicht, die er später, nach dem Bruch mit Creuzer, fallen ließ.[1])

Es bleiben nun noch die Gelehrten zu nennen, deren wissenschaftlicher Standpunkt sich nicht in die beiden Gruppen einordnen läßt.

So hielt Thibaut sich vom Rationalismus ebenso fern wie von der romantischen Gedankenwelt, der er zeitweise geradezu feindlich gegenüberstand. Als Jurist hing er dem Positivismus an. „In Reaktion gegen das Naturrecht vornehmlich auf die Praxis gerichtet, gibt er der dogmatischen Exegese der Gesetzesstellen unbedingt alleinige Geltung, historische Betrachtung läßt er nur bei Quellenkritik zu.“[2]) Ähnlichen Anschauungen huldigte der Zivilist Heise, der mehr Praktiker als Forscher war und als durchaus irenische Natur wenig hervortrat. Ebenso dürfte Heises intimer Freund Pätz, der bereits mit 27 Jahren starb, in diesen Zusammenhang einzuordnen sein. Er wollte, laut Einleitung seines Lehrbuches des Lehnsrechtes, Historiker im eigentlichen Sinne sein und lehnte dementsprechend das Naturrecht ab. Auch Martin, der Vertreter für das formale Recht, war Positivist.

Aus der philosophischen Fakultät ist hier zunächst zu nennen der Philosoph Fries, der zwischen Jacobi und Kant, an den er in erster Linie anknüpft, zu vermitteln sucht. Zu dem spekulativen Idealismus wußte er sich in schärfstem Gegensatz. Wichtig ist, daß er 1809 gestand, in seinen philosophischen und ästhetischen Anschauungen sehr mit Voß übereinzustimmen.[3]) Den Historiker Wilken verband als Erforscher des Persischen und der mittelalterlichen Geschichte eine gewisse Interessengemeinschaft mit den Romantikern, doch war seine kritisch-klare Natur allen vagen Spekulationen abhold, wie er auch manchen Schöpfungen der Heidelberger Romantiker keinen Geschmack abgewann.

Der Ästhetiker Schreiber, zugleich Verfasser von Romanen und Gedichten, war eine durch und durch eklektizistische Natur, doch hatten seine Anschauungen eine gewisse Grundlage in den Ideen der Sturm- und Drangperiode.

Von den hier zu nennenden Theologen gehörte Schwarz, welcher seit Oktober 1804 in Heidelberg wirkte, zu den nächsten Freunden Daubs und Creuzers, der u. a. auch ihm seine Symbolik gewidmet hat. Der sich von allen Extremen fernhaltende Gelehrte war in erster Linie praktischer Theologe und Pädagoge, doch scheint er zeitweise Schellingschen Ideen nicht ganz fremd gegenüber gestanden zu haben. Sein theologischer Standpunkt war der eines gemäßigten Supranaturalismus. Das antiromantische Morgenblatt[4]) rühmt von ihm, daß er nicht im Sinne eines Jacob Böhme lehre und schreibe und sich nirgends in die traurigen Nächte des Scholastizismus verliere. Nach Creuzers freilich aus einer vorübergehenden Gereiztheit heraus geborenen Äußerungen[5]) fehlte ihm übrigens jeder Sinn für Kunst und Poesie und zumal die romantische Schule war

[1]) Schneider, 221. Herbst II_2, 107. [2]) Schneider, 235. [3]) Zöpprit II, 33. [4]) 1808, Nr. 305. [5]) Preis. 125, 153, 198.

ihm „verdächtig".[1]) In ihren wissenschaftlichen Anschauungen dürften ihm der vielseitige Horstig sowie Ewald nahegestanden haben. Dieser der nur als Kanzelredner etwas leistete, war tief durchdrungen von der Verderblichkeit der Naturphilosophie, war aber auch anderseits wegen seiner Geistesrichtung Voß wenig genehm.[2])

Hierher gehört auch der Gynäkologe J. A. Mai, der, einer der wenigen aus der pfälzischen Zeit übernommenen Professoren, in seiner Praxis sich außerordentlicher Beliebtheit erfreute — auch Sophie Brentano stand er auf ihrem letzten Schmerzenslager bei.[3]) Ohne eine feste Parteistellung zu den herrschenden Theorien der Medizin einzunehmen, stand er der Naturphilosophie ablehnend gegenüber, dürfte aber schon infolge seiner tiefen katholischen Frömmigkeit dem Rationalismus fern gestanden haben. Während Mai vorwiegend praktische Ziele verfolgte, war sein Schwiegersohn, der Kliniker Nägele, mehr Forscher als Lehrer. Nägele zeichnete sich durch exakte und ausdauernde Beobachtung aus, doch ist die Naturphilosophie nicht ganz spurlos an ihm vorbeigegangen.[4])

Man sieht, daß, von der juristischen Fakultät abgesehen, die Schellingsche Weltanschauung in allen Sektionen ihre Vertreter hatte. Dem flüchtigen Blick mußte es sogar erscheinen, als wenn sie in noch viel höherem Maße die Universität beherrschte, als es tatsächlich der Fall war. Das lag einmal an der regen literarischen Tätigkeit mancher Schellingianer. Vor allem ist zu beachten, von wem und in welchem Sinne die beiden Zeitschriften der Universität geleitet wurden. Denn nicht nur die Studien, auch die Heidelbergischen Jahrbücher ließen anfangs in mehreren Abteilungen vorwiegend Vertreter der Naturphilosophie und der ihr nahestehenden Romantik zu Worte kommen. Weiter ist zu bemerken, daß die erfolgreichen Vorlesungen mancher Schellingianer auf rationalistischer Seite Widerspruch und literarische Angriffe hervorriefen, die zugleich die Universität als Pflegestätte solch verderblichen „Unsinns" hinstellten und dadurch den Schein hervorriefen, als wenn sie eigentlich ganz von dem Geist der neuen Schule durchseucht wäre. —

Wenn aber auch in erster Linie die Bedeutung vieler Dozenten die Studierenden anlockte, so trugen noch manche anderen Umstände zum Aufschwung der Universität bei. Vor allem — man merkte am Neckar von dem schweren politischen Druck, unter dem damals weite Teile Deutschlands lagen, verhältnismäßig wenig, konnte dort ruhiger und sicherer leben als meist sonstwo. Zwar seufzte auch die Pfalz unter dem Steuerdruck und auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen bluteten Badener im Heere des Korsen. Aber durch kluge Nachgiebigkeit wußte Karl Friedrich, der, so deutsch er in seinem Empfinden war, erkannt hatte, daß jeder Widerstand gegen Napoleons Willen seinem Land verderblich sein könne, das Wohlwollen des französischen Kaisers zu gewinnen, welcher, so lange ihm das Glück hold war, Baden mit großer Schonung behandelte. Es

[1]) Jean Paul war ein Jugendfreund von ihm. s. Nippold I 83. Nord und Süd, XXXIII, 84, 93. [2]) s. unten S. 66 An. 4. [3]) G. B. I, 480. [4]) Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert. Festschrift der Universität Heidelberg, 1903, Bd. II 119.

gelang sogar im Oktober 1805, von Napoleon die Zusicherung besonderen Schutzes für die Universität zu erlangen. In der Tat hatte die Stadt nur Ende 1805 eine geringe Kontribution zu zahlen, und von der Einquartierung, die sich bis August 1806 hinzog, blieben die Universität, und im allgemeinen auch ihre Mitglieder verschont. Der Unterricht ist damals kaum irgendwie gestört worden.[1]) So brauchten die Heidelberger, zumal weiteste Kreise kaum ein Gefühl dafür hatten, wie demütigend die Abhängigkeit von Napoleon war, ihrem leichten Pfälzerblut keine Zügel anzulegen. Wer die Briefe jener Zeit liest, wundert sich immer wieder, wie selten Anspielungen auf die Zeitereignisse zu finden sind. In der Studentenschaft, zumal der aus Norddeutschland stammenden, war zwar der Haß gegen Napoleon weit verbreitet und insgeheim brachte man ihm auch ein Pereat. Grade der Umstand, daß seit 1807 Göttingen und Halle zum Königreich Westfalen gehörten, also unmittelbar unter französischem Einfluß standen, mußte viele national empfindende Deutsche zur Wahl der Heidelberger Universität bestimmen. Aber die Unverwüstlichkeit der Jugend und das Gefühl völliger Ohnmacht gegenüber einem übermächtigen Verhängnis brachte es mit sich, daß man sich zunächst unbefangen den Reizen des studentischen Lebens hingab.

Ein weiterer Vorzug Heidelbergs war, daß es in jenen Jahren als besonders wohlfeil galt;[2]) auch während des Krieges von 1805 waren Lebensmittel im Überfluß und bester Qualität zu erstehen, ohne daß sie im Preise gestiegen waren.[3]) Der billige Pfälzerwein wurde allgemein getrunken; selbst ein nicht besonders reichlich ausgestatteter Student konnte es sich leisten, morgens zum Frühstück statt des Kaffees einen halben Schoppen Deidesheimer zu trinken.[4]) Kein Wunder, daß sich auch viele Fremde, die weder lehrten noch studierten, in Heidelberg niederließen.[5])

Was besonders Norddeutsche immer wieder besonders angenehm empfanden, war der leichte, wohlbehagliche Sinn der Pfälzer, der sich so viel wie möglich jeden Tag zu einem Fest zu machen suchte. Heidelberg zählte damals nur gegen 10000 Einwohner.[6]) Dennoch rühmt Creuzer[7]) gleich nach seiner Ankunft der Neckarstadt insofern etwas Großstädtisches nach, als jeder leben kann, wie er will. Man setzte sich leichter als meist anderswo über die Schranken der Konvention hinweg,[8]) gab sich unbefangen sorglos dem Genuß der Gegenwart hin, näherte sich leicht einander, so daß sich dem Fremden schnell die Häuser öffneten. Die Geselligkeit wurde nicht durch öffentliche Vergnügungen und Veranstaltungen bestimmt, sie ergab sich aus dem Zusammenschluß der einzelnen Kreise und Familien und trug einen anspruchlosen, harmlos gemütlichen Charakter. Man

[1]) Keller, 115 f. [2]) Etwa Rüdiger, 188, Preis. 8, Henke, 309 u. ö. [3]) Düntzer II, 70, 71. 1811 nennt Schreiber (S. 186) zwar noch die Lebensmittel wohlfeil, doch seien sie seit einigen Jahren im Preise gestiegen. [4]) Abend-Glocken-Töne, S. 116. [5]) Creuzer weiß gleich nach seiner Ankunft von der Übersiedlung pensionierter Offiziere und einiger reicher Familien zu berichten: Heidelb. Tageblatt, 1903, Nr. 117. [6]) 1804: 9080, 1807: 10087, 1810: 10212 Seelen (Schreiber 74). Das älteste Adreßbuch von 1816 meldet „nach der letzten Zählung" nur 8983 Einwohner. [7]) Heidelberger Tageblatt, 1903, Nr. 117. [8]) Für das Folgende: ebd., ferner Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen. Stuttgart 1883, 107 und das ganze Buddesche Tagebuch.

machte in größerer Gesellschaft Ausflüge in die Umgebung mit Gesang, Lautenspiel, Tanz, Picknicks im Walde, Neckarfahrten, man lud zu Abendessen oder Tee in den Schloßgarten ein, der dabei gelegentlich durch Lämpchen und Fackeln oder Feuerwerk hübsch beleuchtet wurde.[1])

Die Stadt machte einen wohlhabenden Eindruck[2]) und war durch das massige, steinerne „Mitteltor" am Paradeplatz, dem jetzigen Ludwigsplatz, in zwei Hälften geteilt. In der eigentlichen Stadt, östlich des Mitteltors, stand Haus an Haus dicht nebeneinander, während die „Vorstadt" viele und große Ziergärten hatte. Gegen Westen zu trug sie sogar ein ländliches Gepräge, hier zog der Hirt noch mit Stab und Horn durch die Gassen, tutete das Vieh aus den Ställen auf die Weide und trieb es abends wieder heim.[3]) Freunde von Kunst und Literatur empfanden es als Mangel, daß es durchaus an Einrichtungen fehlte, die der Öffentlichkeit Gemälde, Kupferstiche, Skulpturen zur Verfügung stellten,[4]) ferner daß es kein Theater gab. Schauspielergesellschaften war sogar verboten, Vorstellungen zu geben.[5]) Einigermaßen konnte indessen die Nähe Mannheims entschädigen, dessen berühmtes Theater oft von den Heidelbergern besucht wurde. Übrigens bestand schon längst, bevor Zimmer 1805 seine Buchhandlung eröffnete, eine Lesegesellschaft, die Zeitschriften jeder Art, auch Tageszeitungen hielt.[6]) Unterhaltungsmusik fand während der schönen Jahreszeit von einem der Türme des Schlosses herab öfter statt,[7]) bisweilen wurden auch von auswärtigen Künstlern Konzerte veranstaltet, die indessen selten zahlreich besucht wurden.[8]) Seit 1816[9]) leitete Thibaut bekanntlich in seinem Hause einen Singverein, der mit ungewöhnlichem Ernst ältere Musik mit vorwiegend kirchlichem Charakter pflegte und jährlich vier Aufführungen veranstaltete.

Nicht nur über das unentwickelte Kunstleben, auch über den das Fehlen der Vergnügungen großer Städte wird zu Anfang des Jahrhunderts öfter geklagt.[10]) Nur an Tanzbelustigungen war kein Mangel, sie gehörten vielmehr untrennbar zu dem Bilde des Heidelberger Lebens. Im Winter wurden unter dem Namen eines Kasinos Bälle veranstaltet, die, vom Ephorat der Universität angeregt, ihr Gepräge von der Studentenschaft bekamen,[11]) mitunter gab auch die Bürgerschaft einen Ball, an dem „Bürger und Akademiker, Nobiliore und Inferiore" in gleicher Weise teilnahmen,[12]) und allsonntäglich tanzten Mägde und Handwerksburschen, unter die sich nicht selten die Studierenden mischten, in den umliegenden Dörfern und den der Stadt nahen Wirtschaften. Für jeden Fremden auffällig

[1]) Budde, 42. Reinbeck, 57. [2]) Düntzer, II, 70. [3]) Adolf Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart 8. Aufl. S. 63. [4]) Schreiber, 180, Weber 114. Die einzige sehenswerte Gemäldegalerie befand sich in Privatbesitz, s. unten S. 34. Zu seinen Vorlesungen über Bildende Kunst mußte, da die Universität keine Sammlung hatte, Schreiber seine eigenen Schätze zeigen. Vgl. Vorlesungsverzeichnis So. Se. 1807, S. 26. [5]) Schreiber, 192. Reinbeck, 64. [6]) Heidelberger Tageblatt 1903, Nr. 117. Sie war wohl von der Phählerschen Buchhandlung eingerichtet, s. Schreiber, 176. [7]) Schreiber, 193. Reinbeck, 90. Lampadius, 238. [8]) Schreiber, 192. Arnim vermißte sehr gute Musik: G. B. II 38. [9]) Eduard Berend, J. Pauls Persönlichkeit, München und Leipzig. 1913, S. 126. Doch vgl. Rüdiger, 190. [10]) Schreiber, 192. Reinbeck, 63. [11]) Keller, 254. Reinbeck, 63. Schreiber, 193. [12]) Budde, 239.

war dabei, daß bei der Tanzmusik der Schall der Saiten- und Blasinstrumente durch eine große türkische Trommel übertönt wurde, die mit einer Rute oder einem Hammer geschlagen wurde.[1]) Zu verschiedenen Zeiten wurde außerdem Kirmes gefeiert, wobei nicht nur getanzt wurde, sondern auch die Kauf- und Schaulust befriedigt werden konnte. In solchen Tagen stand auf dem Markte Bude an Bude; Obst, Käse, Süßigkeiten, Töpfe, Spielzeug, Petschaften und dergleichen wurden feilgeboten, Taschenspielerkunststücke, Geisterbeschwörungen und ähnliche Gaukeleien der Menge vorgeführt.[2]) Und hatten die „Kerwen" in der Stadt ihr Ende erreicht, so begannen die in den umliegenden Dörfern, und zwar so, daß diesen Sonntag dieses, den nächsten jenes Wirtshaus seine Kerwe hatte, zu der auch die Heidelberger jedesmal in Scharen strömten. Ein solches Volksfest, bei dem man natürlich auch fleißig den Becher kreisen ließ, dauerte stets mindestens zwei Tage.[3])

Das eben war ein Hauptreiz der Neckarstadt, daß sie, ein Sitz hoher Wissenschaft, doch immer wieder gleich jeden mit dem frischen Volksleben in Berührung brachte. Unvergleichlich hat uns Brentano, der bei seinem Eintreffen in Heidelberg „Tanz und Sang vor allen Türen"[4]) fand, in seinem Lied von eines Studenten Ankunft das sorglos heitere Treiben an einem Volksfeste — anläßlich der Genesung des Großherzogs — geschildert, und noch heute haben sich einzelne alte Bräuche, wie der Sommertagszug der Kinder am Sonntag Lätare erhalten. Bezeichnend für den Sinn der Pfälzer ist, daß der Fronleichnamstag mit Kanonendonner, Gewehrsalven und Jubel gefeiert wurde, und zwar von allen Religionsparteien,[5]) wie denn überhaupt jede religiöse Unduldsamkeit den Heidelbergern fern war, besaßen doch die Lutheraner, Reformierten und Katholiken, die ungefähr gleich stark vertreten waren, auf der Aue, jenseits des nahen Schlierbach, eine gemeinsame Kapelle.[6])

Noch mehr vermochte dem Freunde deutscher Volksart und Vergangenheit die weitere Umgebung zu bieten. Der Rhein mit seinen Erinnerungen und Sagen war leicht zu erreichen, an der Bergstraße und den Neckar aufwärts grüßten die Zeugen einstiger Ritterherrlichkeit und überall fand man Jahrhunderte alte volksmäßige Tradition bewahrt. Noch immer gingen, zumal am Neckar und im Odenwald, Volkslieder und Sagen von Mund zu Mund und von alten Sitten sei nur an das Holzapfelfest zu Dossenheim[7]) oder an das Eierlesen zu Neckarelz[8]) erinnert.

Daß dieser Boden der Entfaltung studentischer Jugendfreude entgegenkam, liegt nahe. In jenen Jahren nach der Neugründung der Universität erstand jene sorglos schwärmende, sang- und wanderfrohe Heidelberger Studentenpoesie, die in ihrem Grundzug trotz mancher Erstarrung auch heute noch, in einer nüchterneren und einseitig aufs Praktisch-Materielle angelegten Zeit nicht ausgestorben ist. Die Bürgerschaft stand anfangs den von auswärts herströmenden Scharen mißtrauisch gegenüber. Indessen

[1]) A. v. Löwis, Die Gegend von Heidelberg, Berlin 1816², S. 33 f., Budde 76 u. ö. [2]) Budde, 62 f. [3]) Reinbeck, 77. Schreiber, 193. [4]) Amelung II, 97. [5]) Reinbeck, 67 ff. [6]) Schreiber, 181, 182. [7]) Schreiber, 236 f., Budde, 75 f. [8]) N. H. J. VI, 106.

ein großer Teil der Einwohner mußte doch bald erkennen,[1]) daß die Studierenden viel Geld in Umsatz brachten und die Wohlhabenderen kümmerten sich zwar nicht sonderlich um die Akademiker, legten ihnen aber auch nichts in den Weg.[2])

Zu beachten ist, daß durch die Neuberufungen der Lehrkörper eine außerordentliche Verjüngerung erfahren hatte; zweifellos trug dieser Umstand wesentlich dazu bei, daß die Jugend bei den meisten Dozenten Verständnis[3]) und Nachsicht fand, zumal in Bezug auf die Verbindungen. Einem Übelwollenden konnte es sogar 1807 erscheinen, als wenn der Begriff der akademischen Freiheit in Heidelberg beinahe weiter ausgedehnt war als anderwärts[4]). Indessen sprechen doch mehrere Äußerungen dafür, daß der unter den Studierenden herrschende Ton in jenen Jahren sich im allgemeinen vorteilhaft von dem an manchen anderen Universitäten unterschied.[5]) Überhaupt war Heidelberg bei allem studentischen Übermut eine Stätte ernster Arbeit. Görres fand es sogar „gar zu solide". „Das Studieren wird getrieben, als ob es das ganze Jahr Charwoche sei."[6])

Ausführlicher auf das Verbindungsleben einzugehen, erübrigt sich. Wir können annehmen, daß Arnim und Brentano, denen „die herrlichen Studenten" die geschworenen Feinde des Philistertums dünkten, gelegentlich wieder mit ihnen selbst zu Studenten wurden. Zumal Arnim, in dessen Erstlingsnovelle Hollins Liebesleben der Held, wohl wie der Verfasser einst in Halle, Vorsteher einer Landsmannschaft war, die er gegenüber den Orden wacker mit dem Schläger vertrat.[7]) Indessen verkehrten beide, wie später die Boisserée, vorwiegend in den Kreisen der Dozentenschaft, vor denen die offiziell verbotenen Verbindungen, um deren Bestehen freilich privatim jeder wußte, sich zu verbergen suchten. Nur so viel sei gesagt, daß, als am Schlusse des Wintersemesters 1804/05 nach Schlägereien und Duellen alle Verbindungen aufgelöst waren und dauernd verboten blieben, sich gleich wieder im Verborgenen Landsmannschaften, 1810 dann Korps bildeten. Die Heidelberger Burschenschaft wurde, seit Jahren vorbereitet, offiziell am 1. März 1817 gegründet.[8])

*

Im Mittelpunkte der Heidelberger Romantik stehen Klemens Brentano und Achim von Arnim.

Größere Gegensätze des Charakters lassen sich kaum denken: Zielbewußt-fest und einig mit sich selbst, frohgemut und von glühender Liebe zum Vater-

[1]) Ed. Heyck, Heidelberger Studentenleben, Heidelberg, 1886, S. 19, 41. [2]) Lampadius, 236. [3]) Reinbecks Behauptung (S. 28 f.), daß das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden wenig persönlich und eng sei, ist zumindest in unberechtigter Weise übertrieben, wie schon Buddes Tagebuch immer wieder zeigt, vgl. auch Keller, 318. [4]) Reinbeck, 25. [5]) Düntzer, II, 71. Keller, 185, 313, 318. Kosch, Bd. 11, 196. Budde, 294 f. Für später Nippold I, 63. [6]) G. B. I, 477. [7]) Hinweise bei Brentano und Arnim auf Beziehungen zu Korporationen fehlen durchaus. Eichendorffs Tagebuch erwähnt wohl etwa „freundliche Westphalen" (S. 221). Doch stand offenbar Joseph dem Heidelberger Verbindungsleben fern. Wenn er von dem Umgang mit der Silesia (217) schreibt, so meint er wohl einfach die in Heidelberg studierenden Schlesier. Jedenfalls gab es keine Heidelberger Landsmannschaft Silesia. [8]) Vgl. Alexander Pagenstecher, Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg . . . Voigtländers Quellenbücher, Bd. 56, Leipzig, S. 51.

land, zumal der engeren Heimat Preußen beseelt, so schritt Arnim daher, die besten Ideale des märkischen Edelmannes in sich verkörpernd. Anders Brentano. Schon als Kind dem Wurzelboden und der Zucht des väterlichen Hauses entrissen, hat er nie irgendwo ein Heimatgefühl finden können, hat er es nie gelernt, die einander widerstreitenden Kräfte seines Innern harmonisch zu verschmelzen und in sich selbst den Schwerpunkt seines Wesens zu finden. Außerordentlich reizbar und mit seltener Einfühlungsgabe und Phantasie begabt, reißen ihn oft schöne Aufwallungen und Stimmungen hin, steigen immer neue Pläne und Wünsche in ihm auf, aber zu ernstem Wollen, geregelter Tätigkeit und zu dauernder Befriedigung und Ruhe kommt er nie. Durch seinen sprudelnden Geist, seine Begeisterungsfähigkeit und südländische Schönheit vermag er schnell von sich zu anderen eine Brücke zu schlagen, bald aber wenden sich die meisten, die nicht den trotz allem edlen Kern seines Wesens erkannt haben, von ihm ab, verletzt durch seine rücksichtslose Offenheit und seinen bizarr-mutwilligen Witz, der vor nichts Halt macht.

Brentano fühlte stets die Überlegenheit Arnims, an ihn lehnt er sich an, in seiner Nähe fühlt er sich beglückt, zur Arbeit gestimmt und ergänzt wie nie sonst. Es hat etwas Rührendes, zu lesen, wie er den Freund immer wieder um Erhaltung seiner Liebe bittet, wie er sich nach einem Zusammensein und Zusammenwirken auch dann noch sehnt, als er die längst geliebte Dichterin Sophie Mereau heimgeführt hatte.

Anderseits war Brentano zweifellos geistig der beweglichere, anregendere, wie er ja auch Arnim an dichterischer Begabung überragt, — vielleicht, daß dieser sich überhaupt erst unter dem Einfluß des Freundes von der Physik zur Poesie wandte. So hoch Brentano das Talent des Freundes einschätzt und auch überschätzt, für seine Schwächen fehlt ihm deshalb keineswegs der Blick. Besonders die leichtfertige Arbeitsweise Arnims und die häufige Unklarheit seiner Dichtungen hat er immer wieder getadelt.

Schon vor den Heidelberger Jahren herrschte in den Bestrebungen der Freunde eine seltene Einstimmigkeit. Vor allem wußten sie sich längst einig in ihrer Liebe zur Volksdichtung und zur alten Literatur überhaupt. Von Volksliedern, Märchen, Sagen, Volksbüchern, Minneliedern und alten Heldengedichten ist seit Beginn des Briefwechsels immer wieder die Rede. Brentanos Sammlung von alten, seltenen Büchern und Manuskripten dürfte damals die größte und wertvollste in den Händen eines Privatmannes gewesen sein; ihr Besitzer meinte einmal, vermehrt könne sie zur Zentralbibliothek deutscher Poesie werden.[1]) Schon im Februar 1802 begann Brentano Minnelieder aus der Myllerschen Sammlung von 1782 zu übersetzen,[2]) ein paar Monate später erwägt er die Bearbeitung des Volksbuches von Fortunatus[3]) und ermahnt Arnim, Volkssagen, Lieder und alte Bücher in der Schweiz zu sammeln.[4]) Auch in ihren eigenen Werken fanden ihre volkstümlichen Neigungen ihren Niederschlag, indem sie früh im Volksliedton sangen und Dichtungen in der deutschen Vorzeit spielen ließen.

[1]) Steig I, 227. [2]) Ebd. 29. [3]) Ebd. 43. [4]) Ebd. 40.

Bei beiden war die Freude an der Volksdichtung fest verankert in dem Anteil, den sie an dem Leben des Volkes in allen seinen Verzweigungen nahmen. So lauschten sie bei dem planlosen Herumstreifen am Rhein 1802 dem Gesang der Schiffer, nahmen an dem bunten Treiben wandernder Schauspieler und Bänkelsänger teil, zogen mit der Prozession nach Not Gottes und in den kleinen Städtchen lehrte Brentano, mit der Gitarre am blauen Bande einziehend, die schönen Rheinländerinnen neue Melodien.[1]) Um die in den höheren Ständen verlorenen Töne der Poesie dem Volke zurückzuführen und ihm Goethe so lieb zu machen wie die Volksbücher, schwebten Arnim[2]) sogar soziale Einrichtungen vor, wie die Gründung einer Druckerei für das Volk, einer Sprach- und Sängerschule, von Sängerherbergen usw. Ja, es sollte eine allgemeine deutsche Sprache erfunden werden, die jeder Deutsche versteht und bald von allen Völkern angenommen wird. Dadurch würden die Deutschen sich über alle Standesunterschiede und sonstigen Gegensätze hinweg ihrer Einheit bewußt werden. Als Arnim diesen phantastischen, für ihn überaus bezeichnenden großen „Lebensplan" Brentano im Juli 1802 mitteilte, konnte dieser melden, er habe Savigny schon einen ähnlichen Vorschlag gemacht, wenn er auch das Allzuluftige gleich erkannte.[3])

Bei ihrer Neigung für das Volkstümliche, Einfache, Mannigfaltige, Sinnlich-Konkrete ist es nicht zu verwundern, daß ihnen ein tieferes Verständnis für die Systeme eines Fichte und Schelling fehlte. Klemens wußte, daß ihm wie Bettina „alle Tore philosophischer Abstraktion gänzlich verschlossen geblieben" waren,[4]) während Arnim, überzeugt von der Kontinuität alles Seins, in den Gegensätzen, die die zeitgenössische Philosophie aufzustellen pflegt, eine Vergewaltigung des jedem Schema hohnsprechenden Lebens sah.[5]) Nur die Mystik eines Jakob Böhme vermochte in ihnen verwandte Saiten zum Schwingen zu bringen. In der Einsiedlerzeitung stand ein Abschnitt aus Böhmes Morgenröte, die theosophische Schöpfungsgeschichte in Brentanos Philisterabhandlung ist dem „heiligen Denker" entlehnt und in seinem 1809 erschienenen Wintergarten brachte Arnim eine versifizierte Anekdote aus dem Leben des Philosophen. Ein Ausfluß dieser alogischen Grundlebensstimmung war auch die Abneigung gegen jede zersetzende und normative Kritik; der Widerwille gegen Rezensenten und Journalwesen findet bei Arnim immer wieder seinen Ausdruck.[6])

Als der unerreichbare Gipfelpunkt aller Poesie erschien ihnen Goethe, zu dem sie noch rückhaltloser aufblickten als die älteren Romantiker. Die Anerkennung des „Göttlichen" zu erlangen war ihnen der höchste Lohn für ihr Streben. Bettinas leidenschaftliche Anbetung des Olympiers geht

[1]) Arnims sämtl. Werke, XII, 243. Steig I, 35. Grisebach, 311. [2]) Steig I, 38/39. [3]) Steig I, 40. Gustav Roethe, Brentanos Ponce de Leon. Abhdl. der kgl. Gesellschaft der Wissenschaft zu Göttingen. Phil.-hist. Abtlg. N. F. Bd. V_1. Berlin 1901, S. 18. [4]) Brentanos Gesammelte Werke, 1855, Bd. 8. S. 144; vgl. etwa noch Alfred Kerr, Godwi, Berlin 1898, S. 26 f., N. H. J. XVIII, 65 und sehr oft. [5]) Steig III, 110, vgl. Fr. Schönemann, A. v. Arnims geistige Entwicklung . . . Walzels Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. 12, Leipzig, S. 176—184. [6]) Für Arnim vgl. die Zusammentragungen bei Schönemann, a. a. O., S. 11, An. 2, für Brentano Gesammelte Werke 1855, Bd. 8, S. 144, Steig I, 266 u. ö.

nicht zuletzt auf Klemens zurück, der sie ermahnte, „meistens Goethe, und immer Goethe“[1]) zu lesen. Dagegen war ihre Stellung zu den älteren Romantikern, mit Ausnahme Tiecks, entsprechend deren spekulativen kritischen Richtung, kühler. Über Novalis haben sich beide wenig günstig ausgesprochen.[2]) Bei Brentanos scharfen Äußerungen gegen den Schlegelschen Kreis ist freilich zu beachten, daß zwischen Klemens und Friedrich Schlegel ein Zerwürfnis stattgefunden hatte, das auf beiden Seiten außerordentliche Erbitterung zurückließ.[3]) Vorher hatte indessen Brentano, als Jenaer Student, an dem Treiben der Älteren teilgenommen, und gerade Friedrich, der ihm am nächsten stand, hatte durch sein Vorbild des Jüngeren natürliche Anlage zu Witz ihre bestimmte Richtung gegeben.[4]) Aber wenn auch Brentano in der Satire Gustav Wasa die Sache der Älteren als getreuer Schildknappe führte, wenn er in seinem ersten Roman Godwi wie Schlegel in der Lucinde und Tieck im Lovell das Evangelium schrankenlosen sinnlichen Genusses verkündigte, und auch sonst zunächst vielfach trotz frühen Spottes über die Naturphilosophie in dem Ideenkreis der Herausgeber des Athenäums stand,[5]) — je mehr die volkstümlichen Neigungen in ihm wuchsen, desto mehr rückte er von den Älteren ab, deren Art er schließlich als Unnatur und Manier empfindet.[6]) Schon 1802 arbeitete er an der kindlich frommen, ganz unfrüh-romantischen Chronika eines fahrenden Schülers.

Auf Arnim hatte die Jenaer Romantik weit weniger unmittelbar und unbewußter eingewirkt und auch ihn führten die volkstümlichen Bestrebungen, die bis in die Göttinger Studienzeit zurückreichen,[7]) auf neue Wege, wenn sich auch noch in den Werken nach den Heidelberger Jahren im einzelnen Anregungen und Einflüsse der Schlegel nachweisen lassen.[8]) Der historischen Bedeutung der Brüder gerecht zu werden, hat sich Arnim auch später bemüht, aber die „kalte Schlegelsche Kritikluft“, ihr „polemisches Leben“,[9]) und die niederreißende, zersetzende Ironie des Jüngeren, der in Gedanken vernichten können will, was er anbetet, war seiner Pietät stets wesensfremd.

Dagegen brachte Arnim wie Brentano herzliche Verehrung Ludwig Tieck entgegen, der in seinen Bestrebungen und seiner Wesensart ihnen von allen Romantikern am nächsten stehen mußte. Beide waren Tieck längst auch persönlich bekannt, und zwar Brentano von Jena her, wo er dem Meister eine so aufdringliche Verehrung entgegengebracht hatte, daß dieser ihn dafür in seiner Satire „Herkules am Scheidewege“ freundschaftlich gezüchtigt hatte. So stark indessen Tieck auf die Arbeiten Arnims und zumal Brentanos eingewirkt hatte, in ihrer Heidelberger Zeit standen sie seinen Werken bereits mit kritischen Augen gegenüber,[10]) ihre Verehrung galt in erster Linie Tiecks Bemühungen um die Erneuerung altdeutscher Poesie,

[1]) Frühlingskranz, Hrsg. von R. Steig, Berlin, 1891, S. 139. [2]) Steig I, 41, 51, 66. [3]) Vgl. Steig I, 78, Zeitschrift f. Bücherfreunde, N. F. V$_1$, S. 183 f. [4]) Gustav Roethe, a. a. O., S. 22 ff. [5]) Alfred Kerr, Godwi, Berlin, 1898, S. 17. [6]) Steig I, 161. [7]) Arnims Ariels Offenbarungen. Hrsg. von J. Minor, Weimar, 1912, S. 279. [8]) Schönemann, A. v. Arnims geistige Entwicklung, Walzels Untersuchungen . . ., S. 111 f. [9]) Steig I, 38, 53. [10]) Z. B. N. H. J. XVIII, 65, Steig I, 115.

die für sie richtunggebend waren. Wie ihr Meister waren auch sie überzeugt, daß die alten Dichtungen nur durch sprachliche Erneuerung, durch Umarbeitung und Weiterdichtung dem modernen Verständnis nahegebracht werden können.

So war es wie ein Symbol, daß Tieck als der erste anerkannte[1]) Romantiker im Juli 1803, zu einer Zeit, wo eben die Neuorganisation der Universität eingeleitet war, der Neckarstadt einen kurzen Besuch abstattete, durch den dauernde Beziehungen zu den Heidelberger Kreisen angeknüpft wurden, — der Dichter ist dann später mindestens noch fünfmal nach Heidelberg zurückgekehrt.[2]) Wir wissen nichts über die Veranlassung zu dem ersten Besuch, jedenfalls befand sich damals Tieck mit seinem Freunde von Burgsdorff auf einer großen Rundreise durch Süd- und Mitteldeutschland und kam von Würzburg aus nach Heidelberg, um von da zunächst nach Heilbronn und Jagsthausen, der Burg Götz von Berlichingens, zu reisen. Auf den Dichter machte die Neckarstadt einen tiefen Eindruck. Als ihn seine Verehrer, unter denen wir uns wohl vor allem Daub, Kayser, Loos denken müssen, aufforderten, eine Zeitlang seinen Wohnsitz nach Heidelberg zu verlegen, zeigte Tieck „sich nicht abgeneigt. Aber seine Verbindungen ließen, sagte er, es nicht wohl zu."[3])

Die einzelnen Motive, die dann ein Jahr später Brentano zur Übersiedlung nach Heidelberg veranlaßten, sind heute in ihrem Stärkeverhältnis zueinander schwer abzuschätzen. Marburg, wo das junge Paar seinen ersten Haushalt hatte, war von vornherein als Durchgangspunkt angesehen, zumal schon vor der Trauung — 29. November 1803 — Savignys Fortgang feststand.[4]) Aus den Briefen lassen sich verschiedene Pläne ersehen: der Kauf eines Gütchens am Rhein,[5]) Reisen,[6]) ein Winteraufenthalt bei Tieck,[7]) insbesondere ein dauerndes Zusammensein mit Arnim.[8]) Dieser Lieblingswunsch mußte indessen einstweilen zurückgestellt werden, da der noch im Auslande weilende Freund erklärte, zunächst in seinen Entschließungen gebunden zu sein.[9]) Manches mochte da die suchenden Augen Brentanos auf Heidelberg lenken, als sich auch die anderen Pläne als unausführbar erwiesen hatten. Die Nähe der Heimat, von der er sich seiner Vermögensverhältnisse wegen nicht allzuweit entfernen durfte,[10]) die einzig schöne, ihm längst bekannte[11]) Lage der Stadt mit dem Schlosse, das auch ihm aussprechen mochte, was er sich bisher unter altdeutscher Art und Kunst gedacht hatte,[12]) die Universität, deren Neugründung er sicher mit Interesse verfolgte, bewegte er sich doch seit seiner Jenaer Zeit viel in Universitätskreisen. Vor allem aber war im Frühjahr 1804 Creuzer nach Heidelberg übergesiedelt und auch Savigny hatte einen Ruf nach dort erhalten, den er zwar in Hinblick auf seine längst beschlossene Studienreise ins Ausland

[1]) Denn schon vorher war der Knabe Brentano (Amelung I, 126; 227.) und im Juni 1801 der sich seines Dichterberufes noch nicht bewußt gewordene Heinrich von Kleist (s. Werke, hrsg. von Erich Schmidt, Bd. 5, 269) in Heidelberg gewesen. [2]) S. unten S. 46, 132 f., 139. [3]) Bartsch, 41, Anm. 16, vgl. Rudolf Köpke, L. Tieck, 1855, S. 307 (doch war Creuzer damals noch nicht in Heidelberg). [4]) Amelung II, 68. [5]) Ebd. auch Steig I, 100. [6]) Amelung I, 196. [7]) Holtei I, 98. Steig I, 104 f. [8]) Steig I, 100, 104, 105 f. [9]) Steig I, 106. [10]) Holtei I, 98. [11]) Amelung I, 126, vgl. Anm. [12]) Preis. 3.

zunächst mit Bedauern ablehnte, aber einige Hoffnung, er werde später ihm folgen, bestand immerhin.[1]) Da tauchte in Brentano ein Gedanke auf, dessen Verwirklichung ihn „ewig glücklich" machen würde, — wie, wenn es möglich wäre, dem verehrten Tieck in Heidelberg eine Professur zu verschaffen, und unter seiner Leitung die mittelhochdeutschen Epen zu bearbeiten?[2]) Brentano wandte sich — etwa Mitte April — zunächst an Creuzer, um ihn für seinen Plan zu gewinnen. Aber der Philologe, der Klemens in lockenden Farben das angenehme Heidelberger Leben und die Naturschönheiten ausmalte, und ihn in herzlichen Worten drängte, zu kommen, konnte ebensowenig wie Savigny Tiecks Berufung durchsetzen, da insgeheim der Lehrstuhl für Ästhetik an Alois Schreiber[3]) vergeben war, der freilich erst zum Wintersemester 1805/06 sein Amt antrat. Noch während die Frage von Tiecks Berufung schwebte, kündigte Brentano[4]) Creuzer an, er wolle wenigstens einmal nach Heidelberg kommen, um die dortigen Verhältnisse in Augenschein zu nehmen. Aber schon wenige Wochen später, am 2. Juni, schreibt der Dichter[5]) der Günderode, er wisse noch nicht, wo er seine Heimat finden werde. Ohne Heidelberg auch nur zu erwähnen, äußert er, daß er dem Vaterlande gern nahe wäre, ja, er zöge am liebsten ganz nach Frankfurt, wenn nicht dort die Teuerung herrschte. Danach scheint es, als habe Brentano noch verschiedene Orte in der Nähe Frankfurts in Betracht gezogen, um sich dann endgültig für die Neckarstadt zu entscheiden, deren große Wohlfeilheit Creuzer betont hatte.

In den letzten Tagen des Juli traf der Dichter in Heidelberg ein, zunächst allein, um eine Wohnung zu suchen.[6]) Creuzer, bei dem Brentano logierte, nahm ihn mit offenen Armen auf und führte ihn sofort bei seinen Freunden Daub, Kayser, Loos ein, die durch des Dichters Einfälle und Erzählungen, seinen Gesang und sein Lautenspiel bezaubert wurden. Gemeinsam unternommene Wanderungen führten bis nach Mannheim, wo zur großen Freude Brentanos einige Lieder aus Ritters Vertonung seiner „Lustigen Musikanten" unter Leitung des Komponisten vorgetragen werden konnten. An einem der Ausflüge nahm auch die gerade vorübergehend in Heidelberg weilende Frankfurter Stiftsdame und Dichterin Karoline von Günderode teil.[7]) In jenen Tagen begann der unglückselige Liebesroman zwischen Creuzer und der Günderode, der schließlich, nachdem beide fast zwei Jahre hindurch hin und her gerissen waren zwischen höchstem Glück und tiefster Verzweiflung, mit dem Selbstmord des unglücklichen Mädchens endete.

Freudig bewegt von der herrlichen Natur und dem fröhlichen Treiben fuhr Brentano am 6. August zur Gattin, die derweil wohl in Frankfurt

[1]) G. B. I, 483, 493. Schneider, 76/7. Holtei I, 98. [2]) Holtei I, 99 f. Schon Anfang 1802 suchte Brentano Tieck am Frankfurter Stadttheater eine Stelle als Regisseur zu verschaffen, freilich vergebens. Holtei I, 94. [3]) Heidelberger Tageblatt, 1903, Nr. 117. Schneider, 101, 126 f. [4]) Wohl Anfang Mai. Creuzer antwortete am 14. f. Heidelberger Tageblatt, 1903, Nr. 117. [5]) Ludwig Geiger, Karoline von Günderode und ihre Freunde, Stuttgart, 1895, S. 100. [6]) Nach dem Briefe bei Amelung II, 97, der übrigens nicht am 15., sondern am 5. August geschrieben ist (vgl. N. H. J. XVIII, 66), scheint Brentano schon vor diesem ersten Kommen zur Übersiedlung nach Heidelberg entschlossen gewesen zu sein. [7]) N. H. J. XVIII, 65 f.

geblieben war. Ende August langte dann das Ehepaar mit Hulda, der Tochter Sophiens aus ihrer ersten Ehe mit dem Jenaer Professor Mereau, in der neuen Heimat an. Die erste geräumige Wohnung lag, wenn Steig uns recht meldet, im Hause der Frau Registrator Klingelhöfer.[1])

Es steht fest, daß Brentanos in den ersten Wochen ihres Heidelberger Aufenthaltes nicht nur mit einer Reihe Dozenten in Berührung kamen, sondern auch außerhalb der Professorenschaft freundlich aufgenommen wurden.[2]) Besonders verschönt wurde das gesellige Leben durch einige Besuche. So hielten sich im Oktober Klemens' Jugendfreund von Bostell, sowie sein Bruder Christian, die beide auch Creuzer von Marburg aus bekannt waren, vorübergehend in Heidelberg auf.[3]) Vor allem aber weilte von Mitte August bis über Mitte Oktober hinaus Savigny mit kurzen Unterbrechungen in Heidelberg, um die Universitätsverhältnisse zu studieren und der Regierung Vorschläge bei der Neuorganisation, zumal der Besetzung von Lehrstühlen, zu machen.[4]) Zwar ist aus den Bemühungen, ihn selbst für die Universität zu gewinnen, nichts geworden. Doch blieb er dem Heidelberger Kreis stets nahe; mit Brentano war er verwandt, mit Creuzer, Daub, Schwarz, Arnim befreundet. Zudem war Savigny eine künstlerisch empfängliche Natur, die die Schöpfungen der jungen Schule mit Anteil verfolgte. Aber mehr noch, — seine Ideenwelt wurzelte in demselben kollektivistischen Geist, der Arnim und Görres beseelte, welche „die hohe Würde alles Gemeinsamen, Volksmäßigen" zur Geltung bringen wollten. Nach Savigny entstand das Recht nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers, sondern es wurzelt, wie Sprache, Sitte, Verfassung „in der gemeinsamen Überzeugung des Volksgeistes." Die Brüder Grimm, die in Marburg zu den Füßen Savignys gesessen hatten, haben diese Anschauungen des Meisters dann auf die Volkspoesie übertragen, die sich nach ihnen „selbst dichtet".[5])

Zugleich mit Savigny war auch der Tassoübersetzer Gries auf vier Wochen in Heidelberg.[6]) Offenbar hatte auch ihn das frische Leben der Universität, das schon manchen seiner Bekannten angelockt hatte, veranlaßt, während seines mehrmonatlichen Fernseins von Jena auch die Neckarstadt zu besuchen. In Jena war Gries auch mit Savigny, Sophie Mereau und Klemens Brentano in nähere Beziehungen getreten. Dieser wird zu seinen Übersetzungen aus dem Italienischen und Spanischen auch durch den Verkehr mit Gries angeregt worden sein,[7]) den er aber trotzdem im Godwi als den Dichter Haber übermütig karikiert hat. Vielleicht hatte diese Satire eine Entfremdung oder gar einen Bruch zwischen dem überaus empfindlichen Gries und Brentano zur Folge, jedenfalls spricht nichts dafür, daß beide Männer nun in Heidelberg miteinander verkehrten, während das Zusammentreffen von Gries und Savigny in der Biographie des Tassoübersetzers ausdrücklich erwähnt wird.

[1]) Steig I, 110. Herr Landgerichtsrat Hufschmid sah vergeblich das Grundbuch nach diesem Namen durch. [2]) s. S. 32 f. unten. [3]) Preis. 18. [4]) Schneider, 104. Bartsch, 40, Anm. 8. Preis., Register: Savigny. [5]) Vgl. Joseph Körner, Nibelungenforschungen der deutschen Romantik. Walzels Untersuchungen. N. F. IX, S. 80 f. [6]) Er reiste am 13. September ab. S. für das folgende: (Elisabeth Campe) Aus dem Leben von Johann Diederich Gries, o. O. 1855, S. 56, 66. [7]) Steig I, 356.

Soviel neue Eindrücke und Bekanntschaften Brentano die Übersiedlung nach Heidelberg brachte, der Dämon der Unruhe wollte dennoch nicht von ihm weichen. Durch seine Briefe an Arnim zieht in dieser Zeit eine schwere Müdigkeit, die durch keine frohe Äußerung über das Heidelberger Leben abgeschwächt wird. Der tiefere Grund lag in des Dichters Ehe: Klemens liebte sein Weib abgöttisch, aber wie ihm selbst, so fehlte seiner Liebe das Gleichgewicht; nur zu oft wurden ihr die sittlichen Kräfte entzogen, so daß das sinnliche Substrat um so fieberhafter wirbelte. In solchen Stunden konnte er Sophie durch Klagen über ihre Kälte, durch Eifersucht — nicht nur auf ihre bewegte Vergangenheit, durch Ausspielen kleinlicher Trümpfe unsäglich quälen. Sie aber war eine viel zu ausgeprägte Persönlichkeit, um nur einfach alles still zu dulden. So herrschte oft zwischen ihnen „eine verfluchte Disputation",[1]) die nicht nur Arnim später peinlich empfand. Zudem war ein Kind, das die Gatten hätte zusammenführen können, zu Klemens' unsäglichem Schmerz noch in Marburg, wenige Wochen alt, gestorben. Vielleicht das Furchtbarste aber war, daß Brentano fühlte, wie in den häuslichen Leiden jede Kraft zu dichterischem Schaffen erlahmte; seit einem Jahre, schrieb er Anfang Oktober,[2]) habe er kaum eine Zeile gedichtet. Um so schwerer wurde dies empfunden, als noch rheumatische Schmerzen hinzu kamen. Da mußte ihm die Rückkehr Arnims aus England wie ein Rettungsanker erscheinen. Vor allem hoffte er, daß das schon lang geplante Zusammenarbeiten beider an einem Werke ihm Schaffensfreude, Zielstrebigkeit und durch edlen Wetteifer gesteigertes Können bringen würde. Arnim konnte sich zunächst nicht von der engeren Heimat loslösen. So fuhr denn Brentano am 27. Oktober, von Sophie ermuntert, nach Berlin, von wo er genau Neujahr 1806 wieder in Heidelberg eintraf.

Und noch einmal schien ein längerer Aufenthalt Tiecks in der Neckarstadt im Bereich der Möglichkeit zu liegen. Ende November waren nämlich Arnim und Brentano von Berlin aus nach Ziebingen gefahren, wo sie 14 Tage mit Tieck zusammenweilten, der nicht nur den beiden seine begonnene Nibelungenübersetzung vorlas, sondern sich auch, wohl auf das Drängen seiner jugendlichen Verehrer, bereit erklärte, noch im folgenden Winter in Heidelberg Vorträge zu halten.[3]) Vielleicht sind damals auch Pläne erwogen, gemeinsam alte Literaturdenkmäler zu bearbeiten. Tiecks Übersiedlung nach Heidelberg ist dann freilich wieder nicht zustande gekommen, wohl aber konnte Brentano schon am 26. November seiner Gattin melden, Arnim werde ihn im Frühjahr in Heidelberg besuchen. Zunächst scheint Arnim nur an einen kurzen Besuch gedacht zu haben,[4]) blieb dann aber ein Vierteljahr am Neckar. Die Frucht des Zusammenseins sollte das Werk sein, das die Namen der Freunde für alle Zeiten miteinander verknüpft: Des Knaben Wunderhorn.

[1]) Steig II, 154. Preis. 62. [2]) Steig I, 113. [3]) Bartsch, 42. [4]) Steig I, 140.

Bis zu Sophie Brentanos Tod.

Als Brentano in Heidelberg eintraf, wird man vielfach bald hohe Erwartungen an seinen weiteren Aufenthalt geknüpft haben. Seine geistfunkelnden Gespräche, sein reiches Wissen auf dem Gebiete der deutschen Literatur, seine Wanderfreudigkeit, die ihn, wenn er singend in seiner Jugendschönheit mit der blumengeschmückten Gitarre am blauen Bande einherzog, zur Verkörperung der Romantik machte, das alles versprach einen selten anregenden und belebenden Gesellschafter. Wir wissen nicht, ob schon vor der Berliner Reise Brentanos Verkehr mit den Heidelbergern irgendwie getrübt wurde. Aber aus dem Jahre 1805 liegen bereits Äußerungen vor, die zeigen, wie der Dichter durch seine unberechenbare, impulsive Natur, die sich immer wieder zu rücksichtslosen Ausfällen und Sticheleien hinreißen ließ, viele zurückstieß. Ein Glück, daß neben ihm die Gattin stand. Ihr ausgleichendes Wesen mag manchen vor einem schroffen Abwenden zurückgehalten haben.

Grade der Mann, der von allen Heidelberger Gelehrten das tiefste Verständnis für romantische Dichtung hatte, rückte bald von Klemens ab. Und zwar war es vor allem die Günderode, die zwischen Creuzer und Brentano stand. So mag hier der Platz sein, zunächst kurz von der unglücklichen Dichterin zu erzählen.

Karoline war bereits, als sie in jenen Augusttagen mit Creuzer zuerst auf dem Schloßaltan zusammentraf, in die Öffentlichkeit getreten. Ostern 1804 war von ihr unter dem Pseudonym Tian ein Büchlein — Gedichte und Phantasien — erschienen, das neben Lyrik Erzählungen und philosophische Fragmente enthielt und in Stimmung und Gedanken vor allem unter dem Einfluß von Novalis und Schleiermacher stand. Viele Stücke sind unreif, werden von der Reflexion überwuchert. Aber in den schönsten Gedichten, aus denen klagende und betrogene Liebe klingt, hören wir den Herzschlag einer begabten Dichterin.

Das damals 24jährige Mädchen war manchem aus dem Heidelberger Kreise längst bekannt. Daubs waren ihrer Familie seit Jahren befreundet, bei ihnen weilte Karoline, als sie Creuzer kennen lernte. Savigny war, ehe sie den Mythologen sah, ihr größtes Erlebnis gewesen. Es ist wahrscheinlich, daß der Begründer der historischen Rechtsschule ihre Leidenschaft erwidert hat; zu einer Aussprache scheint es indessen nicht gekommen zu sein. Manches von Karolinens ersten Gedichten, zumal das wundervolle, von Bettina überlieferte „Ist alles stumm und leer" ist zweifellos aus der leidvollen Liebe zu Savigny hervorgegangen. Auch mit Arnim war sie bekannt, und Bettina hat ihrer Freundschaft mit der Dichterin in dem Buche „Die Günderode" ein Denkmal gesetzt. Von

Klemens wissen wir, daß er Karoline eine flüchtige Neigung entgegengebracht hat. Auch scheint er durch sein bestrickendes Wesen vorübergehend ihre Sinne gefangen genommen zu haben. Als der Dichter ihr indessen 1802 einen von sinnlicher Raserei erfüllten Brief schrieb, fühlte sie sich mißhandelt und zog sich zurück. Kurz vor Brentanos Übersiedlung nach Heidelberg wurden dann wieder freundschaftliche, wenn auch nicht sonderlich enge Beziehungen angeknüpft. Den Dichter Brentano hat Karoline stets geschätzt, an ihn hat sie in dem Gedicht „An Klemens" begeisterte Strophen gerichtet, in denen seine Dichtung dem gelobten Lande verglichen wird. Neuerdings ist darauf hingewiesen, daß der Held in der 1805 erschienenen Geschichte eines Brahmanen Züge Brentanos trägt[1]). Betont muß indessen werden, daß Karolinens Schaffen vorwiegend unter dem Einfluß der älteren Romantik steht. Nicht wegen ihrer Zugehörigkeit als Dichterin, sondern um ihrer persönlichen Beziehungen willen wird sie zur Heidelberger Romantik gerechnet. Arnim und Brentano haben, wenn überhaupt, nur in geringfügiger Weise auf ihre Werke eingewirkt[2]). Schon der starke philosophische Einschlag ihrer Dichtungen unterscheidet sie von den Herausgebern des Wunderhorns. Es ist charakteristisch, wenn Brentano „einen hier und da hervorblickenden kleinen gelehrten Anstrich"[3]) in der ersten Veröffentlichung tadelt und sie, freilich vergeblich, von ihren Schellingstudien abzubringen sucht[4]).

Karoline war eine tief unglückliche Natur. Früh hatte sie sich in ein weltfremdes Traumleben eingesponnen, das immer wieder mit den rauhen Forderungen des Alltags in Konflikt geraten mußte. Die zu hohen Anforderungen, die sie an die Mitmenschen und sich selber stellte, machten sie unzufrieden, brachten immer neue Enttäuschungen, bewirkten, daß sie sich früh vereinsamt fühlte. Hinzu kamen schwere Schicksalsschläge, wie der Tod ihrer nächsten Angehörigen, ferner physische Leiden, vor allem ein Augenübel. Alles das trug dazu bei, über ihre Seele eine sanfte Schwermut zu breiten. Schon in den Gedichten und Phantasien findet mehrfach ihre Todessehnsucht Ausdruck. Nun traf sie in Creuzer den Mann, der mit ihr die mystische Grundlebensstimmung teilte, dessen geistige Bedeutung sie, die stets von Wissensdurst erfüllte, mächtig anziehen mußte. „Mit Freude denk ich oft zurück an den Tag, an welchem wir uns zuerst fanden, als ich dir mit einer ehrfurchtsvollen Verlegenheit entgegentrat wie ein lehrbegieriger Laie dem Hohenpriester". . . . . Mit jener Unterredung „ist mir ein neues Leben aufgegangen, denn erst in dir habe ich jene wahrhafte Erhebung zu den höchsten Anschauungen, in welcher alles Wesenlose als ein wesenloser Traum verschwindet, als einen herrschenden Zustand gefunden; in dir haben mir die höchsten Ideen auch eine irdische Realität erlangt", so heißt es in einer späteren Dichtung[5]). Creuzer war zunächst von dem Liebreiz des Mädchens gefesselt, verehrte bald auch die Dichterin und fühlte sich beglückt in dem Verständnis und Interesse Karolinens für seine Gedankenwelt, um so mehr, als seine um

[1]) Vgl. Bianquis, S. 52. [2]) Ebd. 123. [3]) Ludwig Geiger, Karoline von Günderode und ihre Freunde, Stuttgart, 1895, S. 95. [4]) N. H. J. XVIII 66. [5]) Melete, hrsg. von Leop. Hirschberg, Berlin 1906, S. 51 f.

dreizehn Jahre ältere Gattin wohl treu für seine häusliche Bequemlichkeit sorgte, in geistiger Hinsicht aber verständnislos neben ihm herschritt.

Leider sind von den zwischen Heidelberg und Frankfurt hin und hergehenden Briefen bloß die Creuzers erhalten, so daß die Gestalt Karolinens nur durch einen gewissen Nebel zu erkennen ist. Wie das tragische Schicksal der Liebenden sich erfüllte, muß in anderem Zusammenhang erzählt werden. Hier sei nur erwähnt, daß Creuzer, als Daub, Schwarz, Savigny sich bemühten, den Freund seiner Gattin wieder nahezuführen, sich mehr und mehr in sich selbst zurückzog. Besonders mißtrauisch aber suchte er gegenüber Brentano sein Inneres zu verdecken. Seit April 1805 finden wir in Creuzers Briefen immer wieder mißgünstige Äußerungen über den Dichter[1]), wenn auch ein äußerlich korrektes Verhältnis zwischen beiden stets fortbestand. Einmal konnte Creuzer eine gewisse Eifersucht bis über den Tod Karolinens hinaus nicht unterdrücken, denn er wußte um die früheren Beziehungen Brentanos zur Geliebten, die ihm sogar in liebendem Vertrauen des Dichters Briefe zugeschickt hatte.[2]) Dann aber wurde Creuzer, empfindlich, wie er war, immer wieder dadurch verletzt, daß es sich Brentano nicht versagen konnte, stichelnde Äußerungen über Karoline zu machen und zumal ihren Beruf als Dichterin zu bezweifeln. Es steht fest, daß die Entfremdung noch Anfang 1808 bestand[3]).

Auch mit Daub und Schwarz verkehrte das Ehepaar Brentano. Im Mai 1805 baten der Dichter und seine Gattin Daub, nicht Creuzer, das Töchterchen im Namen ferner Freunde aus der Taufe zu heben. Und als Sophie starb, gehörte Schwarz zu denen, die dem gebrochenen Brentano liebreich beistanden[4]). Anderseits aber erwäge man, wie oft Creuzer der Günderode von seinen intimen Freunden Daub und Schwarz, sowie von Brentano schreibt; sie alle waren ja der Frankfurter Stiftsdame bekannt. Hätte zwischen den Theologen und dem Dichter eine intime Freundschaft bestanden, so hätte ganz gewiß Creuzers schreibselige Feder nicht mit öfteren Sticheleien zurückgehalten, — man beachte nur, in welchem Tone Creuzer von der Hinzuziehung Daubs zu der erwähnten Taufe schreibt[5]). Überdies rechnet Brentano bereits im Oktober 1806 „Creuzer, Daub, Loos und Kompagnie" zu jener Gemeinde, von der er kein recht lebendes Mitglied sei[6]). Später zählt dann Arnim Schwarz zu denen, für die Brentano „nie etwas anderes als Umgänglichkeit gefühlt"[7]). Auch steht fest, daß nach Sophies Tod eine Entfremdung zwischen Schwarz und dem Dichter eintrat.[8])

Loos wurde als amüsanter Plauderer von Brentanos geschätzt, denen er gelegentlich auch aus Geldverlegenheiten half. Nach 1805 wird er dann nur noch in der eben zitierten Äußerung Brentanos erwähnt, die nicht auf besondere Vertrautheit schließen läßt.

Kayser, dessen Feder wir Nachrichten über die Tage unmittelbar nach Brentanos Ankunft verdanken, wird in den Briefen der Romantiker

[1]) Preis. 77, 79, 102, 108, 120, 121, 161 u. ö. Beachte auch, daß Creuzer erst im Juni von den Vorbereitungen des Wunderhorns erfuhr, und — nicht durch Brentano. Preis. 117. [2]) Preis. 82. [3]) Steig I, 236. [4]) S. unten 49. [5]) Preis. 102. [6]) Steig I, 192. [7]) Steig I, 236. [8]) Rüdiger 194, Steig I, 236.

Geburtsstätte des Wunderhorns (vgl. S. 39).

schlechterdings nicht einmal genannt. Daß er aber zumindest noch im September 1806 in einiger Beziehung zu Brentano stand, zeigt eine Tagebuchnotiz, die zugleich belegt, daß auch Kayser sich von des Dichters schroffem Wesen verletzt fühlte[1]).

Selbst der Philosoph Fries, den Brentano von Jena her hochschätzte, und um dessen Berufung nach Heidelberg er sich eifrig bemüht hatte, schrieb am 20. August 1805: „Brentano ist hier mit seiner lieben herrlichen Frau, wird aber von uns wenig gebraucht ob der übergroßen Genialität und Grobheit"[2]). Bald darauf traten sich aber beide dennoch, wenn auch nur vorübergehend, nahe; darüber wird weiter unten zu reden sein.

Von Heise und Pätz ist in dem Briefwechsel zwischen Klemens und Sophie bis August 1805 öfter die Rede. Man beachte aber, daß Fries nach seiner Ankunft in Heidelberg sich gleich aufs engste mit den beiden Juristen befreundete[3]). Da läßt Fries' Bemerkung vom 20. August 1805 es sehr unwahrscheinlich erscheinen, daß Heise und Pätz durch wirkliche Freundschaft mit Brentano verbunden waren. Auch sie scheint mehr Sophie als Klemens angezogen zu haben, weilten doch beide, die kurz vor Brentanos Abreise nach Berlin in Heidelberg eintrafen, gern bei der einsamen Dichterin, der Heise bald auch seine Gattin zuführte[4]). Pätz ging übrigens schon im Herbst 1805 nach Göttingen.

Auf die Beziehungen Schreibers zu Brentano wird noch ausführlich zurückzukommen sein. Schließlich sei noch eine Notiz von Wilken angeführt, der sich wenige Tage nach seiner Ankunft, am 5. Oktober 1805, äußerte: „Vorgestern habe ich bei Brentano Kaffee getrunken; sie gefällt mir sehr, und ich bedaure nichts mehr, als daß ihr Mann so hasenfüßig und überhaupt nicht zu einem näheren Umgang geeignet ist. Dies bedauert hier jeder, mit dem ich von ihr gesprochen habe"[5]). Vor 1808 begegnen wir dann in der Geschichte der Heidelberger Romantik nirgends mehr Wilkens Namen. Daß mit den Genannten Brentanos Beziehungen zu Universitätsmitgliedern nicht erschöpft sind, ist selbstverständlich. Auch im Briefwechsel zwischen Nahestehenden wird nur selten der Verkehr mit allen Bekannten sich widerspiegeln. Wir dürfen wohl annehmen, daß Brentano die meisten Gelehrten wenigstens oberflächlich bekannt waren. Gelegentlich werden auch noch einige, wie Thibaut, Ackermann, Dümge, vor allem Kastner[6]) genannt. Eins aber scheint mir sicher: unter den Hochschullehrern ist, von Görres abgesehen, keiner, der Brentano bis zu seinem endgültigen Fortgang im Sommer 1808 und darüber hinaus dauernd, ungetrübt und wirklich eng befreundet war. Wo später Äußerungen zu finden sind, die auf ein Verhältnis von größerer Wärme schließen lassen, wie in Bezug auf Fries und Schreiber, wissen wir, daß schließlich doch ein Bruch oder eine Entfremdung erfolgte.

Übrigens haben Brentanos von vornherein auch außerhalb der Dozentenschaft verkehrt. Da war zunächst die geistig regsame Karoline Rudolphi, die selbst als Dichterin und pädagogische Schriftstellerin hervorgetreten war und später zum Wunderhorn Lieder beisteuerte[7]), — „für

[1]) Bartsch, 42. [2]) Henke, 105. [3]) Henke, 105. [4]) Amelung II, 108, 150 u. ö. [5]) Stoll, 13. [6]) Steig I, 167, 173. [7]) Amelung II, 170.

das Ausland die Krone Heidelbergs"[1]) nennt sie ein Student. Seit 1803 hatte sie in die Neckarstadt ihr Mädchenpensionat verlegt, das sich schnell eines großen Ansehens erfreute. Ihr Haus blieb stets der Sammelpunkt für all die verschieden gearteten Geister: nicht nur die Romantiker, einschließlich Tieck, und die zu ihnen neigenden Professoren, auch Voß, Thibaut u. a. verkehrten bei ihr[2]). Wenn auch ihre Freundschaft in erster Linie Sophie galt, so nennt Brentano sie doch mehrere Jahre später unter denen, bei welchen er mehr tätige Liebe fand, als bei den Seinen[3]).

Früh wurden Klemens und Sophie mit dem Krappfabrikanten Fries bekannt, der irrtümlich öfter als Bruder des Philosophen hingestellt wird[4]). Mit dem bescheidenen und gefälligen Manne[5]) und seiner freundlichen, freilich ziemlich unbedeutenden[6]) Gattin haben auch Görres[7]), Arnim[8]), Creuzer[9]) gern verkehrt. Was die Romantiker zu Fries vor allem ziehen mußte, war, daß er in Heidelberg die einzige, sehenswerte Gemäldesammlung[10]) besaß und daneben einen kleinen Gemäldehandel betrieb[11]). Die später als Maler bekannt gewordenen drei Brüder Fries waren seine Söhne.

Folgenreicher waren die Beziehungen, die Brentano — wie auch Arnim — mit Johann Georg Zimmer gleich nach dessen Ankunft im Juni 1805 anknüpften. Das Verhältnis der beiden verdichtete sich nach Sophiens Tod zu echter Freundschaft, die nach der räumlichen Trennung keineswegs völlig abriß. Zimmer war nach Heidelberg gekommen, um persönlich die vom Universitätskuratelamt zugelassene und mit Privilegien ausgestattete „Akademische Buchhandlung von Mohr und Zimmer" zu leiten, der bald ein Verlag und eine Lesegesellschaft angegliedert wurde, deren Mitglieder, im Gegensatz zu der vorhandenen, größtenteils aus Professoren und Studierenden bestanden[12]). Die Firma hat zahlreiche Schriften Heidelberger Professoren verlegt und ist so eng mit der Geschichte der aufblühenden Universität verknüpft. Für uns ist bedeutsam, daß Zimmer sich besonders zu den Ideen der Romantik hingezogen fühlte. Kein Verlag jener Zeit, der so viel Dichtungen und Schriften von Romantikern verlegt hat. Gleich das erste Buch, das bei Mohr und Zimmer erschien, war „Des Knaben Wunderhorn". Nach allem, was wir von Zimmer wissen, muß er ein zielbewußter, liebenswürdiger und feingebildeter Mann gewesen sein, dessen Bedeutung für die Heidelberger Romantik keineswegs auf seine Tätigkeit als Geschäftsmann beschränkt war[13]).

Auch Jung-Stilling weilte von 1804 bis 1806 in Heidelberg. In seiner Selbstbiographie hatte er sich begeistert für die deutschen Volksbücher

[1]) Budde, 265. [2]) Bei ihr wohnte auch F. Jacobi während seines Heidelberger Aufenthaltes (Wilhelm Lang, Graf Reinhard, Bamberg, 1896, S. 300), ebenso 1806 Tieck (Steig II, 224). [3]) Steig I, 293. [4]) Z. B. Amelung II, 230. Berichtigung auf Grund frdl. Mitteilung von Herrn Bankdirektor Fremmerey, einem Urenkel des Krappfabrikanten. [5]) N. H. J. XVIII, 75. [6]) Amelung II, 126. [7]) G. B. II, 487. [8]) N. H. J. XI, 248. Steig I, 229. [9]) Heidelb. Tageblatt, 1903, Nr. 117. [10]) Steig II, 169. [11]) Steig, B. G., 17. Heidelb. Tageblatt 1903, Nr. 117. [12]) Schreiber, 176. Morgenblatt 1807, Nr. 49. [13]) 1811 siedelte Zimmers Teilhaber Mohr gleichfalls nach Heidelberg über, Zimmer bereitete sich nun neben der geschäftlichen Tätigkeit auf den Pfarrerberuf vor und trat 1815 aus der Firma aus, um ein Pfarramt im nahen Schriesheim anzutreten.

ausgesprochen und es waren dort auch neben volksliedartigen Romanzen Märchen und Sagen mitgeteilt, die später die Brüder Grimm benutzten. Die 1808 erschienene Theorie der Geisterkunde hatte dann tiefen Eindruck auf Görres[1]) und Arnim[2]) gemacht. Daß Brentano mit ihm in Heidelberg in persönliche Berührung kam, ist um so leichter möglich, als Schwarz der Schwiegersohn Jung-Stillings war. Eine Freundschaft zwischen beiden Männern aber, die Steig ohne weiteres annimmt[3]), ist nicht belegbar und scheint mir wenig wahrscheinlich. Man beachte auch, daß Arnim Jung erst 1811 kennen lernte[4]), er war also 1805 nicht durch Brentano mit dem Jugendfreunde Goethes zusammengebracht[5]).

Der Umstand, daß man sich in Universitätskreisen Brentano gegenüber zurückhaltend verhielt, mußte Arnims Beziehungen zu ihnen während seines ersten Heidelberger Aufenthaltes beeinflussen. Daß die ritterliche Erscheinung, das gefestigte, ruhige Wesen des märkischen Edelmannes auf manchen tiefen Eindruck machte, ist sicher. „So soll der Mann sein!" schrieb Creuzer[6]) nach einem Zusammentreffen. Aber der enge Zusammenschluß mit Brentano, bei dem Arnim wohnte[7]), die verhältnismäßig kurze Frist seiner Anwesenheit, die außerordentliche Inanspruchnahme durch die Arbeit — alles das dürfte mitgewirkt haben, daß ein besonders enger Anschluß an einzelne Dozenten nicht stattfand, obwohl man annehmen wird, daß Arnim mit den meisten Bekannten Brentanos in mehr oder minder lose Beziehungen trat. Das ist freilich nicht unmittelbar ausgesprochen, ist vielmehr aus der ganzen Haltung des Briefmaterials gefühlsmäßig zu erschließen. Wohl werden gelegentlich in Arnims Briefen bis zum zweiten Heidelberger Aufenthalte Dozenten erwähnt, aber nirgends finden wir Äußerungen, die ein tieferes Interesse für einzelne von ihnen oder gar Freundschaft bekunden. Es ist wohl kein Zufall, wenn der Dichter in einem Briefe an Zimmer[8]) alle Bekannte grüßen läßt, aber keinen Namen nennt. Arnim dürfte eben in der Erinnerung das Bild von vielen liebenswürdigen und anregenden Menschen gehabt haben, nicht das von einzelnen ihm besonders nahestehenden. Brentano hebt freilich einmal einzelne Heidelberger hervor: „Creuzer, Daub, Fries, Rudolphi, alles liebt und grüßt Dich"[9]). Aber grade über Creuzer, den erstgenannten, äußerte sich Arnim 1808[10]), er habe ihn erst jetzt näher kennengelernt, weil er ihn früher nur mit Brentano sah, der ihn durch seine rücksichtslose Art zurückhaltend gemacht habe.

Grade Neujahr 1805 war Brentano wieder in Heidelberg eingetroffen, wo er nun bis zu Arnims Kommen ununterbrochen blieb, von einer etwa 14 tägigen Reise nach Frankfurt im April abgesehen. Beglückt durch die Aussicht auf das bevorstehende Zusammensein mit Arnim und durch die

[1]) H. J. X, 120. [2]) S. unten 123. [3]) Steig I, 356. [4]) Steig III, 164. [5]) Auch mit der Familie des Freiherrn von Wambold, der ein außerordentlich großes Kupferstichkabinett besaß, scheint Brentano in Berührung gekommen zu sein (Steig I, 170), und Creuzers intime Freunde, die Kirchenräte Abegg und Mieg, dieser ein Freund Matthissons (Bad. Wochenschrift, 22. Mai 07, S. 326), blieben ihm wohl schwerlich unbekannt, wenn es auch an einem Beleg fehlt. [6]) Preis., 113, vgl., daß Arnim 1808 freundlich aufgenommen wurde. Steig II, 73. [7]) Steig III, 372. [8]) Zimmer, 148. [9]) Steig I, 158. [10]) Steig II, 105.

Wiedervereinigung mit Sophie, nach der ihn während der Berliner Reise eine verzehrende Sehnsucht ergriffen hatte, nahm Brentano nun die lang unterbrochene dichterische Tätigkeit wieder auf. Mit einer Schaffenslust wie selten arbeitete er an den schon in Marburg begonnenen Romanzen des Rosenkranzes weiter[1]) und half der Gattin, ihre Bunte Reihe kleinerer Schriften[2]) zu vollenden, von der noch 1805 ein Band — der einzige — erschien. Das Buch enthält Gedichte, Legenden, Lieder und Erzählungen, die teils Originalpoesien, teils Bearbeitungen von älteren, zum Teil ungedruckten Dichtungen aus Klemens' Bibliothek sind. Neben Brentano hat auch Arnim, der den Titel erfand, beigesteuert, ohne daß auf dem Titelblatt ein anderer Name als der Sophiens genannt ist. Steig hat versucht, einige Beiträge der Freunde festzustellen[3]), doch rührt die bearbeitete Szene aus Gryphius' Cardenio und Celinde nicht von Brentano, sondern von Sophie her[4]). Während Klemens' Abwesenheit hatte sie außerdem eine „spanische Erzählung", „Rückkehr des Don Fernand de Lara in sein Vaterland" geschrieben, die Creuzers Beifall fand[5]).

Weit wichtiger ist, daß in jenen Wochen bis zu Arnims Kommen der Plan Arnims und Brentanos, gemeinsam eine Volksliedersammlung herauszugeben, feste Gestalt annahm.

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß Brentano schon einige Jahre früher ein ähnlicher Gedanke beschäftigt hat. Die Briefstelle an Arnim, der Braunschweiger Winkelmann habe in Jena das Wunderhorn entworfen[6]), ist freilich offenbar scherzhaft gemeint. Berücksichtigt man aber die Notiz eines Hofrat Kohler[7]), die besagt, der Dichter sei im Januar 1802 eines Tages plötzlich bei ihm eingetreten und habe resolut um Mitteilung von Volksliedern gebeten — „Winkelmann habe ihm (Brentano) gesagt, daß ich eine Menge Volkslieder habe" —, so ist die Vermutung nicht völlig abzuweisen, daß Winkelmann in der Tat dem Dichter die Sammlung und Veröffentlichung von Volksliedern nahegelegt hat. Doch wie dem auch sei, in dem Briefwechsel zwischen Arnim und Brentano findet sich nicht eine Spur, die auf den Wunderhornplan hinweist. Wo die Freunde das „Liederbuch der Liederbrüder" erwähnen[8]), handelt es sich um die nie zustandegekommene Herausgabe ihrer eigenen vereinigten Gedichte. Auch da, wo Brentano die Arbeitspläne andeutet, mit denen er nach Berlin fuhr[9]), weist nichts auf den Gedanken einer Volksliedersammlung hin. In erster Linie dachte er wohl an die Herausgabe des Tristan und anderer Volksbücher, auch wird, als er auf der Durchreise in Gotha sich an den Manuskripten mittelhochdeutscher Heldengedichte, die er sich abschreiben ließ, begeisterte, gleich der Plan in ihm aufgestiegen sein, sie mit Arnim zusammen zu bearbeiten. In Berlin zeigte dann Arnim dem Freunde seine auf den Reisen gesammelten Schätze[10]). Nun ist es immerhin möglich, daß flüchtig und neben anderen Plänen auch die Bearbeitung von Volksliedern zur Sprache gekommen ist. Daß man

[1]) Steig I, 131. [2]) Steig I, 123. [3]) Ebd. [4]) Preis. 52. [5]) Amelung II, 125 und Anm. [6]) Steig I, 158. [7]) Brentanos Gesammelte Werke, 1855, Bd. 8, S. 38 Anm. [8]) Steig I, 73, 93, 97, 116, 121, 143, 164, 175. [9]) Amelung II, 118 f., 120, 132, 136, 143, vgl. 105, 112. Steig I, 114, 116, dazu 106, 117. [10]) Vgl. Steig I, 125, 172.

aber mit einem festumrissenen Programm auseinanderging, erscheint ganz unwahrscheinlich. Ein solches hätte in dem Briefwechsel seinen Niederschlag gefunden. Statt dessen ist von eigenen Gedichten[1]), von den Gothaer Manuskripten[2]), von Volkssagen[3]), Hans Sachs[4]), Flemming, Opitz, Lohenstein, den beiden Gryphius[5]) u. a. die Rede. Danach scheint es, als suchte man etwas zur Bearbeitung Geeignetes auf dem Gebiete der älteren Literatur, ohne daß der Gedanke des Liederbuches der Liederbrüder grundsätzlich aufgegeben wäre. Freilich schreibt Brentano gleich nach seiner Rückkehr[6]): „Ich ... befinde mich bis auf zwei Punkte wohl: der eine ist die vielen verwirrten Lieder in Deiner Kommode, der andere die wunderlichen Bücher alle auf der See (die Arnim von England aus nachgesandt wurden)[7]). Ach lege doch die Lieder zusammen, daß Du sie mitbringen kannst, sie sind mir ein wahrer Nibelungenschatz". In der Kommode[8]) waren höchstwahrscheinlich auch Volkslieder. Wenn aber Brentano beim Schreiben dieser Zeilen bereits die Herausgabe einer Volksliedersammlung als festen Arbeitsplan in Augen gehabt hätte, so würde er sich gewiß anders ausgedrückt haben.

Den festen Ausgangspunkt für das Wunderhorn finden wir erst in Brentanos Brief vom 15. Februar[9]): „Ich habe Dir und Reichardt einen Vorschlag zu machen, bei dem Ihr mich nur nicht ausschließen müßt, nämlich ein wohlfeiles Volksliederbuch zu unternehmen, welches das platte, oft unendlich gemeine Mildheimische Liederbuch unnötig mache ... Man könnte es abteilen in einen Band für Süddeutschland und einen für Norddeutschland, weil beide sich in ihren Gesängen notwendig trennen. Es muß sehr zwischen dem Romantischen und Alltäglichen schweben, es muß geistliche, Handwerks-, Tagewerks-, Tagezeits-, Jahrzeits- und Scherzlieder ohne Zweck enthalten ... Es muß so eingerichtet sein, daß kein Alter davon ausgeschlossen ist, es könnten die bessern Volkslieder drinne befestigt und neue hinzugedichtet werden. Ich bin versichert, es wäre viel mit zu wirken ..." Brentanos Programm ist dann während der Arbeit zwar nicht streng innegehalten worden, aber von nun an ist immer wieder von der geplanten Volksliedersammlung die Rede, und fleißig nützen die Freunde die Zeit bis zu Arnims Kommen aus, um den Grundstock zu mehren. Es werden unermüdlich Zeitschriften, die neben der Wiedergabe von Volksliedern auch durch die Literaturverweise große Dienste leisteten, gedruckte Liederbücher und Manuskripte, Chroniken und fliegende Blätter durchgesehen, wobei der belesene Erduin Koch durch zahlreiche Hinweise, Reichardt durch Hergabe von selbstgesammeltem Material behilflich waren[10]).

Spätestens am 9. Mai[11]) traf Arnim am Neckar ein, ohne zunächst zu ahnen, daß er dort ein volles Vierteljahr bleiben würde. Leider liegen aus den folgenden Monaten gar keine Briefe vor, in denen sich das Leben und Schaffen der Freunde unmittelbar spiegelt. Was wir von äußeren Geschehnissen wissen, ist eigentlich nichts weiter, als daß wenige Wochen

[1]) Steig I, 126. [2]) Steig I, 124, 132. [3]) Ebd. 128. [4]) Ebd. 126. [5]) Ebd. 134. [6]) Ebd. 125. [7]) Ebd. 137. [8]) Ebd. 172. [9]) Steig I, 132. [10]) Steig I, 142, 163. [11]) Preis. 90.

nach der Geburt — am 17. Juni — Brentanos Töchterchen starb[1]). Im übrigen waren die Monate, in denen die beiden das Volksliedermaterial sichteten und bearbeiteten, und ohne Groll „über manches ärger stritten, als die babylonischen Baumeister"[2]), so glücklich, daß sie Arnim später als die schönste Zeit erschienen, die er mit Brentano zusammenverlebt hat[3]). Und als der Märker 1818 die Neuauflage vom ersten Bande des Wunderhornes in die Welt schickte, erzählte er in der Nachschrift[4]), daß „mir statt aller literarischen Notizen und geschichtlichen Betrachtungen über das Volkslied, die ich hier gern einschaltete, in diesem Augenblick nur mein damaliges, mit alten Bildern beschlagenes Stehpult auf Brentanos Zimmer in Heidelberg vorschwebt, von welchem ich umher auf einen reichen Schatz gesammelter alter Bücher und Handschriften und in die Ferne auf die abgestuften Weinberge jenseits des Neckars blickte, es klingen ordentlich vor meinen Ohren statt der echthistorischen, von uns verbesserten Übelklänge in den Liedern, so wichtig sie sein mögen, die Takte und Tonschläge der großen Trommel, welche die lustigen und leisen Walzer in den Tanzsälen jenseits des Neckars regelte".

Dies wetteifernde Schaffen zweier junger, inmitten einer unvergleichlichen, in Frühlings- und Sommerpracht stehenden Natur und in unmittelbarer Berührung mit dem fröhlich-unschuldigen Treiben der Pfälzer, denen im sangesfrohen Odenwald und in der weiteren Umgebung noch manches Lied abgelauscht sein mag, regt die Phantasie immer wieder an, sich eine liebliche Idylle vorzuzaubern, — der Wissenschaftler muß sich bei dem Fehlen sicherer Grundlagen Selbstbescheidung auferlegen.

Kurz mag noch auf die lokalhistorisch interessante Frage eingegangen sein, wo sich das Haus befand, in dem der erste Band des Wunderhorns entstanden ist. Im April 1805[5]) — charakteristischer Weise, während Brentano, dem alle Packereien unsympathisch waren, in Frankfurt weilte —, hatte Sophie den Umzug in ein neues Heim vollbracht, in dem auch Arnim während seines ersten Heidelberger Aufenthaltes weilte. Außer den Angaben in Arnims eben in extenso wiedergegebenem Rückblick, der übrigens immer wieder auf die spätere Wohnung am Faulen Pelz bezogen wird, wissen wir, daß es sich um ein Häuschen am Neckar[6]), und zwar um ein Gartenhäuschen handelt[7]), das nur in der Vorstadt, d. h. westlich von dem damals am Paradeplatz stehenden Mitteltor gelegen haben kann[8]). Prüft man nun unseren Kartenplan und den in Lampadius' Almanach, so sprechen alle Daten — allerdings zunächst ohne strenge Beweiskraft — von vornherein für das freistehende Häuschen, das in der Mitte zwischen der Bronngasse — jetzt Brunnengasse — und dem Neckargäßchen — jetzt Fahrtgasse — liegt und etwa dem heutigen Haus Untere Neckarstraße 32 entspricht (Kartenplan: a). Diese Hypothese wird zur Gewißheit durch folgende Erwägungen: In dem Briefwechsel zwischen Klemens und Sophie wird mehrmals ein Besse[9]) als

[1]) Preis. 144. [2]) Schüddekopf-Walzel, 220. [3]) Steig III, 372. [4]) Grisebach, 323. [5]) Amelung II, 160. [6]) Zimmer, 147. [7]) Steig II, 169. [8]) Denn sonst hätte Arnim, als er am Hause vorbei durch eine Seitengasse auf die Hauptstraße gelangte, nicht „vor dem Tore" sein können: Steig II, 169. [9]) S. Amelung II, 225.

Hauswirt erwähnt. Es gelang nach langen Bemühungen Herrn Landgerichtsrat Huffschmid, dem besten Kenner des alten Heidelbergs, den Besitz dieses Handelsmannes Philipp Bessé festzustellen, Bessé, der einzige seines Namens, besaß damals laut dem alten Lagerbuch der Stadt, in der Hauptstraße ein Haus, an dessen Stelle heute als Nr. 33 die Comtesseschе Buchhandlung sich befindet (s. Kartenplan: b). Zu diesem Hause gehörte ein Gartengrundstück, das sich bis zur heutigen Unteren Neckarstraße erstreckte. Auf ihm muß also das gesuchte Gartenhäuschen gestanden haben. Man kann sich nun leicht überzeugen, daß Untere Neckarstraße 32[1]) genau dem Comtesseschen Hause gegenüberliegt. Allerdings werde ich belehrt, daß die jetzige Front Untere Neckarstraße 18 bis 36 in neuerer Zeit etwas vorgebaut ist, wir müssen uns also die Brentanosche Wohnung dicht hinter Nr. 32 denken[2]). Abbildungen des Hauses sind auf mehreren alten Bildern zu finden, am deutlichsten auf dem Aquarell Friedrich Rottmanns von 1808, das wir als Titelbild ganz und nebenstehend im Ausschnitt wiedergeben. Das gesuchte Haus ist mit den nächststehenden Häusern durch eine Mauer verbunden, über die ein Baum blickt. Auf der anderen Seite des Hauses verdecken dichte Bäume den Blick nach hinten.

Schon im Juli konnte der Druck des Wunderhorns beginnen, den Arnim vom 8. August ab[3]) in Frankfurt überwachte. Hier hat er noch manches Lied in letzter Stunde eingefügt, die Register angefertigt, die Ankündigung und die an weiteste Kreise gerichtete Aufforderung, Beiträge für die Fortsetzung des Wunderhorns einzusenden, geschrieben. Zur Michaelismesse erschien mit der Jahreszahl 1806 der erste Band der Liedersammlung, deren Name „Des Knaben Wunderhorn" von der einleitenden altfranzösischen Romanze herrührt, die bereits Elwert im Original und in einer Übersetzung gedruckt hatte. An sie knüpft auch das Titelblatt an, welches einen auf ungesatteltem Pferd vorwärts sprengenden Knaben zeigt, welcher ein Horn schwingt. Als Urheber des Bildes nennt Brentano einen Kunze[4]). Es handelt sich wohl um den badischen Hofmaler Karl Kuntz, der auch Ansichten von Heidelberg, seinem Schloß und von Schwetzingen gezeichnet hat[5]). Eine schöne Widmung an Goethe, die eine Erzählung aus Wickrams Rollwagenbüchlein wiedergibt, geht der Liedersammlung voraus.

Schon vor Arnim und Brentano waren kleine Volksliedersammlungen herausgegeben, — was Herder, Bürger, Nicolai, Elwert u. a. geleistet, ist von Lohre verständnisvoll dargestellt[6]). Aber alles bisherige, das zudem seiner ganzen Natur nach nur für einen kleinen Kreis von Gelehrten und Höchstgebildeten bestimmt war, hatte man selbst nur als Vorarbeit bewertet —, der Ruf nach dem deutschen Percy wollte nicht verstummen.

---

[1]) Die Tanzmusik, von der Arnim spricht, konnte sowohl von den Neuenheimer Wirtschaften „Zur Rose" und „Zum Rebstock", wie auch von dem Wirtshaus „Zum Steinbruch" kommen; diese Gastwirtschaft lag da, wo heute das Haus Neuenheimer Landstraße 38 liegt. [2]) Das heute stehende langgestreckte Hinterhaus kommt, wenigstens in der jetzigen Gestalt, nicht in Betracht. [3]) Preis. 145. [4]) Steig I, 146. [5]) Naglers Künstlerlexikon, Bd. 7, S. 211. Reinbeck, 113. [6]) Palästra Bd. 22.

Das Wunderhorn war die Erfüllung. Hier war zuerst verschwenderisch der ganze Reichtum deutschen Volksgesanges ausgeschüttet zur Freude für jedermann. Kinderunschuld und Totenklage, Liebesglück und Liebesleid, Krieg und Gelage, Stand und Beruf, gute Lehren und fromme Andacht, — kurz, das ganze Leben fand in Ernst, schalkhaftem Humor und Spott seine Verklärung. Die romantische Forderung von der Einheit von Poesie und Leben war im Wunderhorn erfüllt wie nur irgendwo.

Angehängt war dem ersten Bande der zur Erkenntnis von Arnims Anschauungen wichtige Aufsatz „Von den Volksliedern", der im Januar 1805 in Reichardts eben begründeten Musikalischen Zeitung erschien. In dieser Nachschrift ist, wie schon Görres treffend sagte, Arnims ganzes Wesen ausgesprochen[1]). In seltsam ineinander schwimmenden Sätzen und sprunghafter Gedankenführung, die oft weit vom Thema abschweift, macht sich des Dichters Widerwille „gegen jede lügenhafte Fratze der Zeit" Luft[2]). Der Widerwille gegen leeres Virtuosentum, den Journalismus und die „Rezensierbuden", gegen die Philosophen und die sich vom Volk abscheidenden Gelehrten überhaupt, der Unmut über den weltflüchtigen Geist der letzten Jahrhunderte, dem alles klagend und gebrechlich erscheint, über die durch Gesetze und bevormundende Regierung verursachte Einengung, durch welche Eigenart und Selbständigkeit der einzelnen Stände, zielloses Umherschweifen und Wandern, frohes Feiern der Volksfeste u. a. aufgehoben oder eingeschränkt wurden, — alles das wird in lebenatmenden Worten zum Ausdruck gebracht. Zur Überwindung des Elends der Gegenwart aber soll das Volkslied beitragen, das in sich die Gesundung künftiger Zeiten trägt. In ihm kommt des Volkes Lust und Leid allein zu unmittelbarem Ausdruck, durch seine Neubelebung wird nicht nur, so hofft Arnim, die deutsche Poesie Volkston und Frische erhalten, sondern auch die Kluft zwischen dem Volke und einem kleinen Kreis von Gebildeten, die für die Pflege der Dichtung bisher fast ausschließlich in Betracht kamen, überbrückt werden. Aber mehr noch: in den Volksliedern weht die Morgenluft altdeutschen Wandels, in ihnen spiegelt sich die Gediegenheit unserer Altvordern, die mit ihnen wieder erweckt werden soll. Indem aber die Volkspoesie uns die nationale Eigenart zu Bewußtsein bringt, vermag sie dazu beizutragen, die noch in kurzsichtiger Klugheit gegeneinander strebenden Volksstämme in einem einigen Geiste, in der Freude an gemeinsamem Wirken zu verbinden. So sieht Arnim, im Gegensatz zu dem als Kosmopolitiker sammelnden Herder, in der Sammlung deutscher Volkslieder eine vaterländische und sittigende Tat, mit ihr wird der Grund gelegt „zu dem allgemeinen Denkmal des größten neueren Volkes, der Deutschen", an deren Wiedergeburt Arnim damals schon glaubte. Brentanos Anschauungen berühren sich mit denen des Freundes, doch ist bei ihm, der das Unglück der Gegenwart mehr als ein allgemein-menschliches denn als ein nationales empfand, die patriotisch-praktische Tendenz weniger stark ausgeprägt, sie wurzelt nicht in seinem Innern, ist erst durch des Freundes Einfluß in ihn hineingetragen, wie er sich auch sonst immer wieder die Ziele und Anschauungen derer, die er liebte, zu eigen machte.

[1]) Schellberg I, 425. [2]) Schellberg I, ebd.

Sollten[1]) die alten vergessenen Lieder, die der Ausdruck einer ganz anderen Kulturstufe waren, in weiteren Kreisen zu neuem Leben erwachen, so mußten sie, so meinten Arnim und Brentano, dem modernen Geschmack und Denken angepaßt werden. Dementsprechend hielten sich beide für berechtigt, nach eigenem Ermessen Umarbeitungen vorzunehmen: sie erneuerten veraltete Sprachformen, beseitigten Fremdwörter, milderten Obszönitäten, glätteten rhythmische Unebenheiten, ließen ganze Strophen fort oder dichteten neue hinzu, ja, schreckten nicht davor zurück, verschiedene Lieder ineinander zu verflechten und ganz Eigenes einzuschmuggeln. Im einzelnen unterschieden sich freilich die Freunde in ihren Bearbeitungsgrundsätzen. Wenn Brentano auch der wahre wissenschaftliche Geist, der sich jeder Zutat enthalten würde, durchaus fremd war, so stand er doch den alten Liedern auch mit einem historischen Interesse gegenüber. Demgemäß tadelte er später in seinen Briefen, daß Arnim gar zu willkürlich Gedichte aus verschiedenen Zeiten kombiniere[2]), ihnen wider Willen und ohne Not von seiner Hippokrene gebe[3]). „Wenn wir alte Lieder der Zeit näherrücken, müssen wir es ganz gleichmäßig . . . . In keiner Raubburg darf eine prächtige Kirchenorgel stehen. . . . .“ Will „mein geliebter Bruder . . . . aber ein steinernes Ritterbild, ein altes Schloß, einen Grabstein aus eiserner, armer, einfältiger Zeit, der zusammenstürzt, wieder aufrichten, so wäre er im Stand, ein Fenster quer über einem Tulpenbeete zuzumauern oder dem Ritter einen Nachtviolenstock hinters Ohr zu stecken als Schreibfeder, da ich nicht einmal grünes, nein, dürres Efeu dazu zu nehmen wage“[4]). In der Tat überläßt sich Arnim bei den Modernisierungen ganz den zufälligen Einfällen des Augenblicks. In seiner flüchtigen Arbeitsweise werden oft Sprachformen innerhalb ein und desselben Gedichtes ungleich behandelt, manche Zudichtungen schmiegen sich wenig dem zugrunde liegenden Gedichte an, so daß Zwiespältiges entsteht, es macht Arnim nichts aus, bis zu zehn verschiedene Bestandteile zusammen zuschweißen, Strophen aus dem 16. Jahrhundert mit modernen zu verschmelzen. Weiter sucht er den losen Rhythmus, selbst auf Kosten der Verständlichkeit, zu regeln und trägt dadurch eine gewisse Starrheit in viele Lieder, die so ihre Sangbarkeit verlieren. So ist nicht jede Veränderung eine Verbesserung, wenn auch gewiß manches Lied durch rücksichtslose Kürzung überhaupt erst genießbar gemacht wurde.

Im Gegensatz zu Arnim verfährt Brentano bei Regelung des Rhythmus, bei Erweiterungen und Kürzungen möglichst vorsichtig, er sucht die Tonart der Vorlage feinfühlig zu erhalten, läßt Dialektworte und archaisierende Sprachformen stehen oder führt sie gar künstlich ein, vorausgesetzt, daß sie allgemein verständlich sind. Auch hat Brentano das klare Gefühl, daß moderne Kunstlieder, wie „Gott grüß Euch, Alter“, nicht in eine Sammlung alter Lieder gehören[5]).

Wenn Brentano beim Zusammentragen des Materials, das mit außerordentlichem Spüreifer neben der mündlichen Überlieferung aus zahl-

[1]) Vgl. für das Folgende das abschließende Buch von Karl Bode, Die Bearbeitungen der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn. Palaestra 76. Berlin, 1908. [2]) Steig I, 231. [3]) Ebd. 242, vgl. 235, auch Schüddekopf-Walzel, 80. [4]) Steig I, 241. [5]) Steig I, 146.

reichen Werken der drei letzten Jahrhunderte zusammengetragen war, unvergleichlich mehr geleistet hat als Arnim, so hat dieser, nicht immer zum Vorteil des Werkes, die meisten Lieder bearbeitet. Den ersten Band hat er nach eigenem Geständnis „beinahe allein gemacht“[1]), während an den späteren Bänden Brentano etwas mehr Anteil hat, — die entzückenden Kinderlieder sind sogar aus seiner Werkstatt allein hervorgegangen. Sicher würde Brentano ohne Arnim noch behutsamer vorgegangen sein. Er war indessen stets bereit, dem Freund Zugeständnisse zu machen. „Denn Deine Liebe, Du lieber Mensch, ist mir mehr als meine Poesie“[2]). Aus dem Wunderhorn aber eine Geschichte des Volkslieds zu entwickeln, wie es Brentano schon während der Arbeit vorschwebte[3]), wäre ihm auch dann nicht möglich gewesen, wenn seine Bearbeitungsgrundsätze allein maßgebend gewesen wären. Ganz abgesehen davon, daß ihm das wissenschaftliche Rüstzeug ermangelte, fehlte es ihm viel zu sehr an der Achtung vor dem historisch Gewordenen, — ist es ihm doch eine Genugtuung, wenn ein Kenner Um- oder Neugedichtetes für echt hält[4]). Die Willkür der Herausgeber kommt übrigens auch sonst zur Geltung. In ihrer Freude am Necken und Mystifizieren setzten sie oft den Liedern gesuchte Überschriften vor oder sie führten bei den Literaturverweisen, die in den späteren Bänden ganz fehlen, bewußt irre.

Die Kritik war anfangs im wesentlichen günstig, was besonders dem Ansehen Goethes zu verdanken war, der in „seiner herzlichen, herrlichen, jungen Rezension“[5]) in der Jenaer Literaturzeitung[6]) den ersten Band liebevoll-nachsichtig besprach, allzu strenge philologische Zensoren in die Schranken wies und den Wunsch äußerte, daß das Wunderhorn zu einem wahren Volksbuche werden möge. Auch sonst empfingen die Freunde manchen Beweis echter Freude. So erklärte Elwert, in seiner Familie wäre das Wunderhorn ein wahres Erbauungsbuch, seine Kinder kennten es fast auswendig[7]). Und ein Landprediger Röther, der das Buch wegen seines hohen Preises nicht kaufen konnte, betrachtete es tiefbewegt, um sogleich alle die von ihm selbst gesammelten Volkslieder neidlos für die Fortsetzung zur Verfügung zu stellen[8]). Allmählich machten sich dann Stimmen geltend, die die Auswahl und Willkür der Bearbeitung tadelten[9]). Wenn die Freunde trotzdem auch später noch ihr freischaltendes Verfahren für richtig hielten, so hat ihnen die Geschichte in mancher Hinsicht recht gegeben. Vor allem, — nie hätte das Wunderhorn bei größerer philologischer Exaktheit eine gleich tiefe Wirkung auf die Lyrik von Eichendorff bis zur Gegenwart erlangen können, wie ja auch keine der späteren strengeren Sammlungen ähnliche Bedeutung für die Kunstlyrik gewann. Gerade die meist veränderten Lieder hatten die tiefste Wirkung, gerade manche Eigenarten Arnims und Brentanos sind es, die, wie Walzel schon 1896 an-

---

[1]) Steig III, 137. [2]) Steig I, 234, auch 231. [3]) G. B. II, 55. [4]) Steig I, 172. [5]) Steig I, 159. [6]) 1806, Nr. 21, 22. Weitere günstige Besprechungen Morgenblatt 1807, Nr. 256 (überschwenglich!), vgl. ferner Steig I, 157, 160. [7]) Steig I, 178. [8]) Steig I, 160. [9]) Erster Angriff: Büsching = v. d. Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder, 1807, VIII, Fr. Schlegel, H. J. 1808, V, 135. Docen macht trotz Anerkennung Vorbehalte: Morgenblatt 1807, Nr. 150, 228. In Nr. 310 spricht ein — M — schon von elenden Reimereien. Weitere Angriffe des Morgenblattes unten.

deutete[1]), unter der Marke echten Volksgesanges in die Kunstlyrik übergegangen sind. Und wie mancher wurde in den verschiedenen Gauen Deutschlands angeregt, bewußter auf die Volksdichtung, auf Volkssitten und Gebräuche zu achten und sie aufzuzeichnen, um dabei zugleich zu einer Zeit, wo der Fortbestand des Vaterlandes in Frage gestellt war, das Bewußtsein eigener Volksart wiederzufinden. So fing Frau Pattberg in Neckarelz sofort an, was ihr bekannt war zu sammeln und für die Fortsetzung des Wunderhorns einzusenden[2]), zu dem auch Justinus Kerner beisteuerte, der dann nach Vollendung des Werkes wenigstens „halbernst" daran dachte, eine Nachlese zu veröffentlichen[3]). Auch Eichendorffs Heidelberger Freund Julius, ein Schüler Görres', der aus Brentanos[4]) Bibliothek alte Bücher empfangen hatte und später mit Feuer die Literaturfehde verfolgte, wollte, sicher angeregt vom Wunderhorn, eine eigene Sammlung herausgeben[5]), aus der freilich nichts geworden ist. Aber schon 1807 erschien die Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und von der Hagen, die, obwohl sie im Vorwort das Wunderhorn angreift, doch auch in dessen Spuren geht. Und wie stark sofort Arnims und Brentanos Werk auf den Mann wirkte, der später der Volksliedforschung die exakte Grundlage gab, auf Ludwig Uhland, zeigen nicht nur dessen im Volksliedton gedichtete Lieder, sondern auch das Gedicht „Die Lieder der Vorzeit", das die bahnbrechende Tat des Wunderhorns begeistert besang. So mußte das Wunderhorn, ganz abgesehen davon, daß es viel Längstvergessenes wieder hervorzog, durch die weitwirkende anregende Kraft schließlich auch der Wissenschaft zugute kommen. Wer sich einseitig nur an die wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten hielt, die spätere Sammlungen wettmachen konnten, der vergißt, wie Docen treffend sagte, „daß, wenn es auf ihn angekommen wäre, das Ganze unberührt und unbekannt noch hundert Jahre hätte fortruhen können"[6]).

Freilich, als Ganzes ist das Wunderhorn nie in weiteste Schichten gedrungen, nur der erste Band erfuhr noch zu Lebzeiten der Herausgeber — 1818 — eine Neuauflage. Der hohe Preis, sowie die Aufnahme von viel zu vielem ohne höheren Wert, ja von Albernem und Langweiligem, verhinderten, daß das Wunderhorn zu einem wirklichen Volksbuch geworden ist. Eine kleine Anzahl von Liedern aber, von denen das berühmteste „Zu Straßburg auf der Schanz" ist, sind in der Arnim-Brentanoschen Fassung durch Schule und Aufnahme in andere Sammlungen seit vielen Jahrzehnten zum Besitztum unseres Volkes geworden. Sieht man von der Lutherbibel ab, so sind Lieder des Wunderhorns neben Grimmschen Märchen und Kinderliedern von Hoffmann von Fallersleben die erste Lektüre unserer Kleinen aus dem Bereiche der Dichtung, die dauernd der Literaturgeschichte angehört.

Als Arnim nach Frankfurt fuhr[7]), wo er mit kurzen Unterbrechungen vier Monate weilte, begleitete ihn Brentano, der noch gut zehn Tage mit dem Freunde zusammenblieb. Erst am 20. August traf er in Wiesbaden

---

[1]) Chronik des Wiener Goethevereins, Wien, 1896, S. 16. [2]) N. H. J. VI, 76. [3]) Karl Mayer, Ludwig Uhland, Stuttgart 1867, Bd. I, 110. [4]) Kosch, Bd. 11, 198. [5]) Mayer a. a. O. 144. [6]) Grisebach, XIV. [7]) S. oben S. 39.

ein, um dort seine erschütterte Gesundheit herzustellen. Noch einmal durften dann beide, mit Frau Sophie vereint, am Rhein glückliche Septembertage verleben, die sich Klemens unverlöschbar einprägten. Von ihnen erzählte er später Görres wenige Stunden vor Sophiens letztem Atemzug[1]). Am 25. September trafen dann Klemens und seine Frau wieder in Heidelberg ein und nun begann für beide eine Zeit emsigen Schaffens. Sophie widmete sich vor allem der Übersetzung von Boccaccios Fiametta[2]), deren Liebesglück und Leid sie möglichst getreu, wenn auch unter Auslassung weitschweifiger und anstößiger Stellen, wiedergibt. Die Veröffentlichung sollte sie leider nicht mehr erleben. Dagegen erschien noch Ende 1805 der zweite Band der Spanischen und Italienischen Novellen, der auf dem Titelblatt Sophiens Namen trägt, als dessen eigentlicher Urheber aber Klemens selbst anzusehen ist, mag auch immerhin manches erst von Sophie übersetzt und dann von Klemens überarbeitet sein. Dieser zweite Band enthält übrigens, wie der erste, keine italienischen Novellen, sondern nur freie Übersetzungen aus den Novelas amorosas y exemplares der Donna Maria de Zayas y Sotomayor[3]). Des weiteren nahm Klemens „mit wahrer Andacht" wieder die Rosenkranzromanzen sowie die Chronica eines fahrenden Schülers vor, deren Anfänge gleichfalls in die Marburger Zeit zurückreichen. Ob er beide Werke weit gefördert hat, ist ebenso ungewiß wie die Frage, ob er damals wirklich schon, wie beabsichtigt, mit der Bearbeitung der italienischen Kindermärchen von Basile begann[4]).

Einige kleinere Arbeiten aus dieser Zeit sind in der Badischen Wochenschrift veröffentlicht, wie der „Brief an den Herausgeber über das Sprichwort: Dir geht es wie dem Hündlein von Bretten", oder das Gedicht „An die Nymphe der Heilquelle zu Baden bei Ankunft unseres geliebten Landesherrn". Weit aber ragt aus diesen Beiträgen hervor der Hymnus auf Heidelberg, das „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke; worin ein schöner Dialogus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor. In der Nacht vor dem Dankfeste den 26. Juli 1806". Den Anlaß gab die Genesung Karl Friedrichs, dessen Friedensliebe und landesväterliche Fürsorge, zumal für die Universität, ebenso wie die Anhänglichkeit des Volkes, das in seinem bunten Treiben vor uns tritt, mit wundervoller Gegenständlichkeit veranschaulicht wird. Und immer wieder halten die Knittelverse, die so kinderleicht und jugendselig dahergestolpert kommen, an, um andächtig zu sprechen von den grünen Bergen, vom Schloß an ihrer Brust, vom Mondschein in den Gassen und dem weiten Blick über die Ebene. Was der Neckarstadt seinen eigensten Reiz gibt, das Nebeneinander von Ernstem und Heiterem, von Erhabenem und Behaglichem, die Erinnerung an die vielen Großen, die einst in Heidelberg gelebt und gewirkt, — das alles umfaßt dies — vielleicht nur etwas zu lange — Gedicht, das zugleich auch Brentanos vaterländischem Gefühl, das wir in des Dichters vorheidelberger Zeit so selten unmittelbar spüren, warmen Ausdruck gibt.

---

[1]) Steig I, 216. [2]) Steig I, 162. 171. [3]) S. bes. Brentanos sämtl. Werke, hrsg. von Karl Schüddekopf, Bd. XIII, München, 1911, S. XXVI, f. [4]) Steig I, 156. („Der arme Heinrich" = Chronica.)

Seine Hauptaufgabe aber sah Brentano in der Fortsetzung des Wunderhorns. Arnims Sammeltätigkeit beschränkte sich währenddessen fast ganz auf das, was ihm infolge der öffentlichen Aufforderung von selbst zuströmte oder was er bei dem häufigen Wechsel seines Aufenthaltes gerade noch schnell aus den Bibliotheken zusammenraffen konnte. Nach dem Zusammenbruch Preußens nahmen ihn dann die Geschicke seines Vaterlandes so in Anspruch, daß überhaupt zeitweise der Gedanke an das Wunderhorn zurückgedrängt zu sein scheint. Dagegen kann sich Brentano nicht genug tun, auf immer neue Mittel zu sinnen, wie man den Vorrat an Volksliedern vermehren könne, obwohl auch ihm infolge des Aufrufes aus den verschiedenen Teilen Deutschlands Schätze zufließen. Immer wieder weist er den Freund auf das Wunderhorn hin, verfaßt ein neues Formular, das zu verbreiten er Arnim ans Herz legt[1]) und fordert ihn auf, sich an diesen oder jenen zu wenden[2]). Ja, eine Art Sammelorganisation schwebt ihm vor, indem Vertrauensmänner an die Spitzen der einzelnen Provinzen gestellt werden sollen[3]). Vor allem aber führt er einen außerordentlich umfangreichen, kostspieligen und oft vergeblichen Briefwechsel, der sich über die Grenzen Deutschlands erstreckt[4]). Auch zu neuer gemeinsamer Arbeit, wenn nicht in Heidelberg, so in Nürnberg[5]) oder Baden[6]) drängt er immer wieder[7]). Zunächst aber machte der Ausbruch des Krieges, der schnell Preußen zu Boden warf und Nord- und Süddeutschland voneinander trennte, ein Kommen Arnims unmöglich[7]).

Kurz erwähnt sei, daß das Brentanosche Ehepaar seit Ostern 1806 wieder am Paradeplatz wohnte, bei „einem stillen Weinhändler von einer feurigen Weinnase“[8]). Weitere Angaben, die zur genaueren Feststellung des Hauses dienen könnten, liegen nicht vor. —

Es war eine stille Zeit ohne einschneidende Ereignisse, dies Jahr vor Sophiens Tod. Wichen auch in dem Eheleben nie ganz die Stürme, so scheint das Zusammenleben nach soviel Freud und Leid dank der klugen Anpassungsfähigkeit Sophiens glücklicher als je gewesen zu sein.

Zudem fehlte es dem Dichter nicht an mancherlei Abwechslung und Anregung, deren sein ruheloser Geist bedurfte. Als Savigny eben aus Paris heimgekehrt war, verlebte Brentano im Oktober[9]) fröhlich faule Tage auf dem Trages, dem Savignyschen Familiengut, wo er auch Arnim antraf, der Anfang Dezember seine Rückreise in die Heimat antrat. Zu kurzem Aufenthalt brachte dann Klemens Anfang November Savigny nach Heidelberg mit[10]), um wenige Wochen später Fritz Jacobi[11]), einen alten Bekannten der Familie Brentano, am Neckar begrüßen zu können. Im nächsten Frühling unternahm der Dichter Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, und war Mitte Juni vorübergehend in der Heimat, um Gall kennenzulernen, der grade in Frankfurt — wie übrigens bald darauf auch in Heidelberg — Vorträge hielt und viel im Brentanoschen Hause verkehrte, wo man sich für die vielbesprochene Schädellehre leidenschaftlich interessierte[12]).

[1]) Steig I, 177 (157, 166.) [2]) Ebd. 157, 179. [3]) Ebd. 157. [4]) Ebd. 160, 165, u. ö., Zimmer, 177. [5]) Steig I, 180. [6]) Ebd. 185. [7]) Ebd. 186, 218, auch 224. [8]) Steig I, 160, 171. [9]) Er reiste etwa am 10. ab. Preis. 166. [10]) Preis. 171, 173, 176. [11]) Steig I, 157. [12]) Steig, 180, 186.

Bedeutsamer war ein neues Zusammenkommen mit Tieck, der, von Italien eben zurückgekehrt, von Mannheim aus, wo er sich mit den Papieren Maler Müllers zwecks einer Neuausgabe beschäftigte, nach Heidelberg herüberkam[1]). Seine Anwesenheit dauerte etwa vom 9. bis 16. September 1806. Während Voß seinen alten Bekannten sehr mißtrauisch empfing[2]), wurde Tieck von „Creuzer, Daub, Loos und Kompagnie" anspruchsvoll in Beschlag genommen. Brentano fühlte sich von der Art, wie die „Durstigen" dem Dichter „alle Zapfen zogen", abgestoßen und hielt sich, wie er Arnim schrieb, zurück. Dafür kam dann Tieck gewöhnlich noch nach Mitternacht zu ihm und „redete gar anmutig und schön hintereinander", wenn auch seine Anschauungen, zumal die Art seiner Kritik, dem Jüngeren nicht zusagten. Brentano war es auch, der die Bekanntschaft zwischen Tieck und Zimmer vermittelte[3]). Wie wohl es Tieck wieder am Neckar ward, zeigt ein Brief, nach dem er nie ohne Rührung an Heidelberg denke. „Ich fühle mich immer gezwungen, die dortige Gegend als mein Vaterland anzusehen"[4]). Schließlich begleitete Brentano den Meister nach Frankfurt, wo sich dieser acht Tage von den Geschwistern, Bettina voran, huldigen ließ und mit ihnen fast täglich bei Goethes Mutter[5]) weilte[6]).

Im November 1806, kurz nach seiner Ankunft in Heidelberg, schrieb Görres: „Alle Leute sind übrigens mehr oder weniger gegen ihn — Brentano — gespannt, nach und nach haben sie uns ihre Gravamina anvertraut und da ist denn immer — der Doktor mag's erklären —, Hypersthenie auf der einen und Asthenie auf der anderen Seite. Ihm ist das keineswegs gleichgültig und er tut alles, um sich gegen uns zu rechtfertigen, wo er denn freilich von seinem Standpunkt immer recht behält"[7]). Immerhin, so ganz vereinsamt, wie es danach scheinen möchte, war in der Zeit zwischen Arnims Fortgang und Görres' Kommen Brentano doch nicht. Es ist wohl kein größerer Gegensatz denkbar als zwischen dem kecken genialischen Dichter und dem schwerfälligen, philiströsen Philosophen Fries, der zudem allen romantischen Ideen so schroff gegenüberstand. Eine mißgünstige Äußerung des Gelehrten über Brentano aus dem Sommer 1805 wurde bereits zitiert[8]). Und doch hat das Brentanosche Ehepaar dann bald viel mit Fries verkehrt, und zwar nicht erst, als dieser „des Amtmann Erdmanns Töchterlein"[9]), das sich gleich an Sophie eng anschloß[10]), im Mai 1806 heimgeführt hatte. Während aus Brentanos Äußerungen über den Gelehrten eine warme Zuneigung spricht[11]), wird dieser, nach allem was wir von ihm wissen, nie das Gefühl der Wesensfremdheit verloren haben. Später, 1808, hat er sich denn auch dem Dichter und seinem Kreise gegenüber ablehnend verhalten[12]).

Auch mit dem Chemiker Kastner verkehrte Brentano damals und fand in ihm einen „recht geistreichen, lieben Jungen"[13]). Es dürfte sich indessen

[1]) Köpke I, 327 f. [2]) Köpke I, 328. [3]) Steig I, 192 f. [4]) Zimmer, 262. Unter der „Kompagnie" verstand Brentano wohl Kayser, der Tieck von seinem ersten Aufenthalt her kannte und verehrte, und Heise (Reichel, 109). Auch mit der Rudolphi kam Tieck zusammen (Reichel, 114). [5]) Steig II, 46. [6]) Auch Leo von Seckendorff, der gleichfalls Volkslieder sammelte, und 1808 mit Stoll den Prometheus herausgab, besuchte im Herbst 1805 Klemens, der freilich wenig Gefallen an ihm fand. Preis. 187. [7]) G.B.I, 480. [8]) S. oben S. 33. [9]) Steig I, 180. [10]) Henke, 114. [11]) Steig I, 157, 180, vgl. 27. [12]) Henke, 123. [13]) Steig I, 167, 173.

nur um vorübergehende Beziehungen handeln, jedenfalls weist nach Görres' Ankunft nichts auf ein engeres Verhältnis zwischen Kastner und den Heidelberger Romantikern.

Besonders häufig wird in Klemens' Briefen aus jener Zeit das Voßsche Ehepaar erwähnt, das auch Arnim noch kurz vor seiner Abreise kennengelernt hatte[1]). Brentano spricht mehrfach mit einer fast schwärmerischen Verehrung von Frau Erneſtine[2]), die auch Sophie gern mütterlich betreute[3]). Die Unduldsamkeit und Pedanterie von Voß war dem Romantiker von vornherein bewußt und er spottet wohl auch über sie[4]). Aber das Kernhafte des Niedersachsen hat ihn doch offenbar anfangs mächtig angezogen. Voß scheint, längst bevor im Juli 1806 der Bruch mit Brentano erfolgte, gegen diesen eingenommen gewesen zu sein. Als Anfang Mai 1806 Reinhard, im Begriff, als französischer Generalkonsul und Resident nach Jassy zu gehen, sich in Heidelberg vorübergehend mit seiner Gattin aufgehalten hatte, warnte diese eine Verwandte, ihren Sohn mit Brentano verkehren zu lassen. „Nach dem Urteil unserer dortigen Freunde" taugten beide, obwohl sie für den Umgang einige glänzende Eigenschaften hätten, moralisch sehr wenig. Offenbar war bei Erwähnung der „dortigen Freunde" in erster Linie an Voß gedacht, der als einziger Heidelberger Gelehrter in den zwei auf Heidelberg bezüglichen Briefen Reinhards und seiner Gattin genannt wird[5]).

Der Anlaß zu der Entzweiung zwischen Voß und dem Romantiker war ein — gelinde gesagt — jungenhafter Streich Brentanos. Als dieser nämlich von Voß hörte, er hoffe das kleine, alte Anatomiegebäude gegenüber der Peterskirche für 2000 fl. zu erstehen, konnte Brentano nichts eiligeres tun, als in einer Eingabe an das Kuratelamt 400 fl. mehr zu bieten. War auch dieser Schritt vergeblich, so mußte Voß, dem alles daran lag, von den Leiden der Mietswohnung im „Riesen" befreit zu werden, über diese unvornehme Handlungsweise empört sein[6]). Das „wahrhaft romantisch"[7]) gelegene Grundstück Ecke Plöck- und Sandgasse hat Voß übrigens bis an sein Lebensende besessen. In der hinteren Ecke eines Gärtchens, das durch eine alte, efeubewachsene Mauer von der Welt abgeschlossen war, erhob sich das kleine Haus, an das ein turmartig aufsteigendes Treppenhaus angebaut war, dessen oberstes Geschoß Voß zur Arbeitsstube diente. Bald pflanzten der Hausherr und seine Gattin allerlei Nutz- und Zierpflanzen, so daß „eine wahre Idylle eines nutzbaren Gartens" entstand[8]).

Leider fand ich, trotz langen Nachforschungen, nur die nebenstehende Abbildung des nun schon seit Jahrzehnten abgerissenen Hauses, das leicht zu finden ist, wenn man den Kirchturm etwa um 1 cm nach unten verlängert. (Die Peterskirche ist am rechten Rand abgeschnitten. Das massige, rechtwinklige Gebäude mit dem Dachreiter, links von dem Kirchturm, ist die Universität.)

---

[1]) Steig I, 147. [2]) Steig I, 167, 174. [3]) Amelung II, 190. [4]) Steig I, 147. [5]) Wilhelm Lang, Graf Reinhard, Bamberg, 1896. S. 301 u. 300. [6]) N. H. J. XVIII, 75 f., auch 51. [7]) Nippold I, 45. [8]) N. H. J. X, 270. Herbst II_2, 270.

Weit länger als mit Voß währte das Einvernehmen Brentanos mit dem anderen späteren Gegner der Romantiker, mit Alois Schreiber. Schreiber war zweifellos ein Mann von großer, geistiger Beweglichkeit. Aber wie er als Mensch nach eigenem Geständnis das Bedürfnis hatte, sich an andere anzuschließen, — „ohne sie habe ich nur ein halbes, ein geliehenes und fast gespenstisches Dasein", schrieb er einmal[1]), — so war er auch als Dichter stets ein Anempfindler ohne stärkeren Eigengehalt. Zur Zeit des Verkehrs mit Brentano stand er offenbar vorwiegend im Banne romantischer Ideen, die auch später noch, als er sie bekämpfte, stark in ihm weiterwirkten. Er dichtet im Volksliedton[2]), steuert zum Wunderhorn bei[3]), das er als eine Sammlung „echt teutscher Volkspoesien"[4]) rühmt, sammelt Sagen und alte Kupferstiche[5]), verherrlicht in gebundener Form August Wilhelm Schlegel als Übersetzer südlicher Töne[6]), forscht alten Volksbräuchen, wie dem Fehmgericht[7]), nach. Von besonderer Bedeutung war, daß er von Juni 1806 bis Januar 1808 die bei Mohr und Zimmer erscheinende „Wochenschrift für die Badischen Lande" herausgab, die anfangs so das Gepräge Brentanoschen Geistes trug, daß man diesen für die erste Zeit ihres Erscheinens als „die eigentliche Seele des Unternehmens" genannt hat[8]). Die Zeitschrift will, über Konfession und literarischer Schule stehend, das Nützliche wie das Schöne in gleicher Weise berücksichtigen; sie ist von warmer Vaterlandsliebe beseelt, ohne sich auf Politik einzulassen. Bei ihrem oft landschaftlich gebundenen Charakter hat die Wochenschrift außerhalb Badens schwerlich viele Leser gefunden, wie sie auch außerhalb Heidelbergs keine bekannten Mitarbeiter hatte. Wenn sie aber auch so an literaturgeschichtlicher Bedeutung hinter der späteren Einsiedlerzeitung zurücksteht, so war sie viel mehr als diese durch ihre schlichte, bodenständige Art dazu angetan, weitere Kreise anzuregen. Neben sehr viel haus- und volkswirtschaftlichen Aufsätzen finden wir Schreiben aus badischen Städten, allgemeinverständliche geschichtliche, literaturgeschichtliche, geographische und pädagogische Abhandlungen; wir lesen zahlreiche Sagen, die später auch die Brüder Grimm für ihre Sammlung benutzten, ferner Berichte über Volkssitten, Aberglauben u. dgl. Auch für bildende Kunst hat sich die Zeitschrift früh eingesetzt, — die Aufforderung im ersten Heft, über alte Gemälde Nachrichten einzusenden, mutet stellenweis wie aus der Feder Sulpiz Boisserées an.

Steig hat einige Beiträge Brentanos festgestellt[9]) — das wichtigste wurde bereits oben hervorgehoben. Doch können außerdem auch manche Sagen und alte Reime von Brentano mitgeteilt sein. Auch Voß, dessen philologischer Gehilfe Radlof, sowie der Konsistorialrat Horstig steuerten anfangs bei. Wir wissen nicht, was Schreiber schließlich veranlaßte, sich grollend von Brentano zurückzuziehen. Arnim, der zu Beginn seines zweiten Aufenthalts noch mit ihm verkehrte, sagte später, Schreiber behaupte, Brentano habe ihm die Ehre rauben wollen[10]). Sicher ist, daß

[1]) S. B. I, 536. [2]) N. H. J. VI, 70 u. ö. [3]) Steig I, 162. [4]) Badische Wochenschrift 1806, Nr. 4. [5]) Vgl. Vorlesungsverzeichnis So=Se. 07, S. 26. [6]) Morgenblatt 1807, Nr. 213, 295. [7]) Budde, 258 u. ö. [8]) Steig in N. H. J. VI, 68. [9]) N. H. J. VI, 70 f. [10]) Steig I, 236, vgl. 245.

Voßhaus und Umgebung (vgl. S. 47).

Schreibers mißgünstige Gesinnung gegen Brentano erst nach dessen Fortgang zum Ausbruch kam[1]).

Die Genannten sind es, die dem Brentanoschen Ehepaar in jener Zeit neben Zimmer und der Rudolphi am nächsten gestanden haben.

Bis zum Herbst 1806 spricht nichts dafür, daß Brentanos unsteter Geist sich je nach einem anderen Ort zum Wohnsitz umsah. Vielmehr deutet der beabsichtigte Hauskauf darauf hin, daß er sich in Heidelberg fester verankert fühlte, als irgendwo. Bis ihn der furchtbarste Schlag seines Lebens traf: Am 31. Oktober 1806 starb bei der Geburt eines toten Mädchens Sophie. Am Tage vorher war Görres mit Gattin und Schwiegermutter angekommen, der sich nun des Längstbekannten — ebenso wie Schwarz, Zimmer, Fries — liebevoll annahm und ihn bis Darmstadt geleitete, als er, ohne erst Sophiens Bestattung abzuwarten, „fast einem Wahnsinnigen gleich", nach Frankfurt eilte, um sich an Bettinens Hals auszuweinen. Hulda Mereau wurde von der Rudolphi in Pension genommen[2]).

Sophie ist für Brentano stets unersetzlich geblieben. So tränenschwer die Ehe oft war, sie hat ihm doch, so weit das für ihn überhaupt möglich war, Halt und Ziel gegeben. Nun, nach der Gattin Tod, schwankt er, bis er im Schoße der Kirche eine Zuflucht findet, unstät und vergeblich nach einer Stütze suchend, umher. Noch nach Jahren gedachte Arnim wehmütig der Verstorbenen, die Brentanos guter Geist gewesen war: „ich wünschte ihm, daß seine erste Frau nicht gestorben wäre; er hat unglaublich viel durch sie verloren"[3]).

Sophies Tod bildet einen starken Einschnitt in der Geschichte der Heidelberger Romantik. Lag über ihr bisher eine idyllisch-epische Stimmung, so treten nun mehr und mehr dramatische Akzente hervor; wachsende Spannung, allmähliche Parteibildung, Fehde folgen einander. Nicht wenig hat zu der Zuspitzung die ausgeprägte Persönlichkeit Görres' beigetragen, der sich nun den Herausgebern des Wunderhorns in Freundschaft und gleichem Streben zugesellt. Indem er als Lehrer an dem inneren Leben der Universität teilnahm, und sich an gesinnungsverwandte Dozenten schloß, mußte er als ein natürliches Bindeglied auch Arnim und Brentano schließlich in engeren Zusammenhang mit der Universität bringen. Doch bevor wir uns der Wirksamkeit Görres' zuwenden, ist es nötig, auf das Liebesdrama Creuzers und der Günderode, das kurz vor Sophies Tod seinen tragischen Abschluß fand, zurückzukommen.

In ihrer Liebe zu Creuzer war die Dichterin sichtbar gewachsen, das Beste, was sie geschaffen hat, ist von ihm eingegeben. Karolinens Dramen freilich, von denen Creuzer zwei — „Udohla" und „Magie und Schicksal" — in den Studien als einzigen poetischen Beitrag veröffentlicht hat, sind wenig bedeutend. Kühn wagt sie sich in den in fremden Ländern und Zeiten spielenden Dramen an Probleme wie Geschwisterliebe, Ehebruch,

[1]) N. H. J. XVIII, 53. Der naheliegende Gedanke, Brentano habe etwa bei dieser Gemäldeangelegenheit irgendwelche Abmachung nicht eingehalten, erwies sich nach Einsicht der betreffenden Akten als gegenstandslos. [2]) N. H. J. XVIII, 74. Zimmer, 146. Steig I, 217, auch 267. [3]) G. B. II, 354.

Königsmord, aber die Gestalten sind schemenhaft, die Konflikte äußerlich, die Ereignisse wenig fest verkettet und oft vom Lyrischen überwuchert. Echter offenbart sich uns die Dichterin in der Sammlung „Melete". Das Creuzer gewidmete Büchlein war von diesem bei Mohr und Zimmer in den Druck gegeben, dann aber, nach dem aufsehenerregenden Tode Karolinens, wieder zurückgezogen und ist erst neunzig Jahre später von Erwin Rohde aufgefunden worden. Wie Creuzers Forschungen über die Mythen und den Neuplatonismus in manchen Stücken sich widerspiegeln, hat Bianquis nachzuweisen gesucht[1]). Doch diese haben nur noch einen historischen Wert. Aber in den rein lyrischen Stücken finden wir Töne, die uns noch heute zu rühren vermögen. Das gläubig-fromme Vertrauen auf den Geliebten, die Dankbarkeit für alles, was er ihr gab, der Schmerz um die Trennung, die Sehnsucht nach Vereinigung im Tod, — das alles findet mehrfach ergreifenden Ausdruck. Etwas gleich tief empfundenes wie „Das Gebet an meinen Schutzheiligen", in dem keine Reflexion, keine mythologische Anspielung stört, hatte Karoline vorher nie geschaffen.

Das wenige, was wir von dem Leben der Dichterin in den zwei Jahren ihrer Liebe wissen, zeigt, wie sie ganz in ihrem Verhältnis zu Creuzer aufging. Um in seine Gedankenwelt besser eindringen zu können, beginnt sie mit rührendem Eifer Latein und Griechisch zu treiben und läßt sich immer wieder von Creuzer belehren und beraten. Als dieser sich über den vermeintlich unheilvollen Umgang mit der ihm verhaßten Bettina ausspricht, bricht sie jäh mit der Freundin. Sie ist bereit, mit dem Geliebten nach Rußland zu ziehen, ja, kann den phantastischen Plan fassen, in Manneskleidern nach Heidelberg überzusiedeln, um als Schüler ihres „Heiligen" zu dessen Füßen zu sitzen. Aber alle Hoffnungen auf ein dauerndes Zusammensein mußten an der Macht der Verhältnisse und dem Charakter Creuzers scheitern. Creuzer fühlte sich zu tief seiner Gattin verpflichtet, um nicht eine Trennung gegen ihren Willen als schweres Unrecht zu empfinden. Dazu kam der Mangel eines Vermögens, das im Fall einer Scheidung seiner Gattin ein geruhiges Leben hätte sichern können und die Fron eines Beamtenberufs, der unbedingte äußere Korrektheit erforderte. Vor allem aber, Creuzer war durch und durch unpraktisch, ging im weltfremden Stilleben des Gelehrten auf, ermangelte jeder Tatkraft. Nie kommt er, hin- und hergerissen zwischen entgegengesetzten Stimmungen, zu einem freien Entschluß, auch dann nicht, als die Verhältnisse vorübergehend eine glückliche Lösung nahelegen; seine Leidenschaft wird immer wieder durch Reflexionen, die oft ein recht professorales Gepräge tragen, zersplittert. Und je weniger er einen Ausweg sieht, desto mißtrauischer, gereizter, ungerechter wird er gegenüber der Geliebten und seiner ganzen Umgebung, desto müder wird sein Fatalismus, kaum daß die seltenen Stunden heimlichen Liebesglücks, zu denen er dann und wann nach Frankfurt eilt, alle Mißverständnisse beseitigen und seiner Seele neue Schwungkraft verleihen. Bis dann nach einer letzten Zusammenkunft, bei der die Aussichtslosigkeit der Leidenschaft besonders eindringlich zu Bewußtsein gekommen sein mag, der nie sonderlich

[1]) Bianquis, 183.

Gesunde unter dem Druck neuer seelischer Erschütterungen auf den Tod erkrankt. Vielleicht nur aus einer vorübergehenden Stimmung heraus und im Glauben, nie wieder aufzustehen, entsagte er „feierlich seinem bisherigen Verhältnisse“[1]) und Daub mußte es übernehmen, dieses alsobald der Günderode zu schreiben. Die Freunde jubelten . . . das war am 18. Juli 1806. Acht Tage später fand man Karoline erdolcht an dem Ufer des Rheins . . . . .

Gewiß wirken die Briefe Creuzers, wenn man sie wie ein Kunstwerk auf sich wirken läßt, oft unerquicklich. Aber erschütternd ist es doch, zu sehen, wie der trotz allem hochgestimmte Mann immer mehr vereinsamt und schließlich unter der Schnürbrust des Alltags und den kleinlichen Mittelchen, zu denen er greifen muß, um der Geliebten ungehemmt zu schreiben, sozusagen erdrosselt wird. Tragischer freilich noch ist das Schicksal Karolinens, die sich oft durch die schwächliche Verständigkeit Creuzers verletzt fühlte[2]) und dennoch ihr Leben entwertet fand, als der Geliebte seine „Pflicht“ erkannte.

[1]) Preis. 311. [2]) Preis. 295.

Görres.

Aus kleinen Verhältnissen stammend, in der Aufklärung wurzelnd, zunächst ganz von den Ideen der französischen Revolution erfüllt, hatte der Koblenzer Görres in seiner ersten Schrift „Der allgemeine Friede, ein Ideal" 1798 und seinen Zeitschriften „Das rote Blatt" und „Rübezahl" grimmig gegen die Despotie von Kirche und Staat gekämpft, überzeugt, daß die Republik allein imstande sei, eine dauernde Entwicklung zu höherer Kultur und Humanität zu gewährleisten. Bis dann der Aufenthalt in Paris, wo er hinter die Kulissen des Revolutionsdramas sah, ein jähes Erwachen aus dem Traum herbeiführt, ihn aus dem Getriebe der Tagespolitik herausreißt und einem beschaulichen Wirken für Kunst und Wissenschaft entgegenführt. Zu immer weiterer Tätigkeit greift nun Görres' beweglicher Geist aus, — vor allem fesselten ihn Philosophie, Naturwissenschaft, Medizin, Literatur. Den Lebensunterhalt verschaffte ihm eine karg dotierte Lehrstelle an der „hohen, aber weder weiten, noch tiefen" Sekundärschule zu Coblenz, an der er seit Anfang 1800 wirkte.

Für die Hinwendung zur Romantik, die schon durch die Wirkung von Schellings und Herders Gedankenwelt vorbereitet war, vielleicht das Zusammensein mit Brentano im Sommer 1802 von Bedeutung gewesen[1]). Jedenfalls geht die 1803 veröffentlichte Organonomie bereits scharf der Aufklärung zu Leibe und die 1804/05 in der Zeitschrift Aurora erschienenen literaturgeschichtlichen Beiträge stehen so unbedingt auf dem Boden der Romantik, daß selbst eine Sophie Bernhardi verhimmelt wird. Grade der Arnim und Brentano nicht zusagende Novalis war ein Liebling von Görres, in der Hochschätzung für Tieck trafen sich die Heidelberger Romantiker, während Görres dem Schaffen Goethes nie gerecht zu werden vermochte. Für Jean Paul, dessen Dichtungen er leidenschaftlich verehrte, suchte Görres in Heidelberg die Freunde zu gewinnen.

Verschieden nach Herkunft, Erziehung, geistiger Entwicklung, Beruf, mußte Görres' Wesensart gegenüber dem preußischen Junker und dem verwöhnten Sohne einer reichen Patrizierfamilie naturnotwendig ein eigenartiges Gepräge tragen. Und doch waren zwischen den drei Männern so viel Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten, daß sie in Heidelberg Schulter an Schulter wirken und kämpfen konnten.

Mit Arnim teilte Görres das Geschlossene, Harmonische, Selbstsichere der Persönlichkeit, den Drang nach Tat, nach unmittelbarer Wirkung

[1]) Über die Beziehungen Görres' zu Brentano: Schultz (10 f.), der überhaupt für das folgende zu vergleichen ist. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen, Nördlingen, 1877, S. 5, nimmt eine Bekanntschaft beider schon von der gemeinsamen Koblenzer Schulzeit her an.

auf die Gesinnung der Lebenden, die Neigung zur Naturwissenschaft; mit Brentano das südliche Temperament, das Hingezogensein zu allem Kindlichen, die Freude an allem Paradoxen, am Aufregen und Angreifen, an Witz und Satire. Gemeinsam war ihnen der Haß gegen das Philistertum in jeder Hinsicht, und der Schmerz über die nüchterne, pietätlose Zeit, wenn auch Arnims zukunftsgläubiges Gemüt nicht das mancherlei Gute der Gegenwart verkannte und unangenehm von Görres' Art, die Welt „bloß von der ekelhaften Seite zu sehen"[1]), berührt war. Wie den Herausgebern des Wunderhorns, so waren auch Görres alle Regeln und Normen der Ästhetiker zuwider, und gegen zersetzende Kritik hat er sich fast noch schärfer und häufiger als Arnim ausgesprochen. „Nicht altklug und gelehrt, sondern einfältiglich und bescheiden"[2]) will er den Leser und Kritiker einer echten Dichtung gegenüberstehen wissen. Er selbst besaß denn auch in wunderbarer naiver Weise die Fähigkeit, sich in Phantasieschöpfungen einzufühlen und seinen Gefühlen Worte zu leihen. Freilich war dafür Voraussetzung, daß Görres Geist von seinem Geiste fand. Das Inhaltliche, vor allem der ethische Gehalt, ist für seine Stellung zu einer Dichtung fast ausschließlich maßgebend, während formale Gesichtspunkte in den Hintergrund treten.

Görres war nicht Dichter, war Gelehrter. Freilich, nicht Gelehrter im eigentlichen Sinn; was ihn bei seinen Forschungen leitete, war nicht der zergliedernde Verstand, sondern in weit höherem Maße als bei Creuzer, das Gefühl, die Phantasie, der „historische Takt". Wohl erfaßt er kühn, oft halsbrecherisch kühn große Zusammenhänge, aber Lücken des Wissens überbrückte er nicht durch sorgfältiges Forschen im einzelnen, sondern durch ahnendes Kombinieren und durch eine in gehäuften und weitausgesponnenen Bildern schwelgende Rhetorik, die oft als gar zu weiter Mantel um einen dünnen Leib schlotterte und selbst die Freunde mißtrauisch machte[3]). Er ließ, wie er in der Exposition der Physiologie sagte, das Gemüt an der Wissenschaft Anteil nehmen, meinte, daß die heiteren Spiele der Phantasie dem Ernst der geistigen Kräfte keinen Abbruch tun[4]). Wissenschaft um ihrer selbst willen — das war ihm, dem Forschen und Handeln eins war, dessen Schaffen von ethischen Gesichtspunkten geleitet wurde, ein ebenso Fremdes wie das l'art pour l'art. So war es nicht ungereimt, wenn er noch schärfer als die Freunde, gegen das sich im Kleinsten-Kleinlichen verlierende, pietätlose und zänkische Gelehrtenvolk die Peitsche schwang. Wohl aber stand er durch seine spekulativen Neigungen in einem Gegensatz zu Arnim und Brentano und auch — zu sich selbst. Denn mag er auch noch so sehr auf alle Systemwut schelten, die Art, wie seine philosophische Natur starre Antithesen aufstellt, vorschnell verallgemeinert und gewaltsam konstruiert, hat etwas stark Systematisierendes an sich. Doch muß zugegeben werden, daß diese Züge zurücktreten, wo er Dichtungen genießt und charakterisiert.

Religiöse Gegensätze dürften in den Heidelberger Jahren zwischen den Freunden kaum vorgetreten sein, jedenfalls war der Verfasser der Mythen-

[1]) Steig I, 239. [2]) H. J. V_1, 223. [3]) Steig III, 526. Reichel, 99. [4]) Schellberg I, 160.

geschichte weit davon entfernt, orthodoxer Katholik zu sein[1]). Dagegen war Görres, so sehr er in der Liebe zum Gesamtvaterland und im glühenden Haß gegen Napoleon mit dem märkischen Junker übereinstimmte, der spezifisch preußische Standpunkt Arnims, der das Ziel zu Deutschland nur durch ein starkes Preußen sah, fremd. Wie in Heidelberg, so konnte sich Görres noch viele Jahre später nicht versagen, „dem guten, wackern Menschen mit dem Preußentum vielen Bedrang" anzutun[2]).

Schon Anfang 1805 trug Görres „seit einiger Zeit" „Auswanderungsprojekte", eingeengt durch sein Lehramt, fast erwürgt von der Stickluft der französischen Fremdherrschaft, in der er „nicht um sich sehen konnte, ohne von Ärger angefressen zu werden"[3]). Es ist dann von einer Dozentur an den Universitäten Würzburg und Landshut[4]), sowie einer Stelle an der Münchener Akademie[5]) die Rede, aber jedem dieser Pläne blieb die Erfüllung versagt. Da wandte Görres seine Blicke nach Heidelberg. Ob dabei die Anwesenheit Brentanos von mitbestimmender Bedeutung war, ist zwar nicht ausgeschlossen, aber in keiner Weise nachzuweisen. Jedenfalls lag nach den vergeblichen Versuchen, in Bayern Fuß zu fassen, der Wunsch nahe, an der aufblühenden badischen Universität zu wirken, zumal Görres sich nicht gern vom Rhein weiter entfernen wollte[6]). Sein Gesuch vom 7. September 1806, in Heidelberg Vorlesungen über Philologie und Philosophie[7]) halten zu dürfen, wurde sofort vom Senat — unter dem Prorektorate Thibauts — bei dem Kuratorium befürwortet, da „derselbe schon durch seine herausgegebenen Schriften als ein sehr geistvoller Mann bekannt sei"[8]). Eine direkte Habilitation fand übrigens nie statt. Sein Koblenzer Lehramt ließ sich Görres zunächst für ein Jahr, dann für ein zweites offen halten[9]). Hegte er auch die Hoffnung, schließlich fest an der Universität angestellt zu werden[10]), so empfand er doch klar, daß die Dozentur bei dem Besitz von Frau und Kindern ein gewagtes Experiment sei. Denn abgesehen von dem Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten hatte er keine Einnahmequelle zu erwarten, als die mageren Kolleggelder. In den nächsten Jahren herrschte denn auch bei ihm große Knappheit, die indessen das reine Familienglück nicht trüben konnte. Zu den in Koblenz geborenen Kindern Sophie und Guido schenkte Frau „Kätz", die in ihrer Lieblichkeit Windischmann wie eine Madonna des deutschen Mittelalters erschien[11]), ihrem Gatten im Juni 1808 eine Tochter Maria, deren Paten Arnim und Creuzer waren. Sie ist später die Herausgeberin der Werke ihres Vaters geworden.

Am 6. November kündigte Görres seine Vorlesungen in so überblühenden, nur einen — zwar starken, aber ganz unklaren — Gefühlseindruck hinterlassenden Sätzen[12]) an, daß nicht nur rationalistische Gelehrte den

---

[1]) S. unten S. 143. [2]) Z. B. G. B. III, 73. [3]) G. B. II,12 f. [4]) G. B. II, 13, 14. [5]) G. B. II, 18. [6]) G. B. II, 13. Villers, 72. [7]) Görres las: Philosophie, Psychologie, Ästhetik, Über den Bau des Himmels, spekulative Physik, Physik der organischen Natur, „Hygieine", Organopoie, Physiologie. Ende Juni 1808 begann er noch über altdeutsche Literatur zu lesen. Daneben hielt er offenbar auch allgemeinere, im Vorlesungsverzeichnis nicht angegebene Vorlesungen (Budde, 177: „Über Welt und Leben"). [8]) Bartsch, 44, Anm. 62. [9]) G. B. I, 493. [10]) G. B. I, 477, 496 f. [11]) G. B. II, 227. [12]) Jetzt auch bei Schellberg II, 714 f.

Kopf schüttelten. Die akademische Jugend aber war durch die so wunderlich von allem Brauche abweichende Ankündigung in hohem Maße auf das Auftreten des neuen Lehrers gespannt: statt der erwarteten 15 Hörer fanden sich gleich im ersten Kolleg 60 bis 70 ein, die sich bald für Görres' Person und Lehre „wirklich echauffierten"[1]).

Leider besitzen wir keine Nachschriften der stets frei gehaltenen Vorlesungen, so daß es nicht möglich ist, Sicheres über ihren wissenschaftlichen Wert zu sagen. Görres erzählt später nur ganz allgemein, daß sich in ihnen die Mythengeschichte vorbereitete, und daß er, im Gegensatz zu den Anschauungen von Voß, der die weite runde Erde mit Brettern verschlug, auch hier „ohne Hege frei über die Berge und durch die Auen überall" hinzog, „wo die Sonne leuchtete"[2]). Grade das Unzünftige, Lebenatmende, Improvisierte, die Rücksichtslosigkeit, mit der Philistertum und Rationalismus angegriffen wurden, mußte viele Studenten unwiderstehlich zu dem blassen Mann mit den feurigen[3]), von Begeisterung durchglühten Augen hinziehen, dem der Enthusiasmus deutscher Jünglinge für Kunst und Wissenschaft als die einzige lichte Stelle in der matten Gegenwart erschien[4]). Eichendorff charakterisiert Görres' Kollegia in seinem Tagebuche einfach durch zwei Lieblingsausdrücke: „göttlich", „himmlisch"[5]). Vielleicht aber ist es doch bezeichnend, daß ein anderer Zuhörer, Budde, der sonst gern den Inhalt von Vorträgen in Briefen und Tagebuch wiedergab, dies in Bezug auf Görres' Vorlesungen nicht tat. Unter all den Metaphern und Einfällen des Augenblicks wird der sachliche Kern für die berauschten Gemüter nicht immer leicht zu erfassen gewesen sein. — Gesteigert wurde diese Verehrung der Zuhörer noch durch das Geschlossene von Görres' Charakter und seine liebenswürdige Ungezwungenheit, die ebenso wie das Fehlen jeden Gelehrtendünkels, keine Befangenheit aufkommen ließ. Welch einen bannbrechenden Eindruck mußte es machen, wenn ein fremder, eben angekommener Student bei seinem Antrittsbesuch den Lehrer inmitten seiner Lieblinge findet, die „wie angekettet an ihn waren"[6]).

Es ist mehrfach betont, daß Görres' Briefe an seine Schwiegermutter nicht „die Blüte und Fülle des damaligen Lebens"[7]) in Heidelberg wiedergeben, was um so bedauerlicher ist, da Brentanos Briefwechsel mit Arnim durch die Kriegswirren zeitweise unterbrochen wurde. So viel ist indessen zu ersehen, daß Görres zunächst von allen Seiten freundlich aufgenommen wurde — „selbst der alte Voß hat uns ganz liebgewonnen"[8]) — und sich schnell heimisch fühlte, wenn anfangs „auch mancher Brocken Langeweile talabwärts schwamm"[9]). Der liebste von den Hochschullehrern ward ihm Creuzer, mit dem ihn neben der gleichartigen Veranlagung bald auch eigene mythologische Studien verbanden. „Er ist unter allen den Hiesigen ohne Zweifel der Geistreichste, Eindringendste, dabei von allem Hochmut entfernt und aller hölzernen Steifelei, die den teutschen Gelehrten wie eine Art von Zunftkrankheit anhängt"[10]). Außer mit Creuzer scheint Görres

[1]) G. B. I, 479/481. [2]) Schellberg I, 428. [3]) Kosch, Bd. 11, 197. [4]) Schellberg I, 169. [5]) Kosch, Bd. 11, 219, 227. [6]) Budde, 4. [7]) Schultz, 57. [8]) G. B. I, 477. [9]) G. B. I, 479. [10]) Villers, 82.

von einheimischen Heidelbergern vor allem mit Daub, Zimmer, zeitweilig wohl auch mit de Wette[1]) näher verkehrt zu haben. Übrigens berichtet Budde, daß Görres ungesellig lebte und ganz in seiner Familie aufging wie sonst wohl nirgends wer[2]).

Brentano kam am 20. November von Frankfurt zurück und zog wieder in die alte Wohnung am Paradeplatz, wo jeder Gegenstand Stunden einstigen Glückes zurückrief. Wenn ihn oft über den Briefschaften und Manuskripten der geliebten Frau der Schmerz überwältigte, so konnte er doch wieder in anderen Stunden schlagend witzig und heiter sein und verschmähte es nicht, etwa in Neuenheim mit der „alten Geliebten vom Spitzweckball" zu tanzen[3]). Solche Reizbarkeit und immer wieder umschlagenden Stimmungen waren erst recht nicht dazu angetan, die Entfremdung mit den meisten Heidelbergern zu beseitigen, vielmehr wissen wir, daß die nächsten Monate die Kluft nur noch vergrößerten[4]). Dafür schloß sich Brentano mit der ganzen Wärme seines einsamen Herzens an Görres an, der ihm schnell näher trat, als irgendein anderer, Arnim ausgenommen. Auch Frau „Kätz" war als Freundin seiner früh verstorbenen Schwester Sophie dem Dichter längst bekannt. Kein Wunder, daß dieser bald mit dem Görresschen Paare verkehrte, als wäre er ein Familienmitglied. Abends ließ er sein Essen zu den beiden bringen und las mit ihnen zusammen aus seiner Bibliothek alte und neue Bücher[5]). Besonders wichtig war, daß Brentano dem Freunde seine Liebe für altdeutsche Dichtung einpflanzte, die in Görres einen um so günstigeren Boden finden mußte, als er sich längst zum Mittelalter hingezogen fühlte. In ihm sah er die Kinderjahre der Menschheit, in denen das ganze Leben, fern von der Unnatur, der Altklugheit und dem Philistertum der Gegenwart, noch frischer, frei von jeder Erstarrung war[6]). Schon am 15. Januar 1807 berichtet Görres, er mache mit seiner Gattin solche Progressen im Altdeutschen, daß sie Gedichte bis zum zwölften Jahrhundert bald wie neudeutsch lesen könnten[7]). Übrigens besuchte Brentano mit Zimmer[8]) — wie später auch Arnim — oft die Vorlesungen Görres', der seinerseits zuhörte, wenn der junge Dichter Sonntags einer Gesellschaft Shakespearesche Stücke vorlas[9]).

Wichtig war, daß zu jener Zeit[10]) vorübergehend Ferdinand Glöckle in Heidelberg weilte, der dann bald darauf nach Rom übersiedelte. Hier erlangte er an der Vaticana eine Anstellung als Secretaire des langues du Nord, — eine Tätigkeit, die ihm zugleich ermöglichte, die alten Pfälzer Handschriften abzuschreiben und so sie wieder in Deutschland bekanntzumachen. Mit ihm sind in Heidelberg Brentano und Görres in Berührung gekommen und dieser hat mit ihm gleich über die Abschrift alter Handschriften gesprochen. Später bereute freilich Görres, Glöckle nicht ein halb Jahr bei sich behalten zu haben, um ihm die nötigen Vorkenntnisse zu den Kopierarbeiten zu vermitteln[11]). Denn wenn Glöckle auch großen

[1]) Goethe-Jahrbuch V, 70. Uhrlichs, 228. [2]) Budde, 166. [3]) G. B. I, 480, 490; Steig I, 217. [4]) Steig I, 236. [5]) G. B. I, 483. [6]) Vgl. Schultz, 40, 45. [7]) G. B. I, 482, 483. [8]) G. B. I, 481. [9]) Bartsch, 9. [10]) Denn Brentano lernte ihn noch kennen (Steig, B. G. 16) und am 2. Juli 1810 ist von Glöckles dreijährigem Aufenthalt in Rom die Rede (G. B. II, 106). [11]) G. B. II, 128.

Eifer bei seinen Arbeiten zeigte, so war er doch von Haus aus unordentlich und zu Ausschweifungen geneigt, so daß sich schließlich seine Abschriften als sehr unzuverlässig herausstellten. Über die von Glöckle für Görres unternommenen Arbeiten wird noch kurz zu reden sein.

Daß neben Studien und häufigen Ausflügen in die winterliche Umgebung[1]) Brentano und Görres auch mancherlei Mutwill vereinigte, beweist eine übermütige Satire, die die Freunde im März und April 1807 zusammen verfaßten. Die Anregung scheinen sie von einem Konzert empfangen zu haben, das ein Mannheimer Ahl veranstaltet hatte. Der Titel des Anfang Mai[2]) bei Mohr und Zimmer erschienenen Werkes lautet: „Entweder wunderbare Geschichte von Bogs, dem Uhrmacher, wie er zwar das menschliche Leben längst verlassen, nun aber doch, nach vielen musikalischen Leiden zu Wasser und zu Lande, in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden Hoffnung hat, oder die über die Ufer der badischen Wochenschrift als Beilage ausgetretene Konzert-Anzeige". Den Menschen mit den unbrauchbaren Phantasien, den alten fabelhaften Geschichten, mit der Mystik und dem Blick auf das Unendliche, Ewige, heißt es im Bogs, ist die Erde aufgekündigt, die nun der Bürger, d. h. der aufgeklärte Philister, unter der Devise „Land und Staat" in Pacht nimmt. Was aber noch von losen Vögeln und sonstigem Getier umherschwirrt aus der finsteren Zeit des Menschen, will eine löbliche Schützengesellschaft abschießen, in die Bogs, der Uhrmacher, eintreten möchte. Aber noch ist in ihm zu viel unbürgerlicher Wahnsinn, der beim Anhören eines Konzertes in irrsinnig durcheinanderflimmernden Visionen ausbricht. Hier ist die Verspottung überromantischer Manier und die Selbstironisierung, von der Görres spricht, unverkennbar[3]). Erst als nach einer genialen, ärztlichen Behandlung, der man Görres' medizinische Studien anmerkt, von dem Nichtbürgerlichen in Bogs nichts mehr zu fürchten ist, er vielmehr ein „stiller, gesetzter, sedater Mann" geworden ist, findet er Aufnahme.

Das wirr phantastische Werkchen fesselt uns heute weniger wegen seines Kunstwertes, als wegen der Charakteristik jenes Philistertums, das die Freunde so oft, Brentano vor allem in seiner Philisterabhandlung, gegeißelt haben. In erster Linie wird jene gemessene Steifleinenheit verspottet, die das getreue Abbild der Uhr ist, in der Ketten und Rädchen in genauester Ordnung sind. Wärme, Begeisterung, und der volle Lebensatem sind dem aufgeklärten Philister fremd, — haucht man in ein Uhrwerk, so läuft es ja an und rostet; scheint die Sonne hinein, kann sich Staub festsetzen. Selbst der Kunst gegenüber, der der herrschende Nützlichkeitsgeist allerlei Zwecke aufzwingt, fühlt man es als etwas Unreifes, Unvernünftiges, sich bis zur Selbstvergessenheit erschüttern oder rühren zu lassen. Auch der einseitige Klassizismus, für den die Antike das Vorbild zu allen Dichtungen ist, wird verspottet. Einzelne Stiche auf Nicolai, seine frei-

[1]) G. B. I, 485. [2]) S. Badische Wochenschrift, 8. Mai 1807. Doch war sie schon Mitte April gedruckt: G. B. I, 489. Steigs Angabe, der Bogs sei März bis Mai entstanden, ist also zu berichtigen (Steig I, 228). [3]) Badische Wochenschrift 20. und 27. März 1807. [4]) Schellberg I, 427.

mütigen Erben und das Morgenblatt liegen offen zutage, sichere Anspielungen auf Voß sind nicht zu erkennen, hat auch Görres abgeleugnet[1]). Dennoch fühlte sich Voß, nicht zuletzt, weil er das beigegebene bunte Bildnis des Uhrmachers sich ähnlich glaubte, getroffen[2]) und wurde in seiner Erbitterung gegen die Romantiker nur noch verstärkt. Es dürfte Görres und Brentano überhaupt nicht auf eine Lokalsatire, sondern auf die Verspottung einer Zeitrichtung abgesehen haben. Minors Annahme, daß der musikalische Uhrmacher Thibaut treffen sollte, vermag ich nicht zu teilen[3]).

Unmißverständlich auf Heidelberg zielte dagegen eine am 20. Februar 1807 in der Badischen Wochenschrift erschienene geharnischte Erklärung Brentanos, die wie ein Fanfarenstoß für die späteren Kämpfe erscheint. Es waren nämlich in dem Journal des Luxus und der Moden zweimal Artikel erschienen, die sich in taktlosester Weise mit dem Brentanoschen Ehepaare beschäftigten. Der eine, harmlosere — im Juliheft 1806 — bezog sich auf die Wallfahrt nach Waldürn, die Klemens mit Gattin und Stieftochter unternommen hatte, er als Katholik, Sophie wohl in erster Linie aus der Neugier der Protestantin heraus, die eine große katholische Feier sehen möchte[4]). Der Berichterstatter beschreibt überlegen die Wallfahrt, die manchem lächerlich erscheine und stellt dann fest, daß Sophie mit ihren Angehörigen „wirklich" da war und nun sicher mit „Geist und Gefühl" die Eindrücke poetisch darstellen werde. Es scheint, daß Sophie die Reise nach Möglichkeit verheimlichen wollte, und man nun triumphierend feststellte, dahinter gekommen zu sein.

Weit widerlicher aber war der Brief aus Heidelberg im Januarheft 1807 desselben Blattes. Überschwenglich wird hier der Tod Sophies beklagt, werden ihre poetische Natur, ihre Weiblichkeit und häuslichen Tugenden zweideutig gepriesen. Erst wenn man weiß, wie vielfach über Sophie, zumal über ihre „häuslichen Tugenden"[5]) gedacht wurde, wird einem das Hämische des Berichtes, der „Hin ist sie!" überschrieben ist, voll bewußt. Der Verfasser dieser Schmähartikel war der Konsistorialrat Horstig, der früher für das Wunderhorn gesammelt und überhaupt öfter mit dem Brentanoschen Ehepaar verkehrt hatte[6]). Ob und inwiefern Differenzen zwischen Horstig und Brentano stattgefunden hatten, muß offen bleiben.

Brentano hält in seiner „Warnung vor Klätschereien unter uns" scharf, aber würdig Gericht über den Gegner, der das Heiligste „mit Schnattern der Emphase" zu einem Artikel umarbeitete. Sicher wußte er wohl, gegen wen er schrieb[7]), wenn er sich auch unwissend stellte, was wohl auf Schreibers Veranlassung hin geschah, der nicht Mitarbeiter und Leser vor den Kopf gestoßen wissen wollte. Ob Voß irgendwie mit den Angriffen

[1]) Schellberg, vgl. auch Karl Mayer, L. Uhland. Stuttgart, 1867, Bd. 1, 151. Kerner verdankt sein Wissen zweifellos dem wohlunterrichteten Julius. S. oben S. 43. [2]) Das Bild ist wiedergegeben in der Zeitschrift für Bücherfreunde, April 1900. Geiger vermag keine Ähnlichkeit mit Voß zu entdecken. [3]) Zeitschrift für das österreichische Gymnasium, 1902, S. 1084. [4]) Amelung II, 110, auch 99; XXX. f. [5]) Rüdiger, 193, vgl. Amelung II, 166. [6]) Steig I, 163, 171. [7]) Nennt doch Creuzer kurz darauf „Horstigs" ohne jede hypothetische Einschränkung als Verfasser der Klatschereien. N. H. J. XVIII. 87.

in Beziehung stand, ist nicht zu ersehen. Brentano scheint davon überzeugt gewesen zu sein, wenigstens klingen seine Zeilen so, als habe er nicht nur den unmittelbaren Verfasser in die Schranken weisen wollen. Übrigens hat auch Görres bald darauf „dem klatschenden Sündenvolk", das mit leerem, dummen Gesicht auf die Natur schimpft, weil sie etwas Sonnenschein um sich her geschaffen, seine unsägliche Verachtung entgegengeschleudert, wobei es sich freilich nicht um Heidelbergiana, sondern um die Entgegnung auf eine Kritik der Kindermythen handelte[1]).

Lange hat es dann Brentano nicht mehr am Neckar ausgehalten, wo die Geister der Erinnerung sich nicht bannen ließen. In der letzten Aprilwoche 1807[2]) verließ er Heidelberg, das er erst genau nach einem Jahre wiedersah. In die Zwischenzeit fällt die Reise nach Holland mit seinem Bruder Georg und die unselige Heirat mit der siebzehnjährigen Auguste Busmann, die, unüberlegt, wie sie zustandegekommen war, gleich von dem Dichter bereut wurde und ihm nun für Jahre der Quell fast unerträglichen häuslichen Leides wurde.

Nach dem Fortgang des Dichters widmete sich Görres in erster Linie der Vollendung des Werkes, um dessentwillen er vor allem zu den Heidelberger Romantikern zu zählen ist: der Würdigung der Teutschen Volksbücher. Das Buch, das um die Mitte des August erschien[3]), ist die Blüte der Freundschaft mit Brentano, der Görres „hineingeschossen" hatte, und mit seiner umfangreichen Bibliothek, die fast ausschließlich das Material hergab, „das Mittel zu so Schönem"[4]) gewesen war. Doch hatte, nach den älteren Biographien, Görres bereits als Kind gern Volksbücher gelesen[5]).

Schon die Dichter des Sturms und Dranges, Goethe voran, haben sich, ebenso wie später Tieck, in die Volksbücher versenkt und die alten Stoffe dichterisch verwertet. Auch an wissenschaftlicher Vorarbeit[6]) fehlte es nicht: neben älteren Werken, vor allem den bibliographischen Zusammenstellungen von Panzer und Koch, waren für Görres A. W. Schlegels Betrachtungen in seinen Berliner Vorlesungen, sowie Friedrich Schlegels Herausgabe mehrerer Volksbücher von Einfluß. Dennoch kommt Görres' Buch große Bedeutung zu, ist es doch bis heute die einzige umfassendere Würdigung. Nicht nur, daß er tiefer in das Wesen der Volksbücher eindrang, als irgendeiner zuvor, daß er im einzelnen manch befruchtende Kombination gab und ein verhältnismäßig sehr breites Material berücksichtigte —, sein immer wieder ausgeschriebenes Buch, das schon an sich trotz einiger Längen durch seine Frische fesselte, mußte durch die werbende Kraft der Begeisterung manchen für die Volksbücher gewinnen, der vorher in den billigen Löschpapierheften nur literarische Kuriosa ohne Gegenwartswert zu sehen geneigt war. Und gerade das bezweckte Görres. Denn nicht war es ihm in erster Linie um eine wissenschaftliche Arbeit zu tun, sondern er wollte „die größtenteils verschollenen Bücher ins Leben

[1]) J. L. Z. 1807, Int.-Bl. 66, vgl. auch die spottenden Anzeigen von Schundliteratur: Schultz, 204. Schellberg II, 720. [2]) G. B. I, 490; Steig I, 218. [3]) G. B. I, 497 f. [4]) Steig I, 218. [5]) Jos. Galland, Jos. v. Görres . . ., dem deutschen Volke geschildert, Freiburg, 1876, S. 112. [6]) Schultz, 84 f.

hervorrufen ..., daß sie sich erheben aus dem dunkeln Staub der Jahrhunderte und wandeln in der Glorie der Auferstehung"[1]).

Eingeleitet werden die „Teutschen Volksbücher" durch die weihevolle, rhythmisch gezügelte Widmung an Brentano, die einen visionären Besuch bei Barbarossa und den Volksbuchhelden unter Reminiszenzen an Moscherosch, Novalis und Tieck schildern. Wundervoll ist hier der nationale Gewinn, den die Heidelberger von der Wiedererweckung des mittelalterlichen Schrifttums erwarteten, ausgesprochen. Das folgende Vorwort ist eine aus tiefer Überzeugung herausgeborene, dabei verhältnismäßig sachliche Inschutznahme des lang verachteten „stammhaftesten Teils der ganzen Literatur". Görres zeigt eindringlich die räumlich wie zeitlich ungeheuer ausgedehnte Verbreitung der Volksbücher, die allein schon ihre Daseinsberechtigung erweist und leitet die meisten von ihnen in vorschneller Verallgemeinerung aus den in Prosa aufgelösten, ursprünglich gesungenen Volkssagen ab, die mit den Volksliedern die beiden Weisen sind, in der „jene innere, im Volke wach gewordene Poesie sich im Volke selbst äußert." Volkslied und Volkssage, in ihren Grundelementen also auch die Volksbücher, stammen aus jenen „frühesten Zeiten", „wo der Mensch gleich jugendlich wie die Natur, mit Enthusiasmus und liebender Begeisterung sie anschaute ..., wo der Geist noch keine Ansprüche auf die Umgebung machte, sondern allein die Empfindung; wo es nur eine Naturpoesie ... gab". Das Nachwort, das Herder viel verdankt, verliert fast ganz das Thema aus dem Auge, ist ein ungestümer, jeder kritischen Besonnenheit barer Hymnus auf das sich tausendfach in der Gegenwart auswirkende Mittelalter, „das Eden der Romantik", jene „wunderseltsame Zeit, in der nichts Welkes, Kränkliches war". In den Volksbüchern aber spiegelt sich der Geist des Mittelalters anschaulich wieder.

In allen diesen Rahmenstücken kommen die Polemik gegen Zustände der Gegenwart und der Drang, auf das deutsche Volk erzieherisch zu wirken, immer wieder zum Ausdruck. Ohne sich in leere Nachahmerei zu verlieren, soll das altklug-vernünftige, nun so tief gedemütigte Geschlecht aus der Beschäftigung mit den Volksbüchern einen Teil des Geistes, der in ihnen lebt, einsaugen. Frivolität, Prahlerei, übermäßige Fügsamkeit und Langmut sollen eingetauscht werden gegen den gediegenen Sinn, die Würde und den Ernst der Volksbuchhelden. „Dann werden auch die Götter gnädig sein und bessere Zeiten senden"[2]).

Die Einzelwürdigungen der Volksbücher, denen manch Didaktisches, wie Handwerks-, Wetter-, Traum- und Volksmedizinbücher gleichgeordnet beigefügt ist, sind oft voll wunderbarer Farbenpracht und Stimmung. Diejenigen Nummern, die Görres minder wichtig erscheinen, — ein wirkliches Verdammen finden wir selten —, werden mit ein paar Schlagwörtern abgefertigt, während andere Stücke durch oft ausführliche Inhaltsangaben, wörtliche Anführung einzelner Sätze und durch direkte Charakterisierung unvergleichlich auch dem Leser veranschaulicht werden,

[1]) H. J. 1808, J. B., 24. [2]) Vgl. S. 302—306, 8 und die VIII. (nicht numerierte) Seite der Widmung.

der keines der besprochenen Volksbücher kennt. Auf die Form der Volksbücher wird nirgends weiter eingegangen.

Dagegen sind die literarhistorischen Ausführungen von ungleichem Wert und gaben teilweise gleich nach dem Erscheinen zu Ausstellungen Anlaß. Die benutzten Vorarbeiten werden, ähnlich, wie es die Herausgeber des Wunderhorns taten, nicht selten ungenau angegeben oder verschwiegen, anderseits ist die vorhandene Literatur nicht vollständig und oft lässig benutzt. Franz Schultz[1]) weist dies in seiner tiefschürenden Monographie nach und zeigt, wie Görres bald vorschnelle Schlüsse und Verallgemeinerungen bei der Darstellung des Ursprunges, bald fruchtbare Spekulationen und Nachweise gibt und mehrfach die großen Zusammenhänge des geschichtlichen Lebens mit genialem Blick durchschaut, wie sein Urteil oft einseitig und übertrieben ist und in dem echt romantischen Bestreben, das Verkannte in Schutz zu nehmen, auch viel Minderwertiges, ja Unsinniges verteidigt wird, wie anderseits Görres einer der ersten romantischen Anreger auf dem Gebiete der Volkskunde geworden ist.

Im allgemeinen wurde von den unbefangenen und einsichtigeren Zeitgenossen Görres' Arbeit günstig aufgenommen, wie dieser selbst mit Befriedigung in den Heidelbergischen Jahrbüchern in einer Selbstanzeige, die Berichtigungen und Erweiterungen brachte, feststellen konnte[2]).

Arnim und Brentano haben ihre volkstümlichen Bestrebungen nicht im Wunderhorn erschöpft gesehen. Sie spielten mit dem Gedanken, Märchen, Sagen, alte Holzschnitte u. dgl.[3]), auch Volksbücher[4]) herauszugeben, ohne daß freilich mehr zustande kam als Brentanos Bearbeitung von Wickrams Goldfaden. Was dann Görres schuf, entsprach nicht ganz diesem Programm. Charakteristisch, daß Arnim das Buch trotz manchem Trefflichen überflüssig, leichtsinnig und miserabel ästhetisch geschwätzig, erfüllt von dem leeren, kritischen, neuzeitlichen Übermut fand[5]). Damit tut Arnim gewiß dem Begeisterung weckenden, trotz aller Gelehrsamkeit so anschaulichen Buche unrecht. Aber zweifellos würde Görres' Werk organischer mit den Bestrebungen der Freunde verwachsen sein, der Verfasser, der so oft gegen Kritik und Kunstraisonnement gewettert hatte, wäre sich selbst getreuer geblieben, wenn er statt einer Würdigung der Volksbücher diese selbst herausgegeben hätte. Görres faßte denn auch diesen Plan auf einen Anstoß Zimmers hin, der selbst wiederum durch Brentano angeregt war, ins Auge. Als erstes Buch wollte er offenbar die Heymonskinder herausgeben[6]), die Brentano, auf den Geschmack des Publikums spekulierend, ebenso wie den Goldfaden gern in einer „Sammlung der seltensten und schönsten alten Ritter- und Liebesromane"[7]) veröffentlicht wissen wollte. Görres ließ indessen bald den Volksbücherplan fallen, vor allem wohl, weil 1809 Büsching und von der Hagen ihr Sammelwerk „Buch der Liebe" erscheinen ließen[8]), welches indessen nur drei Volksbücher — Pontus und Sidonia, Fierabas und Tristan — enthielt, denen die beiden Gelehrten dann die Schildbürger und Markolf folgen

---

[1]) Schultz, 94. [2]) H. J. 1808, V, 410. [3]) Steig I, 151. [4]) Steig I, 221. [5]) Ebd. [6]) Reichel, 43. [7]) Reichel, 99. [8]) Steig I, 271, 276.

ließen. Umfassendere Sammlungen blieben erst einer späteren Zeit vorbehalten.

Noch ein anderes selbständig erschienenes Werk ging 1807[1]) aus Görres' rastloser Feder hervor: die ohne Verfassernamen erschienenen „Schriftproben von Peter Hammer", welche auf Arnims Drängen[2]) Zimmer wieder in Verlag nahm. Von diesem ist der Titel mit Bedacht gewählt: Peter Hammer ist ein Deckname, unter dem vor und nach Görres Verleger bei Büchern, die irgendwie zum Anstoß werden konnten, ihre Firma verdeckten[3]). Herausgekommen ist das Heft Februar 1808.

In gewaltig hinrauschendem Redestrom, der freilich oft maniriert erscheint, läßt der Verfasser, die einzelnen Abschnitte in verschiedene Lettertypen einkleidend, auf seine Weise alles das in dunklen Symbolen ausströmen, was sein Inneres bewegt. Die Schrift ist uns heute zum großen Teile unverständlich; Görres hat offenbar in Hinblick auf die politische Lage vieles absichtlich verschleiert. Aber immer wieder vernimmt man klar den bebenden Schmerz heraus über die böse, schlimme Zeit, wo alle Untugenden zusammenwirken mußten, daß Sehne auf Sehne entspannt wurde, wo überall, zumal auf Fürstenthronen, feiger Knechtssinn sich geltend machte und das neue Gestirn Napoleon mit der Keule den teutschen Auerochsen zu erschlagen drohte (Görres' Metapher!). Auch hier hegt Görres die Hoffnung auf eine neue Zeit, der Ahnen würdig. Und ähnlich wie früher werden die Journale, „heute im Flug, morgen Makulatur", die zänkischen Gelehrten und ihre tote Bücherweisheit, der flache, unhistorische Aufklärungsoptimismus, der ruft, „so groß sind wir", sowie die Poeten, die „immer so teutsch mit hellenischen Lettern" sprechen, gestäupt.

Trotzdem später Görres erklärt hat, mit seinem Peter Hammer mit keinem Gedanken an Voß gedacht zu haben[4]), wollte Brentano Anspielungen auf den alten Herrn heraushören[5]) und auch Arnim scheint die Stelle des Epilogs, wo von Brutus mit dem zitzernen Schlafrock die Rede ist, auf ihn bezogen zu haben[6]). Kein Wunder, daß Voß, der die Schriftproben vor dem Druck auf eine nicht festzustellende Weise in die Hände bekam, manche Stellen, wie den Abschnitt „Kurzer Prozeß"[7]), der mit dem Satze „Wollt ihr denn ewig leben, ihr Hunde?" schließt, vor allem gegen sich wieder gerichtet wissen wollte[8]).

In diesem Zusammenhange sei gleich auf die „Mythengeschichte der asiatischen Welt" eingegangen, die zwar erst im April 1810[9]) erschien, aber doch, hervorgegangen aus den Vorlesungen, die Frucht der Heidelberger Zeit ist. Einen kleinen Teil des Manuskriptes hatte Görres Zimmer noch in Heidelberg gegeben und schon Anfang Dezember 1808 waren acht Bogen gedruckt[10]). Dann aber verzögerte die langsame Lieferung der Niederschriften[11]), die kein Ende nehmen wollten[12]), sowie der schlechte Zustand des Manuskriptes[13]) die Herausgabe des Werkes, das schon 1807 am Schluß des Studienaufsatzes „Religion in der Geschichte. Erste Ab-

[1]) Dillers, 78. [2]) Steig I, 237. [3]) Vgl. Euphorion XV., 253. [4]) Schellberg I, 427. [5]) Steig I, 240. [6]) A. H. J. XI, 199. [7]) Schellberg I, 305. [8]) Vgl. Fr. Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben. Hannover, 1863, S. 105. Steig I, 230. G. B. I, 501. Schellberg I, 427. [9]) G. B. II, 98. [10]) G. B. II, 40, 44. [11]) G. B. II, 91. [12]) G. B. II, 130. [13]) A. H. J. XI, 221.

handlung: Wachstum der Historie" angekündigt war. Freilich hat sich der Plan dann mannigfach verschoben, Görres hatte offenbar ursprünglich nur an einen weiteren Aufsatz in den Studien gedacht. Auch sollte bis Ende 1809 der Titel „Mythengeschichte der alten Welt" lauten; Görres und sein Verleger entschlossen sich indessen dann, die europäische Mythenwelt fortzulassen, um den Umfang nicht zu stark anschwellen zu lassen[1]). Ein späterer Plan, die Mythengeschichte über das Christentum hinaus bis auf die Gegenwart fortzuführen[2]), ist nie zustande gekommen.

Die erste Religion, so führt Görres aus, wurzelt in der Naturanschauung, trug ein pantheistisches Gepräge, war Elementen- und Sternendienst, wurde durch Priester und Prophetenmund verbreitet. Ein Dienst, eine Mythe, eine Kirche, ein Staat und eine Sprache, die Natursprache herrschte in uralter Zeit. Das ursprünglich dunkle, sich selbst unverständliche Naturleben klärte sich allmählich zu sinnlich kombinierender Betrachtung: der Bildungstrieb erwacht, die Dinge sondern sich in der Anschauung, aber das Band der allgemeinen Sympathie wird noch nicht zerrissen. Indem dann der Wille aus dem weichlichen Steigen der Affekte hervortritt, indem der Mann Taten zeugen will, tritt der sittliche Gegensatz von Gut und Böse in die Welt. Gut ist zunächst Mannhaftigkeit und Heldenmut, böse alles Schwächliche[3]). Und endlich gewinnt die Weltanschauung ein neues Organ: Stilles Sinnen und weise Betrachtung treten mit ihren Ansprüchen hervor. Nun werden Geist und Materie geschieden und schließlich wird die Herrschaft jenes über diese angenommen. Gleichlaufend mit dieser Entwicklung ging die äußere Darstellung des Mythos her: Auf der letzten Stufe haben die großen Weisen, die Brahma, Buddha, Christus, Moses gewirkt.

Den Wohnsitz der alten ungeschiedenen Generation sieht Görres in dem großen Gebirgskeim im Innern Asiens, um den Urberg Meru herum, östlich von Kaschmir. Von dort fällt nach allen Richtungen der Erdball ab, von dort strömen nach allen Seiten Flüsse ins Meer, „da hat die Natur der Gattung gleichsam ihr Nest gebaut"[4]). Von hier aus breitet sich die Wurzel in Verzweigungen aus, es vollzog sich zu Beginn der Geschichte die erste Völkerwanderung, bei der die Scharen ihre Heimat suchten. Auf ihre Züge aber nahmen sie die ursprüngliche Weltanschauung mit, die wir um so reiner ausgeprägt finden, je weiter wir uns den frühesten Zeiten eines Volkes nähern. Nachdem dann Görres die Wege der Völkerscharen gar zu selbstsicher nachgezeichnet hat, sucht er die verschiedenen mythischen Systeme Asiens im einzelnen und auch in ihrem Zusammenhange darzustellen. Dabei zeichnet seine Charakterisierungskunst oft farbenprächtige Bilder, in denen, wie Creuzer sagt, „viel Würze und Aroma des Morgenlandes" ist[5]). Auch die nordische Mythologie, die in ihren Grundlagen vom Kaukasus aus, dem zweiten mythischen Mittelpunkt, nach Skandinavien vordrang, wird einbezogen.

Die Grundgedanken der Mythengeschichte finden wir schon in dem erwähnten Studienaufsatz. Hier bereits schildert Görres, vor allem im Banne der Schellingschen Naturphilosophie stehend, das Heraufdämmern

[1]) Reichel, 105 f. [2]) G. B. II, 248. [3]) Man wird hier an den Grundgedanken von Nietzsches Genealogie der Moral erinnert. [4]) I, 36. [5]) G. B. II, 145.

des Geistes von der Urzeit her, indem er die Gegensätze der menschlichen Natur, die Tag- und Nachtseite, auf die Geschichte überträgt. Auch von dem Zusammenhang der Mythen, der Urheimat und ihren Abzweigungen ist hier schon, freilich in allgemeinerer Form, die Rede. —

In keiner auch noch so kurzen Besprechung der Mythenforschungen von Görres ist sein Verhältnis zu Creuzer zu umgehen. Denn so sehr im einzelnen Mythengeschichte und Symbolik von einander abweichen, — jene leitet z. B. aus Oberasien, diese aus Vorderasien die Quelle der Mythologie ab[1]), jene hält die Urreligion für pantheistisch, diese für monotheistisch, so verschiedenartig auch die ganze Anlage beider Werke ist, — tritt doch in der Symbolik Indien ganz hinter der griechischen Ideenwelt zurück, die im Mittelpunkt des Interesses steht —, ihr gemeinsamer Grundgedanke ist unverkennbar. Inwiefern freilich in dem persönlichen Verkehr der eine Freund auf die Entwicklung der Anschauungen des anderen einwirkte, wird kaum je festzustellen sein. Soviel ist indessen aus Creuzers Briefen an die Günderode zweifellos zu ersehen[2]), daß die Anfänge der Symbolik bis in eine Zeit zurückreichen, wo Görres noch nicht im entferntesten an eine Übersiedlung nach Heidelberg dachte[3]). Insofern hat es eine große Wahrscheinlichkeit, daß Görres, ähnlich wie er durch Brentano zu den Volksbüchern geführt war, durch den Umgang mit dem Symboliker zu eingehenderer Beschäftigung mit den Mythen angeregt und wohl auch zunächst in den Grundanschauungen beeinflußt wurde[4]). Unverkennbar steht Görres da, wo er in seinem Studienaufsatz von dem „Zug des alten Bacchus von Indien" redet[5]), unter dem Einfluß von Creuzers Aufsatz „Idee und Probe alter Symbolik", der den Silenmythos behandelt. Zu beachten aber ist, daß Görres gar nicht anders konnte, als ihm von außen kommende Impulse seiner Natur gemäß umzubilden und fortzuführen. Creuzer wußte sehr wohl, weshalb er bei der Niederschrift des ersten Bandes seiner Symbolik die Lektüre der eben erschienenen Mythengeschichte zurückstellte[6]), und für die späteren Bände hat er nach eigenem Geständnis[7]) aus dem Werke des Freundes manches verwertet[8]).

Übrigens hat Görres noch vor dem Druck Schlegels Sprache und Weisheit der Indier gelesen, ohne sich gezwungen zu sehen, „nur ein Wort" zurückzunehmen. Görres' Anschauungen wichen von denen Schlegels vielfach ab, zumal in der Auffassung des Pantheismus[9]).

---

[1]) G. B. II, 288. [2]) Preis. 218, 195 u. ö. [3]) Die Frage nach der Abhängigkeit war schon von den Zeitgenossen aufgeworfen. Nach Voß (Antisymbolik I, 344), Preller (Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, 1838, S. 803), Bursian (Geschichte der klassischen Philologie. = Gesch. der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. München. Bd. 19, S. 568) war Görres der Gebende, nach Wolfg. Menzel (Voß und die Symbolik, Stuttgart, 1825, S. 29) sicher mit mehr Recht Creuzer. [4]) Wenn auch nicht vergessen werden darf, daß Görres schon 1805, beeinflußt von Ideen Herders und Fr. Schlegels, auf Indien hinweist, wo die Quelle der Sagen und heiligen Gesänge ist. Schellberg I, 142 u. Anm. [5]) Studien III, 426 f. [6]) G. B. II, 63. [7]) G. B. II, 99, 161, 182, 287, 587. Symbolik I², Vorrede X. [8]) Dafür, daß Görres weit entfernt war, sich einfach als Schüler Creuzers zu fühlen, spricht auch die Vorrede, in der die Mythengeschichte neben den Heidelberger Zuhörern Creuzer gewidmet ist, „dem auf meinen Wegen in gleichem Streben ich begegnet". I, S. VI. [9]) S. Mythengeschichte I, 31. Literarisches Echo, 21. Jahrgang, 823 ff.

Die Altstadt mit dem Garten der Arnim-Brentanoschen Sommerwohnung von 1808 (vgl. S. 78).

Werfen wir nun kurz einen kritischen Blick auf die Mythengeschichte, so ist es erstaunlich, welch eine ungeheuere Stoffülle Görres in den wenigen Jahren zusammengetragen hat. Das zweibändige Werk, bei dessen Abfassung der Verfasser sogar den ungewohnten Schweif von tausend Papieren und Papierchen nicht verschmäht hat[1]), berücksichtigt einen in gleichem Umfang bisher noch nie herangezogenen Mythenkreis. Anderseits mußte Görres' Selbstherrlichkeit, die oft nicht forscht, sondern postuliert, gleich Bedenken erregen. Wie vage ist schon die Ableitung der Urheimat aus der Topographie Asiens. Und nur zu oft wird — schon Windischmann erkannte es[2]) — über dem Vergleichen das Unterscheiden vergessen, wie auch Görres den Quellen ganz unkritisch gegenüberstand: das apokryphe persische Upnekhat z. B., das er selbst die Basis nennt, auf der das ganze Gebäude seiner Mythengeschichte errichtet ist[3]), wird allen damals schon erhobenen Gegengründen zum Trotz als reine Quelle indischer Lehre angesehen und aus dem Hermes Trismegistos glaubt er die ägyptische Mythologie sicher ableiten zu können. Weiter hat das Fehlen notwendiger Sprachkenntnisse, zumal des Indischen, die Ausführungen beeinträchtigt und von der zur Verfügung stehenden Literatur blieb wieder vieles unbeachtet[4]), anderes wurde benutzt, aber nicht genannt[5]). Zweifellos ist Creuzers Symbolik das gründlichere, mit mehr philologischer Methode unternommene Werk, das zugleich auch, nicht zuletzt, weil Creuzer immer neue Schülergenerationen mit seinen Anschauungen erfüllt hat, eine weit stärkere Nachwirkung ausübte[6]). Noch für Jahrzehnte war die Symbolik, auch als ihr Grundgedanke längst über Bord geworfen war, im einzelnen verwertbar. Dagegen scheint Görres' Mythengeschichte keine tiefere, dauernde Spuren hinterlassen zu haben[7]). Immerhin hat sie bei den Berufenen zunächst Beifall gefunden und auch manche Anregung gegeben. Creuzer fühlte sich, wie erwähnt, gefördert, wenn er auch manche Behauptungen zu apodiktisch fand und lieber ein öfteres akademisches *'επέχειν* gesehen hätte, bis die Akten aus dem Orient mehr berichtigt sind[8]), Windischmann gestand, trotz aller Einwände, „es ist in der Tat etwas gewonnen mit dem Buch"[9]), Wilhelm Grimm äußerte sich gar überschwenglich und stellte überschätzend die Mythengeschichte über Schlegels Buch über Indien[10]) und Jacob nannte das Werk „ein vortreffliches, schweres Buch"[11]) und schickte Görres eine nicht erhaltene Beurteilung, die dieser beifällig aufnahm[12]). Sie scheint besonders auf die skandinavischen Ausführungen eingegangen zu sein. Als Fortsetzung Heidelberger Anregungen, sofern sie sich im Stoffkreise der Mythengeschichte bewegen, sind neben mehreren Rezensionen in den Heidelberger Jahrbüchern vor allem die persischen

[1]) G. B. II, 130. [2]) H. J. III 5$_2$, 130. [3]) Mythengeschichte I, S. XIV. [4]) H. J. III 5$_2$, 121, 124. [5]) N. H. J. XI, 246. [6]) Auch die französische Übersetzung von J. D. Guigniaut — 1825/41 — wirkte stark nach. [7]) Otto Gruppe, die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen, Leipzig, 1887, nennt Görres nur im Vorbeigehen S. 40; in dem Überblick von S. Reinach (Esquisse d'une histoire de l'exegèse mythol.) im 4. Band seiner Cultes, mythes et religions, Paris 1912, S. 1—28 fehlt Görres' Name überhaupt, während Creuzer ausführlich behandelt wird. [8]) G. B. II, 146 f. [9]) N. H. J. XI, 246. [10]) Steig III, 105, 92, 158. Steig B. G., 106. [11]) Steig, B. G., 104. [12]) G. B. II, 130.

Studien anzusehen, deren Frucht die 1820 erschienene Prosauflösung von Firdusis Schahnahmeh war. —

Daß Görres durch die verstiegenen Spekulationen seiner Vorlesungen und durch die ungeschminkte Art, in der er seine Anschauungen auch anders Denkenden gegenüber vertrat, in einer kleinen Stadt, die soviel verschiedenartige Gelehrte in ihren Mauern sah, bei manchem Anstoß erregen mußte, liegt auf der Hand[1]). Die anfangs freundlichen Beziehungen zu Voß, der wohl von vornherein ein Vorurteil gegen den Katholiken und Verfasser der Aphorismen über die Kunst und die Organonomie hegte, erlitten bald eine Trübung, als der Freund Brentanos nach seinem Glaubensbekenntnis in Bezug auf die Romantiker ausgefragt wurde und nicht eben gut bestand[2]). Mancherlei Umstände, vor allem der Bogs und die Schriftproben, vertieften dann so den Riß, daß der alte Herr nicht vor dem Versuche zurückschreckte, Görres' vermeintlich unheilvollen Einfluß auf die akademische Jugend, sowie seine Stellung an der Universität zu untergraben[3]). Mit solchen Bestrebungen stand er übrigens nicht allein da, rief doch der Kirchenrat Ewald[4]) Studenten zu sich, um sie vor Görres' Lehren mit dem „Unsinn der Naturphilosophie" zu warnen. Görres schierte sich wenig um diese und andere Gegner und ging geradeaus seinen Weg, des Bewußtseins froh, daß ihm die„ Blume der Universität"[5]) zugetan war. Welch eine suggestive Kraft der Koblenzer auf die Gemüter auszuüben vermochte, zeigt sich bei Beginn der Fehde mit dem Morgenblatt, in die sich, blind und ahnungslos ihrem Führer Görres folgend, eine Anzahl Professoren stürzte. Das seit Beginn des Jahres 1807 bei Cotta erscheinende, zunächst von Weißer und Haug geleitete „Morgenblatt für gebildete Stände", brachte vorwiegend unterhaltende und belehrende Literatur unter Ausschluß der Tagespolitik und war von vornherein unter aufklärerisch-klassizistischer Flagge in die Welt gesegelt, wenn auch anfangs selbst Romantiker öfter zu Worte kamen und unverkennbar das Bestreben bestand, nicht durch Einnahme eines zu extremen Standpunktes manche Leser zurückzuschrecken. Es waren zum Teil glänzende Namen, über die das Morgenblatt verfügte, finden wir doch gleich im ersten Jahrgang Beiträge von Goethe[6]), Jean Paul, die Brüder Schlegel. Gleich nach dem Erscheinen führten manche Fäden hinüber nach Heidelberg: in Nr. 13 rezensierte Horstig ausführlich Jean Pauls Levana, in Nr. 39 gab J. H. Voß eine Plauderei über das Wort „gelten". Auch der seit Mai 1807 in Heidelberg lebende Graf Loeben hatte unter seinem gezierten Decknamen Isidorus Orientalis schon zum ersten Jahrgang mehrere poetische Beiträge beigesteuert. Außerdem wurden mehrfach Heidelberger Verhältnisse und Persönlichkeiten, unter diesen neben Voß die Rudolphi und Zimmer, freundlich besprochen[7]). Das Wunderhorn war von Docen mit starkem Vorbehalt anerkannt[8]), später von einem H . . . S . . . . ch geradezu begeistert und ohne Einschränkung gepriesen[9]). Da erschienen, nachdem eben

[1]) Vgl. auch Reinbeck, 17 f. Goethe-Jahrbuch V, 52. [2]) Dillers 78. [3]) Ebd., Budde, 309. [4]) Budde, 8. Zu beachten ist, daß Voß auch Ewalds Anschauungen bekämpfte: Antisymbolik I, 348 f., II, 355. Budde, 241. [5]) Dillers, 82. [6]) Goethes Sonett war freilich von Haug ohne des Meisters Einwilligung veröffentlicht (in Nr. 4). Vgl. Welti, 192. [7]) Nr. 40, 49, 57. [8]) Nr. 150, 228. [9]) Nr. 156.

Görres' Ankündigung seiner Vorlesungen, freilich ohne Nennung des Namens, lächerlich gemacht war[1]), im November und Dezember aus der Feder Georg Reinbecks, der im vorhergehenden Sommer längere Zeit in der Neckarstadt geweilt hatte, mehrere Briefe über Heidelberg[2]), die wenig objektiv und vielfach kleinlich-mißgünstig waren. Voß und Horstig wurden je um ein mehrfaches ausführlicher behandelt als alle Professoren zusammen, Schwarz bekam in seiner Eigenschaft als Erzieher einen versteckten Seitenhieb, fünf andere Gelehrte wurden nur einfach ehrend genannt. Creuzer und Görres waren ganz übergangen, letzterer freilich nur, weil die Redaktion Angriffe gegen ihn wegen ihrer außerordentlichen Schärfe nicht hatte aufnehmen mögen. Bei den abfälligen Bemerkungen über einige Übersetzergenies ist wohl vor allem an den seit 1806 in Heidelberg lebenden Gries gedacht. Schwerer wogen Reinbecks Worte über die Rudolphi und Sophie Brentano. Jener, der nicht Verdienste abgesprochen werden, wird vorgeworfen, daß sie in einer Universitätsstadt mit ihren Scharen von Jünglingen ein Mädchenpensionat gründen konnte, vielleicht — man denke! — „um die weiblichen Zöglinge zugleich praktisch in Überwindung der Leidenschaften zu üben?" Sophie wird sehr zweideutig als äußerst interessant hingestellt. Diese ärgerlichen Schwätzereien eines Philisters, die eigentlich den Unbefangenen mehr gegen den Verfasser als gegen die Angegriffenen einnehmen mußten, erregten in Heidelberg größte Entrüstung. Zu beachten ist, daß nun auch in anderen Nummern des Morgenblattes gegen einzelne Dozenten vorgegangen wird[3]).

Der Gegenschlag ließ nicht lange auf sich warten. In Nr. 98 des Rheinischen Bundesblattes und anderen Zeitungen erschien eine von 18 Heidelberger Gelehrten unterschriebene Erklärung, in der von hämischen Insinuationen, boshaften und sinnlosen Verleumdungen, albernen und abgeschmackten Klätschereien die Rede ist. Verlag und Redaktion werden als Hehler und Pfleger der Verleumdungen hingestellt und am Schluß wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die ehrenfesten Schriftsteller nicht länger durch ihre Teilnahme Institute unterstützen, die jeglicher Gemeinheit fröhnen. Der Verfasser dieser Erklärung war Görres, den sein Haß gegen den Journalismus blind gemacht hatte und weit über das Ziel schießen ließ. Neben ihm dürften in der Tat Creuzer, Marheineke und Zimmer[4]) die treibenden Kräfte gewesen sein. Wenn Reinbeck später zu beweisen sucht, daß die Unterschriften vielfach auf nicht einwandfreie Weise gewonnen sind[5]), so wird das im wesentlichen — von manchen Irrtümern und Übertreibungen abgesehen — zutreffen. Denn Reinbeck konnte sich auf die Angaben seines Freundes, des Hofrats Arndt, stützen, der ahnungslos unterschrieben hatte, weil ihm — nach Reinbeck[6]) — gesagt war, „es wäre bloß die Rede davon, die Ehre seiner lieben Nachbarin, der Demoiselle Rudolphi, welche auf das schändlichste verleumdet

[1]) Nr. 269. [2]) Als „Bruchstücke aus einer Reise durch Deutschland". Nr. 277, 279, 293, 295, 296. [3]) Vgl. 290. Das Epigramm „An *** " zielt unverkennbar auf Görres als den Verfasser der Kindermythen. Daß dieser auch „Die Satire" auf sich bezog, glaube ich nicht (vgl. Reinbeck, 182). Nr. 292: gegen Marheinekes Aufsatz in Nr. 210. [4]) Reinbeck, 179. Goethe-Jahrbuch V, 55. N. H. J. XVIII, 91. [5]) Reinbeck, 179 f., 185 f. [6]) Reinbeck, 187.

wäre, zu verteidigen". Bald bereuten denn auch alle bis auf Görres und Daub die Gegenerklärung, die aufhetzend erscheinen mußte, und weit über Heidelberg hinaus, zumal an den verschiedenen Universitäten Aufsehen und auch vielfach Widerspruch erregte. Reinbeck aber nahm seinen Vorteil wahr, indem er nach entrüsteten Gegenerklärungen von ihm selbst[1]), den Redakteuren des Morgenblattes und Cottas[2]) 1808 die Briefe, vermehrt[3]) und mit dem Aktenmaterial nebst weitschweifigen, klug berechneten Erläuterungen, dem Publikum in seinem Buche „Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807" vorlegte.

Die Erklärung der Achtzehner war keineswegs der Ausdruck einer geschlossenen Partei, dazu war der Anlaß viel zu zufälliger Natur, auch war sich zweifellos mancher wie Arndt der Tragweite seines Schrittes gar nicht bewußt. Wohl aber wirkte sie klärend, zwang die Beteiligten, sich über ihre Stellung Rechenschaft abzulegen. Die Reue über die Unterschriften war manchem zugleich die Erkenntnis, nicht zu denen um Görres zu gehören.

Voß anderseits hat den Briefen Reinbecks zweifellos ferngestanden. Die Angriffe gegen die Rudolphi mußten ihm, da sein Sohn Abraham an ihrem Institute unterrichtete, peinlich sein, auch hat sich Heinrich mehrfach nichts weniger als anerkennend über Reinbecks „in einem abgeschmackten Ton vorgetragenen und mit einigen unsauberen Klatschereien versetzten Briefe" ausgedrückt, als deren eigentlichen Urheber er dessen „schreckliche Frau" ansah[4]). Trotzdem mußte die ganze Angelegenheit das Band zwischen Voß und dem Morgenblatt nur noch fester knüpfen, da dieses nun der Mittelpunkt für alle die wurde, die romantische Ideen in Kunst und Wissenschaft bekämpften. Wir finden denn auch, daß Reinbeck, der seit Ausbruch des Streites durch Propaganda und Mitarbeit für das Gedeihen des Morgenblattes tätig war[5]), und bald selbst in die Redaktion eintrat[6]), während eines kurzen Aufenthaltes in Heidelberg — Februar 1808 — bei Voß gastfreundlich aufgenommen wurde und berichten konnte, das Morgenblatt werde auch in Heinrich einen talentvollen und geschätzten Mitarbeiter bekommen[7]).

Zum Verständnis für Voßens spätere Haltung ist zu beachten, daß er im Laufe des Jahres 1807 sich durch sein schroffes und rechthaberisches Wesen mehr und mehr vereinzelt hatte. Selbst der einstige Freund Thibaut hatte sich zurückgezogen, als ihn Voß „mit Impertinenz" in seine Machen-

[1]) Rheinisches Bundesblatt, 99. [2]) Morgenblatt, 306. [3]) Um vier Briefe, die die Redaktion ins Morgenblatt nicht aufzunehmen wagte. Diese Briefe sind unvergleichlich nörgliger, als die anderen. Das Heidelberger gesellige Leben sei langweilig und wenig ausgebildet, Standesdünkel und Übergriffe der Studierenden werden scharf angegriffen, das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden wird als wenig eng hingestellt. Auch wird der Verlegung der Universität nach Freiburg das Wort geredet. Besonders schlecht kommt der „göttliche Wahnsinn" eines Görres weg, dessen Vorlesungsankündigung als Beilage abgedruckt wird. [4]) Goethe-Jahrbuch V, 55. Uhrlichs III, 236. Ähnlich Creuzer: C. G. Schütz' Leben, hrsg. von s. Sohn, 1834, Bd. 1, S. 34. [5]) N. H. J. XVIII, 91. [6]) Wohl im April 1808, vgl. G. B. II, 505. Ende April 1811 trat er ab und dankte für dreijähriges Vertrauen. J. L. Z. 1811, Int.-Bl. 33/4. Reinbeck begab sich übrigens von jenem Besuche in Heidelberg zunächst direkt nach Stuttgart. Budde, 286. [7]) N. H. J. XVIII, 91.

schaften gegen den Phrenologen Gall einziehen wollte, der aber schließlich doch mit Erlaubnis des Prorektors Thibaut in der Universität eine Vorlesung hielt[1]). Auch Fries verkehrte schließlich nur ungern in dem Hause gegenüber der Peterskirche, das ihm durch seine von Gehässigkeit und Streitsucht geschwängerte Luft verleidet war[2]). Vor allem aber war ein Bruch zwischen Voß und Creuzer eingetreten, der bald den von Voß und Daub nach sich zog.

Creuzer und Voß — in beiden kommt der Gegensatz der romantischen und rationalistischen Zeitströmung so rein zur Geltung, wie nur irgendwo auf wissenschaftlichem Gebiete. War Voß schon an sich die romantische Vorliebe für den Orient zuwider, so mußte Creuzers Annahme, daß die antike Mythologie ein System symbolisch ausgedrückter, durch das Priestertum übermittelter Religionslehren sei, seinem Rationalismus als willkürliche Phantasterei, Mystik, katholisierende Pfaffenlehre erscheinen. Voß war Homer stets Ausgangspunkt für seine mythologische Forschungen, er erkannte, daß die Neuplatoniker nur eine trübe Quelle für die Erkenntnis der Urreligion waren, und die orientalischen und griechischen Mythen wollte er, wie die anderen rationalistischen Philologen seiner Zeit, streng gesondert wissen. Da Voß gar nicht anders konnte, als sachliche Gegensätze als eine Art gegen ihn gerichteter Feindschaft anzusehen, mußte naturnotwendig allmählich eine Spannung zwischen ihnen entstehen, auch dann, wenn nicht noch allerlei Persönliches dazu gekommen wäre. Das ganze Jahr 1806 standen indessen beide noch auf freundlichem Fuße miteinander. Voß, dem die Gegensätze in den Anschauungen lange verborgen blieben, suchte in dem noch in der Entwicklung begriffenen jungen Gelehrten einen Schüler, Mitarbeiter und Vollender seiner Ideen zu gewinnen, — unmittelbar nach seiner Ankunft sprach er schon von schriftstellerischen Arbeiten, die Creuzer mit ihm fertigen sollte[3]). Creuzer seinerseits wurde von der biederen Treuherzigkeit des Alten, seinem patriarchalischen Familienleben angezogen, war sich aber, zumal Voß ihm gegenüber sofort sein Herz auf der Zunge trug, keinen Augenblick über den inneren Gegensatz in Zweifel und bemühte sich zunächst diplomatisch, einem Bruch ebenso wie einem Abhängigkeitsverhältnis vorzubeugen[4]).

Wie ein Wetterleuchten war es, als Creuzer im Oktober 1806 dem alten Plane Voßens, seinen Freund Eichstädt mit der Jenaer Literaturzeitung nach Heidelberg zu verpflanzen, entgegentrat[5]). Doch wich Voß jetzt wie schon einmal früher zurück, als er bei der allgemeinen Abneigung der ausschlaggebenden Professoren gegen Eichstädt die Undurchführbarkeit seines Planes einsah. Eichstädt aber rächte sich dadurch, daß die Literaturzeitung nun zu den Heidelberger Parteien eine ähnliche Stellung einnahm wie das Morgenblatt. Während die Beiträge der Voß jederzeit willkommen waren und Heinrich sogar seinen Vater unzweideutig loben durfte[6]), wurden die Werke der Romantiker und der ihnen nahestehenden Professoren

[1]) Düntzer, II, 95 f. [2]) Zöppritz II, 34. Dort ist auch gesagt, daß „fast alle hiesigen Professoren" von Voßens streitbarer Art wenig erbaut waren, vgl. etwa noch Steig, B. G., 19. Hoffmann, 17. [3]) N. H. J. XVIII, 71 f. [4]) Ebd. und Herbst II$_2$, 284. [5]) N. H. J. XVIII, 72/5. [6]) J. B. J. L. Z. 1807, Nr. 261. Auch Nr. 11, Nr. 27 (S. 266) u. ö. Das Signum Heinrichs: D(er) A(lte) E(hrwürdige).

immer wieder abfällig beurteilt. Böckh und Loos fühlten sich sogar gedrungen, gegen Ausfälle Entgegnungen zu veröffentlichen[1]).

Um Weihnachten 1806 arbeitete Creuzer im Auftrage Reizensteins, des damaligen Kurators der Universität, den Plan für das ganze humanistische Studium und für die Einrichtung des philologischen Seminars aus, ohne an Voß, den Creuzer einmal „die Aufrichtigkeit selber" nannte[2]), davon verlauten zu lassen, bzw. seinen Rat einzuholen. Das brachte den Bruch. Einmal fühlte, wenn wir Creuzer glauben dürfen, Voßens Eitelkeit sich beleidigt, daß nicht i h m der Auftrag gegeben war. Dann schien ihm der von jesuitischer Gesinnung zeugende Plan Creuzers verfehlt, auch sei sein eigenes Verdienst nicht gebührend gewürdigt, Heyne, der Gegner in einer früheren erbitterten Fehde, dagegen ohne Berechtigung gelobt usw. Beide Gegner wandten sich darauf an Reizenstein, der Creuzer seines Schutzes versicherte, Voß dagegen vorsichtig und beschwichtigend antwortete[3]). Die Folge der Angelegenheit war Abbruch jeden persönlichen Verkehrs. Doch suchte Heinrich, um Reibungen im Amte zu vermeiden, jetzt und später dem Streite fern zu bleiben.

Dadurch nun, daß Creuzer in Colleg und wissenschaftlichen Abhandlungen aus seinem Gegensatz zu Voß, zumal zu dessen mythologischen Briefen, kein Hehl machte, wurde die Erbitterung des alten Herrn nur noch gesteigert, wozu noch kam, daß Voß eine Einengung der akademischen Lehrtätigkeit seines Sohnes argwöhnte, der, unter Creuzers Mitwirkung berufen, in der Tat ursprünglich diesem untergeordnet werden sollte. Auch der geringe Erfolg von Heinrichs Lehrtätigkeit im Gegensatz zu dem großen Creuzers trug naturgemäß bei, Voßens Groll zu erhöhen.

Es war nicht des streitbaren Mannes Art, seine Erbitterung still in sich zu verschließen. Wie er gern seinen Hausfreunden gegenüber Dichtungen und Meinungen, die den eigenen Absichten zuwider liefen, mit sarkastischem Spott lächerlich zu machen suchte, so ließ er auch seiner Mißgunst über seine Gegner freien Lauf. Budde, der Studienfreund Eichendorffs, welcher in herzlicher Verehrung zu dem „alten, biederen Voß" aufsah, war einmal von der lieblosen und einseitigen Parteilichkeit, mit der sich Voß noch vor dem Erscheinen der Einsiedlerzeitung über Creuzer und Görres äußerte, so schmerzlich betroffen, daß er fast an seiner Rechtschaffenheit irre wurde[4]). Auch Fr. Kohlrausch, der 1808 oft mit Voß zusammen war, hörte mehrfach sehr heftige Äußerungen gegen Creuzer und Görres. In seinen Erinnerungen erzählt er, wie schon die Erwähnung von roten Haaren Voßens Zorn gegen die beiden Gegner, die rothaarig waren, rege wurde und sich in den heftigsten Worten äußerte[5]). Angesichts mancher Briefe von Voß brauchen wir keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß der alte Herr sich, wie Görres sagte[6]), zu Thibaut begeben habe, um Görres' Entfernung von der Universität zu erwirken. Zur Annahme des Rufes nach Leyden be-

[1]) J. L. Z. 1809, Int.-Bl. 36 (dazu Int.-Bl. 79), 1810, Int.-Bl. 9. [2]) N. H. J. XVIII, 71. [3]) N. H. J. XVIII, 85 f., Herbst II$_2$, 292 f., 305 f. [4]) Budde, 309. [5]) Fr. Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben. Hannover, 1863, S. 104. [6]) Budde, 309. Nach einer späteren Mitteilung Arnims habe Voß gar Unterschriften gesammelt, um bei der Regierung die Entfernung des Jakobiners Görres zu erwirken. Zs. f. vergleichende Literaturgesch. N. F. 12, S. 222.

stimmte später Creuzer, der schon unmittelbar nach dem Ausbruch des Streites sich von dem ihm sonst so lieben Heidelberg fortsehnte[1]), nicht zuletzt die Machenschaften von Voß, der immer wieder den Einfluß des Gegners und seiner Partei zu hemmen suchte[2]).

Bedeutsam war, daß Voß in jener Zeit einen mächtigen Bundesgenossen in dem neuen Kurator der Universität, dem Grafen zu Bentzel-Sternau, hatte, der im Mai 1807 an die Stelle Reizensteins, den die Romantiker als ihre Stütze betrachteten[3]), getreten war. Bentzel-Sternau war längst als Schriftsteller bekannt, vor allem durch seinen 1802/04 erschienenen vierbändigen Roman „Das goldene Kalb". Von 1808/11 gab er den „Jason", eine Zeitschrift, heraus, die überschwenglich Napoleon und sein System verherrlichte. Auch in dieser Zeitschrift arbeitete er, wie das Morgenblatt[4]) von ihm rühmte, „dem Schwindelgeiste in unserer neuesten Literatur mit beispielloser Tätigkeit entgegen", wobei die Heidelberger mehrmals ein paar Seitenhiebe[5]) bekommen haben. Für diese Zeitschrift wurde sogar Voß zur Mitarbeit aufgefordert; im Sommer 1808 legte ihm Bentzel-Sternau nahe, seine Gedanken über das Studium der Alten niederzuschreiben[6]). Ist diese Anregung auch nicht ausgeführt, so lag doch in ihr zweifellos eine Spitze gegen Creuzers erwähnte Studienvorschläge. Voß wußte wohl, was er wagen durfte, wenn er sich nach der persönlichen Bekanntschaft mit dem Grafen diesem gegenüber in seinen Briefen scharf über Creuzer und seine „indischen Phantome", über die Einsiedler, sowie über „das Benehmen des ehrsüchtigen Jünglings" Böckh, der dann am 28. Februar 1809 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, aussprach und sich für das Weiterkommen seiner Schützlinge, zumal seines Sohnes Heinrich, einsetzte[7]).

Bei Voßens geschlossener, wuchtiger Persönlichkeit und dem Ansehen, das er als Forscher und Dichter genoß, ist es verständlich, daß seine Anschauungen und Ausfälle auf unselbständige Geister stark wirken mußten, um so mehr, wenn diese dem alten Herrn zu persönlichem Dank verpflichtet waren. Besonders drei Männer gingen in seinem Hause häufig ein und aus, die sicher in erster Linie durch seinen Einfluß in die Kämpfe mit den Romantikern verwickelt wurden: Heinrich Salomo Michaelis, Alois Schreiber und Otto Johann Daniel Martens.

Michaelis, ursprünglich Buchhändler in Neu-Strelitz, war als Hannoveraner in Paris, wo er sich mehrere Jahre wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet hatte, beim Ausbruch des Krieges mit England festgenommen, bis es ihm gelang, aus der Gefangenschaft nach Heidelberg zu entfliehen[8]). Seit dem Wintersemester 1807/08 hielt er, nachdem Voß, der ihn seit 10 Jahren kannte, auf die Aufforderung des Prorektors Martin hin ihn warm empfohlen hatte[9]), an der Universität Vorlesungen über französische

---

[1]) N. H. J. XVIII, 86. [2]) Vgl. auch Schneider, 221. [3]) G. B. II, 97, I, 477. [4]) 1808, Nr. 160. [5]) Z. B. 1808, Bd. 3, S. 336. 1809, Bd. 2, S. 88; 359: („Baukunst gefrorene Musik" s. unten S. 99) 1810, Bd. 1, S. 313/4: Ironisierung von Arnims Verteidigung des Wunders in der Rezension von Ritters Fragmenten eines Physikers in den Heidelbergischen Jahrbüchern. [6]) N. H. J. XVIII, 92. [7]) N. H. J. XVIII, 91, 99. Vgl. Briefe von H. Voß, hrsg. von Abr. Voß, Bd. III, 1838, S. 29. [8]) Budde, 52. [9]) N. H. J. XVIII, 90.

Sprache und Literatur und habilitierte sich auch am 8. Mai 1808[1]). Wegen seiner jüdischen Abstammung und seines vielfach angegriffenen Charakters fand er indessen viel Widerstand in der philosophischen Fakultät, so daß er trotz Voßens ausdauernden Bemühungen[2]) keine feste Anstellung erlangen konnte. An dem Morgenblatt hat er von Anfang an fleißig mitgearbeitet, wenn ich auch nicht sehe, worauf Pissin[3]) seine Behauptung stützt, Michaelis sei schon 1807 Mitredakteur gewesen. 1810 ist er nach Tübingen übergesiedelt, wo er in noch engere Verbindung zum Morgenblatt trat. Im nächsten Jahre wurde er dort zum ordentlichen Professor für deutsche Literatur und Sprache ernannt[4]).

In seinem Verhältnis zu dem Loebenschen Kreise, auf das noch zurückzukommen sein wird, zeigt sich Michaelis als eine anlehnungsbedürftige, schwärmerische Natur. Wenn er, obwohl er, wie übrigens auch Schreiber, längst seine Jugend hinter sich hatte[5]), sich über Loebens hyperromantisches Werk bis zur Überspanntheit begeisterte, so beweist das, wie wenig organisch seine feindliche Stellung gegenüber den Einsiedlern war. Ob persönliche Differenzen mit Görres und seinen Freunden vorhergegangen waren, wissen wir nicht. Dem Judentum sind übrigens Görres und die Herausgeber des Wunderhorns nie hold gewesen.

Michaelis' intimer Freund war Schreiber, den wir mit Brentano verbunden fanden und der auch mit Görres zumindest gut bekannt war[6]). Auch Schreibers Stellung an der Universität war keineswegs sorgenfrei[7]) und auch ihm suchte Voß behilflich zu sein — wir wissen, daß er sich Ende 1808 dafür einsetzte, Schreiber die Oberaufsicht über die Bibliothek zu verschaffen[8]). Mit den Romantikern scheint er erst ziemlich spät gebrochen zu haben[9]).

Von dem noch jungen Martens, dem intimen Freunde Heinrichs, wissen wir, daß er in seiner Heimat Eutin ein Schüler Voßens gewesen[10]) und dann, nachdem er bereits in Jena studiert hatte, in Heidelberg am 12. Mai 1807 als Student der Philologie immatrikuliert war. 1809 erlangte er, dank der Fürsprache seines Gönners, eine Anstellung als Professor am Gymnasium. Nach Theodor v. Kobbe, der 1817 Martens kennenlernte, war dieser ein wohldenkender, aber stets negierender Mann, der positiv, außer dem Dänen Holberg, nur seinen Lehrer Voß anerkannte. Auch ein „höchst witziges Spottgedicht in Hexametern" erwähnt Kobbe von Martens[11]).

Übrigens geht man wohl nicht fern, wenn man annimmt, daß diese Männer auch die in ihrer Lage verständliche Rücksicht auf das Wohlwollen Bentzel-Sternaus zu der Stellungnahme in der Fehde mitbestimmt hat. Dafür spricht auch, daß Schreiber in seinem Heidelberger Taschenbuch für das Jahr 1809 den Herausgeber des Jason gefeiert hat[12]).

---

[1]) J. L. Z. 1808, Int.-Bl. 5. [2]) N. H. J. XVIII, 94. [3]) Pissin, 73 An. 2. [4]) H. J. IV, II, Int.-Bl. XXIII, S. 179. [5]) Strauß in seinen Abend-Glocken-Tönen nennt ihn bei seinen Heidelberger Erinnerungen (S. 86) einen „Mann der fünfziger Jahre." Schreiber ist 1761 geboren. [6]) G. B. I, 485 f. [7]) Schneider, 126 f., Budde, 92, 192. [8]) N. H. J. XVIII, 93. [9]) S. unten 90. [10]) N. H. J. XVIII, 91. [11]) Th. v. Kobbe, humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben . . . 1840, S. 34. [12]) S. 65.

Verstärkt wurde vom Herbst 1808 bis Frühling 1809 die Voßische Partei mehrmals auf Tage und Wochen durch den Dänen Jens Baggesen[1]). Baggesen hatte schon, ehe er je deutschen Boden betreten hatte, Voßens Hexameteridyllen und die Luise bewundert[2]) und in seiner Muttersprache nachgeahmt. Als er 1789 zuerst nach Deutschland kam, galt sein erster Besuch dem Eutiner Rektor, mit dem er sofort einen Freundschaftsbund schloß, der fürs ganze Leben bestehen blieb und gelegentlich sogar in Gedichten, die beide Männer aneinander richteten, ihren Ausdruck fand[3]). Baggesens 1803 erschienenes deutsches Epos Parthenais ist vor allem von den Homerübersetzungen Voßens und der Luise beeinflußt. Es kann kaum bezweifelt werden, daß auch er vor allem durch Voß in die Fehde gezogen wurde.

Diese Männer waren es, die zusammen mit dem alten Voß und auch seinem Sohne Heinrich den Voßischen Klüngel bildeten. Aber auch auf der anderen Seite mußte sich, da Görres, Creuzer, Daub u. a. miteinander befreundet waren, eine Art Partei bilden, die eine mächtige Verstärkung durch das Hinzutreten Arnims und Brentanos erlangte. Vor deren Wiedereintreffen in Heidelberg waren bereits einige Hefte der Heidelberger Jahrbücher erschienen. Obwohl als parteiloses Blatt gegründet, brachte es die Zusammensetzung des Redaktionskollegiums von selbst mit sich, daß die Jahrbücher anfangs vorwiegend Anhänger Schellings und der Romantik zu Worte kommen ließen. Voß wußte, weshalb er der Zeitschrift seine Mitarbeit versagte, Arnim, weshalb er sie in der Einsiedlerzeitung als Bundesgenossin begrüßte.

[1]) Über die verschiedenen Besuche s. Fr. Schultze, Die Gräfin Dolores, Probefahrten 2. Leipzig, 1904, S. 94. [2]) Näheres: O. Zürcher, Jens Baggesens Partheais, Walzels Untersuchungen, N. F. 11. Leipzig, S. 11 ff., 71 f. [3]) Sämtliche Gedichte von J. H. Voß, 1802, Bd. 3, S. 210. Zürcher, a. a. O. S. 34. Morgenblatt, 1808, 310.

Die Einsiedler und ihre Fehde.

Endlich, kurz vor Mitte November 1807, konnten Arnim und Brentano in Cassel, wo Brentano seit dem Sommer mit seiner jungen Frau lebte, an die gemeinsame Sichtung und Bearbeitung ihres Liedervorrates gehen, nachdem sie sich nach zweijähriger Trennung in Giebichenstein getroffen und zusammen mit Bettina, deren Schwester Meline, Savignys und Reichardt vom 8. bis 10. November täglich bei Goethe geweilt hatten.

In ihrer Arbeit am Wunderhorn wurden die Freunde durch Jakob und Wilhelm Grimm unterstützt, die seit kurzem in Cassel wohnten. War die Vorliebe der Brüder für Volkspoesie und die Freude am Sammeln überhaupt durch das Wunderhorn vertieft, so reicht, während sie jetzt erst Arnim persönlich kennenlernten, der Einfluß Brentanos viel weiter zurück, bis in jene Zeit, wo die Casseler in Marburg als Schüler Savignys studierten und in dessen Haus den Dichter kennenlernten. Genau zu umschreiben, was damals Brentano für die noch in ihrer Entwicklung begriffenen Brüder bedeutete, ist bei dem unzulänglichen Material nicht möglich. Jakob hat später selbst ausgesprochen[1]), daß er und sein Bruder sich ohne die Bekanntschaft mit Savigny und Brentano sicher ganz anders entwickelt hätten, und Clemens nahm für sich das Verdienst in Anspruch, die beiden für altdeutsche Poesie interessiert zu haben[2]). Erst wenn man erwägt, wie viel Anregungen noch viele Jahre später der Dichter den Casselern gab, ahnt man, was für sie Brentano in ihren Anfängen durch sein anregendes und begeisterndes Gespräch, das später auch auf die Entwicklung Böhmers mitbestimmenden Einfluß gewann[3]), sowie durch seine einzigartige Bibliothek bedeuten mußte.

Als nach Vollendung des ersten Bandes vom Wunderhorn die Aufforderung zu allgemeiner Sammeltätigkeit in die Welt geschickt wurde, waren auch die Grimm unter denen, die Beiträge einschickten[4]). Bei seiner Übersiedlung nach Cassel fand Brentano dann die Brüder bereits so weit fortgeschritten in ihren altdeutschen Kenntnissen, daß er ihnen ein größeres Wissen als Tieck zuschrieb, und überzeugt war, daß um ihrer Mitarbeit willen sich die Fortsetzung des Wunderhorns besser in Cassel als in Heidelberg ausführen lasse[5]). Freilich teilte schon damals Jakobs unbestechlich wissenschaftliche Natur nicht die subjektiven Bearbeitungsgrundsätze der Herausgeber des Wunderhorns. Wenn die Romantik bisher, wie es A. W. Schlegel schon 1797 gefordert hatte[6]), die alten Dichtungen durch Erneuerung und Verjüngung einem größeren Leserkreis genießbar zu

[1]) Steig, B. G., 152. [2]) Steig I, 224. [3]) J. F. Böhmers Leben, hrsg. von J. Janssen. Freiburg, 1868, Bd. I, S. 108. [4]) Steig I, 185 u. ö. [5]) Steig I, 224. [6]) Sämtl. Werke, hrsg. von Ed. Böcking. Leipzig, 1847, Bd. XI, 46.

machen gesucht hatte, so vertrat Jakob, der Begründer germanistischer Wissenschaft, schon damals den Standpunkt, daß alte Dichtungen nur historisch gewürdigt werden können, ästhetische Bearbeitungen also überhaupt unangebracht sind. Wilhelm dagegen stand den Freunden näher, hat er doch bald darauf die altdänischen Heldenlieder, die Arnim und Brentano gewidmet waren und die Klemens vorübergehend als 4. Band des Wunderhorns herausgegeben wissen wollte[1]), dem modernen Publikum zwar durch eine möglichst getreue, aber doch „die Rechte der Gegenwart" beachtende Neudichtung wieder nahe zu führen gesucht[2]).

Für den bildnerischen Schmuck des Wunderhorns wurde damals schon der jüngste Bruder der Grimm, Ludwig, herangezogen, für dessen Weiterkommen sich Savigny, Brentanos und Arnim oft in selbstlosester Weise eingesetzt haben. Von ihm sind die Bilder des 3. Bandes ausgeführt oder vollendet, während die Zeichnung des 2. Bandes Wilhelm lieferte[3]). Brentano, dem bekanntlich ein schönes Zeichentalent eigen war, hatte an diesen Illustrationen starken Anteil. Wilhelms Zeichnung war „nach meiner Angabe"[4]) ausgeführt, das Kupfer zu den Kinderliedern hat Ludwig nach Brentanos Komposition[5]) — unter Benutzung von Motiven aus Runges Zeiten — hergestellt, das Titelblatt zu den Kinderliedern „habe ich (Brentano) mit Ludwigs Hilfe," der dann die Platte schuf, gezeichnet[6]). Ludwig ist später der eigentliche Porträtist des Brentanoschen Familienkreises geworden, er hat 1815 auch Görres, nie aber leider Arnim gezeichnet.

Nach Neujahr fuhr Arnim mit Bettina nach Frankfurt, von wo er etwa am 21. nach Heidelberg weiterfuhr[7]), um dort den Druck der Schlußbände des Wunderhorns zu überwachen, der im Gegensatz zum 1. Band in Heidelberg bewerkstelligt werden konnte[8]). Dieser ging trotz Arnims Drängen nur langsam vonstatten, vor allem wohl, weil Schlegels „Weisheit und Sprache der Indier" gerade unter der Presse war[9]). So konnten noch mehrere Monate hindurch neue Lieder bearbeitet und eingefügt werden. Erst im September lag das Werk abgeschlossen vor.

Seine Wohnung fand Arnim damals „hoch am Himmel, Zimmers Buchhandlung gegenüber[10])". Diese lag im König von Portugal[11]), d. h. in dem jetzigen Hause Hauptstraße 146, das nun das Edentheater beherbergt. Arnims Wirt war nach der Angabe des Dichters ein Bäcker Müller[12]). Dieser war zweifellos mit jenem Johann Heinrich Müller sen. identisch, der laut städtischem Kontraktenbuch Bd. XI S. 600 das noch jetzt stehende, nur äußerlich leicht erneuerte Haus Hauptstraße 151 — heute Fahrradhaus von Autz — kaufte. Noch 1816 war Müller, wie das Adreßbuch zeigt, im Besitz desselben Grundstückes. Damit ist die einzige Wohnung Arnims und Brentanos festgestellt, die heute noch nicht abgerissen ist[13]). Sie wird durch die nebenstehende Abbildung veranschaulicht (vgl. auch Kartenplan: d. e ist Zimmers Buchhandlung).

---

[1]) Zeitschrift für germ. Philologie, Bd. 29, S. 198. [2]) Steig, G. G. 73. [3]) Steig, B. G. 16. Grisebach, XV. [4]) Zimmer, 182. [5]) Steig I, 232. [6]) Steig I, 243. [7]) Steig II, 79, 78. [8]) Vgl. Reichel, 28. [9]) Steig, B. G., 15. [10]) Steig II, 74. [11]) Zimmer, 270. [12]) Steig II, 126. [13]) Das Quartier war ein kleines Stübchen drei Treppen hoch. Steig I, 230.

Bei seinen Heidelberger Bekannten, deren Gemüter noch von der Reinbeck-Affäre erhitzt waren, fand Arnim einen freundlichen Empfang, so daß er sich schnell heimisch fühlte[1]). Fern von dem Druck, der über seinem Vaterlande lastete, beglückt durch Bettinens Liebe, deren Besitz ihm in den vorhergehenden Wochen zur Gewißheit geworden war, gab er sich so „frei und froh ohne Scham und Gram[2])" der Gegenwart hin, wie seit langem nicht. Ohne sich anfangs um die Spannung in der Heidelberger Gesellschaft zu kümmern, brachte er „seine Worte allerwärts an"[3]) und verkehrte selbst im Hause des alten Voß, mit dem sich bei beiderseitiger Vorsicht noch einige Zeit[4]) ein leidliches Verhältnis aufrechterhalten ließ. Was Arnim dann zunächst veranlaßte, Voßens Haus zu meiden, war nach eigenem Geständnis[5]) die Lektüre einer Kampfschrift von Görte, dem Herausgeber des Gleimschen Nachlasses. Görte warf nämlich Voß vor, daß er seine und seiner Gattin Briefe an Gleim, die ihm auf Ernestinens Wunsch für einige Zeit zur Durchsicht zugeschickt seien, nicht, wie als Bedingung gestellt war, in das Archiv der Gleimschen Familienbibliothek zurückgeschickt habe.

Bei Görres, den er wohl schon früher flüchtig kennengelernt hatte[6]), ward ihm sofort wohl, — der märkische Edelmann bewunderte, wie sich der Rheinländer aus all den aufklärerisch-revolutionären Ideen hindurch gearbeitet hatte und trotz so vieler Genialität von jeder beabsichtigten Sonderbarkeit frei war[7]). Die rasch geschlossene Freundschaft hat bis zu Arnims Tod gedauert, wenn sich auch mit Görres' religiöser Umwandlung die beiden Männer innerlich entfernten. Creuzer scheint anfangs zurückhaltend gewesen zu sein, dann aber verknüpften auch ihn allmählich mit dem Dichter immer herzlicher werdende Freundschaftsbande[8]). Von anderen Dozenten war vor allem die Bekanntschaft mit Böckh und Marheineke bedeutsam, — beide waren ja während Arnims erstem Heidelberger Aufenthaltes noch nicht am Neckar eingetroffen. Oft wird in des Dichters Briefen Zimmer erwähnt, bei dem Arnim sein Mittagsmahl einnahm, inmitten eines lustigen, anregenden Kreises, der „keinen Deut um alles Leiden der Welt gab" und sich „die erste Gesellschaft der Welt" dünkte[9]). Überhaupt ist für Arnims zweiten Aufenthalt von vornherein die starke Geselligkeit charakteristisch: gleich am ersten Abend hatte ihn Zimmer zu einem gelehrten Abendschmaus mitgenommen, an dem der Dichter junge Dozenten kennen lernte. „Seitdem laufe ich von einem zum andern in der Stadt umher," schrieb er einige Tage später[10]).

Schließlich traf auch Brentano, den in seinem Eheelend längst die Sehnsucht nach den Freunden gepackt hatte, am 29. April in Heidelberg ein, wo er rasch wieder auflebte und an Arnims und Görres' Seite die grimme Einsiedlerfehde ausfocht. Ihm folgte am 7. Juni Ludwig Grimm, welcher auf Brentanos Vorschlag gekommen war, um für den Bilderschmuck der Einsiedlerzeitung zu arbeiten und auch bei dem an sich wenig bedeutenden Kupferstecher Weise zu profitieren[11]). Ludwig wohnte

[1]) Steig II, 73. [2]) Ebd. 91. [3]) Ebd. 73. [4]) Am 12. Februar findet Arnim Voß noch ganz verträglich. Steig I, 238. [5]) G. B. II, 42. Pfaff, 10. Über die Kampfschrift: Pfaff, 411 u. Voßens Anwort im Morgenblatt, 1808, S. 268. [6]) Schultz, 59. [7]) Steig I, 237, ebd. II, 73. [8]) Steig I, 253, ebd. II, 105. [9]) Steig I, 239. [10]) Steig I, 229. [11]) Steig, B. G., 16 ff.

kostenlos bei den Freunden und auch Görres nahm sich des Achtzehnjährigen an, der bei ihm seinen Mittagstisch fand[1]). Grimm blieb noch bis November[2]) in Heidelberg, trat aber, schüchtern, wie er war, in keiner Weise hervor.

Brentano wohnte zunächst bei Arnim in der Hauptstraße[3]). Doch schon am 12. Mai bezogen die Freunde ein neues Quartier[4]), auf das in den Briefen öfter Bezug genommen wird. Wo lag es? Nach Eichendorffs bis heute ungezählte Male ausgeschriebenem Bericht[5]) wohnten sie in der Kneipe „Saulpelz". Dieses Wirtshaus, meist „zum faulen Pelz" genannt, war seit 1688 ununterbrochen im Besitze der Familie Landfried gewesen[6]). Jetzt befindet sich in dem stark umgebauten Hause die Rumpfsche Zigarettenfabrik (Kartenplan: g). Eichendorffs Angabe, zu der auch die Andeutungen Arnims und Brentanos nicht recht passen, erweist sich indessen als irrtümlich.

Am 18. Januar 1808 brachte das Heidelberger Wochenblatt folgende Anzeige: „Gartenwohnung für den Sommer 1808 zu vermieten. Der Konsistorialrat Horstig wird von seiner jetzigen Wohnung im Bartholomäischen Garten von künftige Ostern an bis Michaelis die vier ersten Zimmer mit vollständigen Möbeln, entweder geteilt . . . oder zusammen . . . an Liebhaber einer in der Stadt seltenen, überaus angenehmen Gartenwohnung vermieten." In diese Wohnung zogen Arnim und Brentano, denn am 10. Mai schrieb Arnim[7]): „Jetzt ziehen wir in ein herrliches kleines Haus am Schloßberge, mitten im Grünen, über uns die Apfelblüte, unter uns die lustige Bürgerschaft beim Biere; Horstigs haben darin gewohnt . ." Letzten Zweifel kann uns Ludwig Grimm nehmen, der viele Jahre später noch den Namen des Wirtes, den er allerdings ungenau „Bartelmä" schreibt, behalten hat[8]). Die Lage des Grundstückes erfahren wir durch Wundts 1805 erschienene Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg[9]). Sie hebt hervor: „Haus und Garten dem Landfriedschen Hause — also dem Wirtshaus zum Faulen Pelz — gegenüber auf dem neuen Weg, das jetzt dem Heinrich Bartholomä zugehöret". Allerdings standen dem Landfriedschen Haus zwei Häuser gegenüber: das eine, nahe dem Zusammenstoß von Oberer und Unterer Sauler Pelz, entspricht jetzt etwa Bremeneckgasse 3, das andere stand auf dem Grundstück des Vandalenhauses. Daß nur das auf diesem Boden gelegene Haus das gesuchte sein kann, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß die Verlängerung der Oberbadgasse, die also etwa bei dem jetzigen Vandalenhause auslief, „der neue Weg" hieß[10]) (vgl. Kartenplan: h).

Der zum Bartholomäischen[11]) Hause gehörende, am Schloßberghang gelegene Garten[12]) war wohl der größte Heidelbergs, und diente zugleich

[1]) Erinnerungen aus meinem Leben, von L. E. Grimm, hrsg. von Ad. Stoll. Leipzig, 1911, S. 91. [2]) Steig II, 217. [3]) Steig II, 146. [4]) Steig, B. G., 18. [5]) Kosch, Bd. 10, 422. [6]) Laut einer im Besitz des verstorbenen Rechtsanwalts Landfried befindlich gewesenen Urkunde war das Grundstück von der Familie Landfried am 28. Jan. 1688 erworben (frdl. Mitteilung des Herrn Landgerichtsrats Huffschmid). [7]) Steig II, 150. [8]) Lebenserinnerungen . . ., 217. [9]) S. 152. [10]) Wundt, 146. [11]) Bartholomä war laut dem ältesten Adreßbuch von 1816 Biersieder und hatte in seinem Hause offenbar selbst eine Kneipe. s. Holtei I, 15. [12]) Wundt, 153. Chézy, 31, auch 22.

als Bleiche[1]). Er erstreckte sich in einem Ausmaß von 5½ Morgen bis zum Kurzen Buckel und den Gärten der jetzigen Schloßbergstraße. Die Chézy rühmt von ihm, daß er in seiner Abgeschlossenheit, mit seiner rasch rieselnden Quelle etwas Geheimnisvoll-Anziehendes hatte. Schon durch seine geschichtliche Überlieferung lag auf ihm ein poetischer Schimmer, war er doch einst von Friedrich dem Siegreichen dessen Geliebten, der vielgefeierten Klara Detten, geschenkt. Kein Wunder, daß sich Arnim diese romantische Liebe tief einprägte. Seine in Heidelberg spielende Novelle „Angelica die Genueserin und Cosmos der Seiltänzer" hat der Dichter später mit der Erinnerung an den Fürsten ausklingen lassen, der „allnächtig zu seiner Klara ins Tal herabstieg"[2]).

Leider waren die Bemühungen, unter alten Stichen eine Abbildung der Arnim-Brentanoschen Sommerwohnung zu finden, vergeblich. Das nebenstehende Bild, nach einem Stich Graimbergs von 1818, zeigt aber wenigstens den Garten. Die Straße, die in der Mitte von den fünf Pappeln aus sich zum Schloß hinaufzieht, ist die Schloßbergstraße. Unmittelbar am Schloß mündet in sie — etwa im Winkel von 35 Grad — der „Kurze Buckel". Beide Wege begrenzen, wie gesagt, das Gartengrundstück. Die in Betracht kommenden Häuser verdecken sich zu sehr, sind wohl auch zu schematisch gezeichnet, so daß das gesuchte Haus schwerlich zu finden sein dürfte.

Das fröhliche Zusammenleben der Einsiedler hat nur kurze Zeit gedauert. Am 23. Juni reiste bereits Brentano ab, den, unberechenbar, wie er war, nun doch die Sehnsucht nach seiner Frau ergriffen hatte. Görres gelang es nicht, eine feste Anstellung an der Universität zu erlangen. Seine wissenschaftliche Lehre wie sein unleugbarer Einfluß auf die studierende Jugend hatte viele Feinde gefunden, die literarischen Streitigkeiten schienen der Entwicklung der Universität hinderlich, seine nationale Gesinnung mußte dem rheinbündnisch gesinnten Kurator wenig genehm sein. Da die Versuche, an der Landshuter Universität zu wirken, zu keinem Ziele führten und der Koblenzer Urlaub nicht noch einmal verlängert werden konnte, sah er sich gezwungen, in sein altes Lehramt zurückzukehren. Anfang Oktober hat er Heidelberg verlassen.

Wie sehr Görres schließlich in Heidelberg als Lehrer und Mitkämpfer in der Einsiedlerzeitung auch außerhalb der direkten Gegner Mißstimmung gegen sich erregt hatte, bezeugt die Vermahnung, die Langsdorff, der Dekan der philosophischen Fakultät, dem Privatdozenten Bachmann gab[3]). Es gelte, die Studierenden zu vernünftigem Denken und praktischen Kenntnissen anzuleiten, „nicht aber direkt oder indirekt, wie Herr Görres, solche Kenntnisse verachten" zu lehren. „Denn nach meiner Überzeugung sind Lehrer der Art eine Pest für jede Universität." Und als später, nachdem Reizenstein wieder vorübergehend an die Stelle Benzel-Sternaus getreten war, Görres von einer freilich nicht ernst gemeinten Rückkehr an die Heidelberger Universität schrieb, äußerte Creuzer, selbst mehrere der Gutmeinenden würde seine Rückkehr nicht sonderlich erfreuen, „nicht aus Ab-

---

[1]) Vgl. auch „nachts singende Waschweiber" . . . Holtei I, 15. [2]) Steigs Auswahl von Arnims Werken, im Inselverlag, Bd. 1, S. 374. [3]) N. H. J. XVIII, 62.

neigung gegen Sie . . . — aus Liebe zur Ruhe und aus Furcht, Sie möchten bei der Rückkehr auch wieder streitbare Einsiedler mitbringen u. dgl."[1]).

Am längsten blieb Arnim, der freilich mehrfach seinen Aufenthalt unterbrochen hatte[2]), um mit Bettina glückliche Tage zusammen zu verleben. Die frohe Stimmung, die in den ersten Monaten seines Heidelberger Aufenthalts immer wieder in seinen Briefen durchbricht, hielt freilich nicht dauernd an. Allmählich war — vor allem wohl durch die Streitigkeiten — sein Leben vielfach unerquicklich geworden, der Fortgang Brentanos und dann Görres' ließ ihn sich oft einsam fühlen, auch zog ihn das allgemeine wie persönliche[3]) Wohl in die Heimat. Nachdem längst die Einsiedlerzeitung eingegangen und das Wunderhorn abgeschlossen war, reiste er am 16. November ab.

Übrigens hat Arnim 1809 und 1810 daran gedacht, das Heidelberger Doktorat zu erwerben, um dort oder in Berlin Vorlesungen — wohl historische oder literarhistorische — zu halten[4]). Der bei des Dichters Geistesart etwas befremdliche Plan ist indessen bald fallen gelassen.

Von den drei Freunden hat nur Brentano nie die Berge wiedergesehen, zwischen denen er einst neben Sophie wohl die schönste Zeit seines bewegten Lebens verbracht hat.

Die Bedeutung Heidelbergs für die Literaturgeschichte ist indessen keineswegs in jener Zeit auf die Einsiedler beschränkt. Um nachher nicht gewaltsam Zusammenhänge zu zerreißen, sei hier zunächst auf die Schriftsteller eingegangen, die damals gleichfalls in Heidelberg lebten.

Schon bei seinem ersten Aufenthalte war in Gries[5]) der Wunsch rege geworden, später länger am Neckar zu weilen. Als dann Jena wegen des allmählichen Sinkens der Universität dem Tassoübersetzer nicht mehr behagte und mehrere seiner Freunde und Bekannten, zu denen auch Thibaut, Fries, Ackermann, Voß gehörten, nach Heidelberg übergesiedelt waren, folgte ihnen Gries im Frühling 1806. Die reizvolle Lage des Neckartals und das sorglos frohe Leben wirkten auf Gries wie ein Verjüngerungsquell und im Kreise von Studenten, zu denen auch Wolf von Baudissin, der spätere Shakespeareübersetzer, gehörte,[6]) wurde er selbst wieder Student. Zumal die ersten Monate vergingen ihm in heiterer Geselligkeit. Allmählich wurde auch die Ariostübersetzung zu Ende geführt. Und doch sehnte sich Gries bald fort; er gehörte zu jenen Naturen, denen es stets dort, wo sie gerade weilten, am wenigsten gefiel. Nichts sagte ihm schließlich außer der „immer herrlichen Natur" mehr zu, nicht die Entwicklung der Universität, nicht das Heidelberger Leben und die Professoren[7]). Am 1. Juli 1808 hat er dann Heidelberg verlassen, um sich zunächst in die

[1]) G. B. II, 98 u. 100. [2]) Ende Mai bis 21. Juni: in Winkel (Steig II, 156). Anfang August bis 28. August: in Schlangenbad und auf froher Rheinfahrt bis Köln (Steig II, 186 f.). Anfang September bis 17. September: in Frankfurt (Steig II, 191 f.). [3]) Vgl. vor allem Steig II, 177, 181, 205, 227. Steig I, 257. Schüddekopf-Walzel, 131. [4]) A. H. J. XI, S. 235. [5]) S. (Elisabeth Campe) Aus dem Leben von J. D. Gries, 1855, S. 74 ff. [6]) Ebd., 104. Auch Eichendorff kam in lose Berührung mit Gries, s. Kosch, Bd. 11, S. 198, 201, 208. [7]) Vgl. bes. Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus und seine Zeit. Stuttgart, 1853, Bd. 2, S. 34.

Schweiz zu begeben. Dem Einsiedlerkreis scheint er, der mit Voß stets gute Beziehungen unterhielt, ferngeblieben zu sein[1]).

Kürzer währte der Aufenthalt des Hyperromantikers Heinrich Graf von Loeben. Der kaum Einundzwanzigjährige, der bereits einige Gedichte unter dem Decknamen Isidorus Orientalis veröffentlicht hatte, war am 19. Mai 1807 in Heidelberg eingetroffen, um sich frei der Schriftstellerei zu widmen. So sehr ihn auch gleich „das vielliebe Tal" entzückte, wirklich heimisch fühlte er sich erst, als er am 30. April nach achttägiger Bekanntschaft mit den beiden ziemlich gleichaltrigen Theologiestudierenden Friedrich Strauß und Wilhelm Budde unter Bruderkuß und langer Umarmung einen überschwenglichen Freundschaftsbund schloß, der nun seinem Heidelberger Leben erst den vollen Inhalt gab. Mit inbrünstiger Verehrung, die trotz des Überschwanges jugendlich liebenswürdig wirkt, blickten die beiden Studenten zu dem „heiligen" Dichter auf, von dem sie jede Zeile andächtig aufnahmen. Manche seiner Gedichte wurden gar über die von Novalis gestellt[2]), der gleich bei der Bekanntschaft den Gesprächsstoff abgab[3]). Und neben der Dichtung und dem Freundschaftskult versetzte die Religion, die bei den drei ekstatischen, anlehnungsbedürftigen Protestanten notwendig eine mystisch katholische Färbung annehmen mußte, die Leichtentflammten, wie Strauß sagt, in „einen täglichen Wahnsinn," ihre Zusammenkünfte waren „ein herrliches Bacchanal," zu dem es nicht erst des Weines bedurfte[4]). Auch in dem Tagebuch Buddes, der offenbar der besonnenste, harmonischste war, wird bei jeder Gelegenheit von Festen und Feiern gesprochen. Es gehört zum Bilde dieser Freundschaft, daß der dithyrambische Strauß das Erscheinen eines großen Kometen als Prophezeiung dafür ansehen konnte, daß Loeben „der Herold der neuen Zeit" sei[5]). Nicht umsonst trug Strauß den Freundschaftsnamen Dionysos, während Budde erst Johannes, dann Eugenius und schließlich — nach der Gestalt in Novalis' Ofterdingen — Astralis genannt wurde, womit „Buddes Blick nach den Sternen, nach oben" ausgedrückt werden sollte[6]).

Übrigens lag den Freunden nichts ferner, als sich in ihrem Bunde von aller Welt abzuschließen. Zumal Michaelis, der überschwenglich an dem Dichter hing, feierte oft mit ihnen den Alltag als Fest und auch in Schreibers Hause, in dem das fröhliche Töchterchen einen besonderen Anziehungspunkt bildete, weilten sie oft, während die Gastfreundschaft von Schwarz, Daub, Görres, Voß u. a. in erster Linie den beiden Theologen galt, obwohl auch Loeben gelegentlich mit den Genannten zusammentraf. Auch der junge Wilhelm von Blomberg, der selbst dichtete und bald darauf als Satiriker in die Öffentlichkeit trat, stand dem Loebenschen Kreis ziemlich nahe.

Vor allem aber ist von Interesse, daß Joseph von Eichendorff[7]) und sein Bruder Hermann, die zwei Tage vor Loeben in Heidelberg eingetroffen waren, um sich dort dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, am

[1]) Vgl. auch oben, S. 28. [2]) Budde, 137. [3]) Budde, 79, 83. [4]) Pissin, 68. [5]) Ebd., 70. [6]) Abend-Glockentöne, S. 121. [7]) Eichendorff wohnte, nach kurzem Quartier im „Prinzen Karl", beim Bäcker Förster in der Vorstadt (Kosch, Bd. 11, S. 203). Dieser Bäcker besaß damals — laut Kontraktenbuch 13, 150 ff. — ein Haus in der Hauptstraße, das dem heutigen des Bäckermeisters Dietz, Nr. 59, entspricht (vgl. Kartenplan: f).

Arnims und Brentanos erste Wohnung 1808 (vgl. S. 75, 77).

15. November mit dem Grafen bekannt wurden. Vermittler waren Strauß und Budde gewesen, welche von Halle her die Brüder kannten. Hatten die Eichendorff vorher trotz aller Geselligkeit nur in dem Medizinstudenten und Literaturfreund Julius einen wirklichen Freund gewonnen, so ist ihnen nun bald das Triumvirat der liebste Umgang, ja Mittelpunkt ihres Heidelberger Lebens. Schon am 4. Januar 1808 kann Joseph in sein Tagebuch niederschreiben, daß ihm „freudiger, warmer Empfang" zuteil ward, als er Loeben die eigenen Dichterhoffnungen enthüllte. Immerhin, aus Buddes Tagebüchern geht doch eindeutig hervor, daß die Brüder bei aller herzlichen Freundschaft etwas außerhalb des Dreibunds standen. Wohl waren Joseph und Hermann sehr oft mit den Freunden, zumal mit Loeben, zusammen, aber es ist doch unverkennbar, daß da, wo Budde seinem Freundschaftskult Ausdruck gibt, er stets an Dionysos und Isidor denkt und die größten „Feste" werden stets ohne die Brüder gefeiert. Sicher hat Michaelis den beiden Theologen viel näher gestanden. Diese Tatsache läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß bei allem Überschwang, mit dem die Eichendorff zu Loeben aufblickten, sie doch nicht in gleich verzücktem Taumel wie Strauß und Budde befangen waren. Auch eine Bemerkung von Strauß in seinen Alterserinnerungen[1]) und vor allem ein Brief Loebens an Budde spricht dafür, daß die Brüder keineswegs einfach das vierte und fünfte Glied des Bundes bildeten. Am 3. September 1812 schreibt nämlich Loeben[2]) von der heiligen Freundschaft, die „uns drei" in Heidelberg umschloß, und wacht eifersüchtig darüber, daß nicht ein vierter sich hineindrängt. „Ich würde den Glauben an Dich hingeben, ... wenn Du einem andern die Beziehung der Liebe schenken könntest, die unter uns geboren ward in der heiligen Nacht, wo die Sterne unserer dreie Haupt mit ihrem Kranze verbanden." Und das in einem Briefe, in dem Loeben versichert, Eichendorff Buddes Grüße zu übermitteln . .[3]).

Aus der rauschartigen, begeisterten Heidelberger Stimmung heraus sind zwei abgeschlossene Werke Loebens hervorgegangen, die, durch und durch unselbständig, romantische Stimmungen und Motive übersteigernd mißbrauchten. Der ursprünglich „Hieroglyphen" getaufte, schon Ende 1806 skizzierte Roman Guido, welcher als Vollendung von Novalis' Ofterdingen geplant war, ist in seinem Gedankengehalt mystisch verworren, die Gestalten erscheinen blutleer, der Verlauf des Geschehens, mehrfach durch Einflechtung von Märchen unterbrochen, ist sprunghaft und verschwommen, im Schlußteil überwuchert die phantastische Allegorie ganz. Schritt für Schritt läßt sich der Einfluß des Ofterdingen erkennen, wie dieser soll auch der Guido die Verherrlichung des Dichters sein, der im Mittelpunkt der Welt steht.

Schon unmittelbar nach dem Erscheinen des Romans, am 4. März 1808 machte das Morgenblatt in einem aus der Feder Michaelis'[4]) stammenden, mit „F . . . A . . ." unterzeichneten Artikel „Über klassische und romantische

[1]) Abend-Glockentöne, S. 121. [2]) Budde, 403. [3]) Man beachte auch Buddes Wort über Eichendorff: „Ein italienisch kräftiges und brausendes Sehnen der Liebe ist ihm fremd, wie der reiche und glühende Himmel Italiens. Aber wo m i l d e r Blumenstaub . . . die Luft erfüllt, . . . da wohnt sein Gemüt." Budde, 328. [4]) Vgl. Budde 292.

Poesie" auf Loebens Buch aufmerksam. Nachdem Michaelis ganz im Sinne Voßens, aus dessen Mund er seine Weisheit erhascht haben mag[1]), der romantischen Jüngerschaft die Augen geöffnet hat über die alten Heiden, die der modernen Poesie ihre geheiligten Formen vermachten, und über den wahren unkultivierten Charakter des Mittelalters und seines Christentums, wird plötzlich in wunderlicher Logik der Guido gepriesen, mit welchem die echte romantische Poesie beginnt, welche aber mit der herrschenden romantischen Poesie nichts zu tun hat. Ein paar Wochen darauf wird indessen der Guido von Reinbeck[2]) in einer schier endlosen Besprechung nacherzählt und oft mit Ironie zerzaust, wenn auch am Schluß der Hoffnung Raum gegeben wird, der Dichter werde sich doch noch zu einer echten Dichtung ermannen. Daß der Guido außerhalb der Loebenschen Anhängerschaft nicht Glück machte, hat Görres unzweideutig ausgesprochen[3]). Ob das stellenweise ganz flotte Guidolied „Am Rhein, am Neckar und am Main, Und tief ins Schwabenland hinein, Da lebt man ein vergnüglich Leben" wirklich, wie Strauß in seinen Lebenserinnerungen schreibt[4]), „wie ein elektrischer Strom Heidelberg schlagweise" durchdrang und Volkssache wurde, mag dahingestellt werden.

Bald nach dem Guido, im Mai, erschien die Gedichtsammlung „Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers". Der Band enthält vor allem religiöse Gedichte, zumal an die Himmelskönigin, Balladen, Romanzen, Poesien zum Preis des Rittertums, ferner Gedichte an bestimmte Personen, an Tieck, Novalis, Friedrich Schlegel, die Heidelberger Freunde u. a. Bei aller Formgewandtheit, die sich in den verschiedensten fremden Versmaßen, zumal dem Sonett, versucht, ist das Reisebüchlein, zu dem neben Novalis auch Tieck Pate gestanden hat, wie der Guido von unklarer Sehnsucht erfüllt, weichlich verschwommen, dekadent maniriert. Nur selten finden wir einmal, wie in dem Gedicht „Eintritt in das Heidelberger Tal", den Ausdruck unmittelbaren Gefühls.

Wie für Loeben, Budde, Strauß, bedeutete auch für Eichendorff Heidelberg den Höhepunkt seiner Jugend und zugleich einen wichtigen Markstein seiner Entwicklung. Mit der Reise nach der Neckarstadt bekommen seine Tagebücher einen anderen Charakter, — die lakonischen, liebenswürdig-überschwenglichen Sätze atmen nun Stimmung, zeugen von einer Tiefe des Naturgefühls, wie wir es vorher nur ganz selten finden — der Dichter kommt zum Durchbruch. Neben Lubowitz ist es vor allem Heidelberg, das mit seinen waldbedeckten Bergen und dem Blick über die schimmernde Ebene, dem Fluß im Tal und den Burgen der Umgebung Eichendorffs Landschaftsgefühl dauernd bestimmt hat. Von Bedeutung für den werdenden Dichter war sicher auch die schmerzliche Liebe zu einer K., über die wir mehrere Monate hindurch vage Andeutungen in den Aufzeichnungen Josephs finden[5]). Freilich — das Tagebuch zeigt meist den Dichter unverfälschter, eigener, als die Heidelberger Gedichte, unter denen noch keines ist, das in das Herz des deutschen Volkes eingedrungen ist. Wenn

[1]) Vgl. nur Michaelis' Ausführungen mit denen Voßens: 1808, Morgenblatt, 12. [2]) Nr. 107 bis 113, vgl. N. H. J. XVIII, 90. [3]) G. B. I, 505. [4]) Abend-Glockentöne, S. 122. [5]) Kosch, Bd. 11, S. 222 f.

sie auch schon in den wundervollen Naturbeseelungen den späteren Dichter ankündigen, in den Farbenempfindungen, der Mischung der Sinnesqualitäten, dem Rhythmus und der Verstechnik zeigen sie sich abhängig von literarischen Mustern, — welcher, ist indessen umstritten. Nadler sucht in seiner Monographie über Eichendorffs Lyrik da, wo der Dichter mit Tieck Novalis und Loeben übereinstimmt, Loebens Einfluß auf eine gewisse formale Schulung auszuschalten. Mit Recht sind dagegen innere und äußere Gründe geltend gemacht. Schon die Tatsache, daß der 19 jährige Eichendorff in Heidelberg mehrfach der hingebenden Verehrung, die er Loeben nicht nur als Mensch, sondern auch als Dichter darbrachte, Ausdruck verlieh, daß er in einem Sonett die Hoffnung aussprach, die ihm noch fehlenden Töne zum Preis der Jungfrau in Anschluß an den Freund zu finden[1]), läßt eine stärkere Beeinflussung durch Loeben wahrscheinlich erscheinen[2]). Eichendorff hatte bereits vorher heimlich Verse verfaßt, fühlte aber noch nicht in sich die Gewißheit seines Dichterberufes und traf nun zuerst einen bereits in die Öffentlichkeit getretenen Dichter, der ihn „in seinem Kampf zwischen Poesie und Jurisprudenz"[3]) zu beruhigen suchte, ihn zum dichterischen Schaffen anspornte, ja, ihm zuerst zum Druck verhalf. Denn durch Loebens Vermittlung wurden einige Gedichte Eichendorffs in Asts Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft veröffentlicht, und zwar unter dem Pseudonym Florens, den Loeben Tiecks Genoveva entnommen hatte. Bald nach dem Fortgang von Heidelberg, noch 1808, beginnen dann das Wunderhorn und Arnim für Eichendorffs Lyrik von Bedeutung zu werden und damit setzen Strömungen ein, die den allmählichen Loslösungsprozeß von der Loebenschen Art vorbereiten. Die persönlichen Beziehungen zwischen Eichendorff und Loeben haben sich indessen noch jahrelang, mindestens bis 1814, in warmer Weise hingezogen[4]), wenn auch Joseph schon 1809, obwohl er sich noch begeistert über des Freundes Poesie äußert, seine Heidelberger Mariendichtung als wesensfremd empfand[5]). Damit mag bereits ein leises Bewußtsein von der Verschiedenartigkeit seiner und Isidors Begabung in ihm aufgestiegen sein, das dann in der sicher nicht bös gemeinten[6]) Parodie Loebens in „Ahnung und Gegenwart" — 1812 — seinen Ausdruck fand.

Bereits im Frühling 1808 ging der Loebensche Kreis auseinander. Die Brüder Eichendorff reisten am 5. April nach Paris, langten dann aber am 4. Mai wieder in Heidelberg an, das sie mit Loeben zusammen am 12. oder 13. Mai verließen. Sie alle haben zu Görres in freundlichen Beziehungen gestanden, der übrigens Isidors Reisebüchlein zum Schmerz des Dichters ablehnte[7]), während er sich, ohne sich über die Bedeutung des Romans zu täuschen[8]), vorher insgeheim um einen Verleger für den Guido bemüht hatte[9]). An der Einsiedlerfehde, deren ersten Gefechte sie noch aus nächster Nähe sahen, waren Loeben und Eichendorff nicht beteiligt,

[1]) Kosch, Bd. 11, S. 222; Raimund Pissin, die Brüder Joseph und Wilhelm v. Eichendorff, Jugendgedichte. Berlin, 1906, S. 3, 4 f. [2]) Des weiteren, s. Euphorion, 17, S. 184; 7, S. 808. [3]) Pissin, Jugendgedichte, S. XI. [4]) Vgl. Germanisch-romanische Monatsschrift, 3, S. 184. (Minor). [5]) Kosch, Bd. 12, S. 4. [6]) Germanisch-romanische Monatsschrift, Bd. 3, S. 185. [7]) Budde, 282. [8]) G. B. I, 505. [9]) Pissin, 71.

wenn sie auch natürlich innerlich auf der Seite der Romantiker standen[1]). Während wir aber von Loeben wissen, daß er Brentano und Arnim erst 1810 kennenlernte, herrscht über die persönlichen Beziehungen Eichendorffs zu den Herausgebern des Wunderhorns noch immer nicht völlige Einstimmigkeit. Es ist für uns überflüssig, noch einmal das ganze so oft hin- und hergewendete Quellenmaterial zu dieser Frage auszubreiten. Daß vor der Pariser Reise, bis zu der Eichendorffs Tagebücher vorliegen, ein Verkehr mit Arnim und Brentano — dieser war ja damals überhaupt noch nicht in Heidelberg — nicht in Betracht kommt, wird heute wohl ziemlich allgemein zugegeben. Aber auch für die Zeit vom 4. bis etwa 12. oder 13. Mai halte ich, wie Pissin, Minor[2]), Schultz[3]), höchstens eine ganz flüchtige Berührung für möglich. Man erwäge, daß gerade in jenen Tagen Arnim und Brentano damit beschäftigt waren, sich ihr neues Quartier zu suchen, sie hatten eine größere Anzahl Wohnungen besichtigt, und in Zweifelmut das Für und Wider erwogen, um sich dann am 10. Mai für das Bartholomäische Haus zu entschließen, in das sie dann zwei Tage später einzogen[4]). Hätte Eichendorff mit den beiden in enger Beziehung gestanden, so hätte er doch zweifellos von all dem erfahren, es wäre über die neue Wohnung, ihre Vorzüge und Nachteile, vor allem aber von dem großen Garten gesprochen, so daß Eichendorff sich klar darüber gewesen wäre, um welches Haus es sich handelte. Daß Joseph aber ursprünglich das richtige Haus gekannt hat, um es erst später in der Erinnerung mit dem Wirtshaus zum faulen Pelz zu verwechseln, ist schwer denkbar, wenn man erwägt, wie scharf in ihm das Bild der Kneipe „Faulpelz" haften blieb, an der er oft, wenn er zum Schlosse hinaufstieg, vorbeigekommen sein muß. Offenbar hörte er später, Arnim und Brentano hätten in einer Kneipe am Faulen Pelz gewohnt, und glaubte, es handle sich um die Kneipe „Zum faulen Pelz"[5]).

Ein paar Worte seien noch Eichendorffs 1866 erschienenen Aufsatz „Halle und Heidelberg" gewidmet, der durch die wunderbare Anschaulichkeit, mit der das Zusammensein der Einsiedler geschildert ist, für einen nahen Verkehr Eichendorffs mit ihnen zu sprechen scheint. Indessen, wenn Eichendorff Arnims und Brentanos vermeintliches Zimmer beschreibt, das Zimmer, in dem die beiden nie gewohnt haben, so wird man aus dem persönlich gezeichneten Bild von den abendlichen Zusammenkünften der Einsiedler nicht seine Teilnahme an ihnen erschließen wollen. Auch abgesehen von der falschen Wohnungsangabe erweist sich der übrigens im wesentlichen allgemein gehaltene Bericht nicht ganz zuverlässig. So hat Creuzer gerade zu der Zeit, wo Eichendorff in Heidelberg weilte, zumindest Görres und Arnim nicht „persönlich ziemlich fern" gestanden und

---

[1]) Pissin, 162, Anm. 1. [2]) Germanisch-romanische Monatsschrift, Bd. 3, S. 183 f. [3]) Eichendorffs Werke, Inselverlag, Bd. 1, XII. [4]) Steig II, 150. Steig, B. G., 18. [5]) Im ersten Augenblick könnte man meinen, Eichendorff habe bei seiner Beschreibung das richtige Haus im Auge gehabt, habe sich nur in der Bezeichnung geirrt. Aber einmal geht seine Beschreibung doch wohl unverkennbar auf die Kneipe zum faulen Pelz, und dann vor allem, hätte Eichendorff, gerade Eichendorff! in seiner Skizze jenen einzigartigen Garten vergessen können, von dem Arnim sagte, das Schloß erscheine wie ein Lustschloß von ihm? (Steig III, 14).

ob die Herausgeber des Wunderhorns sich zu Görres wirklich wie Schüler zum Meister verhielten, kann wenigstens in Hinblick auf Arnim bezweifelt werden. Die Grundlage für Eichendorffs Darstellung dürfte ungefähr folgende sein: In Görres verehrte er seinen Lehrer, mit dem er gelegentlich auch in seiner Wohnung „Gespräche in tiefster Dunkelheit“[1]) führen durfte, der ihm und seinem Bruder sogar den Auftrag gegeben hatte, in Paris eine kleine literarische Arbeit zu übernehmen[2]). 1810 traf dann Eichendorff mehrmals in Berlin mit Arnim und Brentano zusammen, wobei er das Verhältnis der Freunde zueinander, sowie Brentanos „Weltauslachen und sogenannte Grobheit bis zum göttlichen Wahnsinn“[3]) beobachten konnte. Damals hat er wohl, zumal wir wissen, daß auch von Görres gesprochen wurde[4]), mancherlei Daten über die Heidelberger Zeit erfahren. Beim Schreiben des Aufsatzes lag dann auch schon Gedrucktes zur Charakteristik vor, wie Görres' Nachruf auf Arnim. —

Als Eichendorff von seiner Pariser Reise nach Heidelberg zurückkehrte, war dort eben Friedrich Rückert immatrikuliert[5]), der mindestens zwei Semester am Neckar blieb. Über dessen Heidelberger Zeit wissen wir wenig. Jedenfalls sagte er damals den juristischen Studien endgültig Valet, um sich ganz der Philologie zu widmen. Zweifellos war für die geistige Entwicklung des jungen Studenten, zumal für seine orientalischen Studien, Creuzer von Bedeutung[6]). Eine tiefere Einwirkung der Heidelberger Natur auf den werdenden Dichter dürfte schwerlich festzustellen sein. Was Rückert damals an schüchternen dichterischen Versuchen niederschrieb, war im wesentlichen noch literarisch nachempfunden, nicht innerlich erlebt.

Kurz erwähnt seien noch die Namen einiger bekannter Romantiker, die in jenen Jahren der Neckarstadt nur einen kurzen Besuch abgestattet haben. Justinus Kerner, den wir gleich als Mitarbeiter an der Einsiedlerzeitung wiederfinden werden, besuchte bereits 1807 — wahrscheinlich im Oktober[7]) — Heidelberg wegen Verlegung des „Sonntagsblattes“[8]), traf aber zu seinem Bedauern Brentano nicht mehr an.

Fast zu gleicher Zeit weilte Zacharias Werner einige Tage[9]) am Neckar, als er sich von Wien über München, Stuttgart, Frankfurt nach Weimar begab[10]). Die romantische Schönheit Heidelbergs, die ihn begeisterte, sowie die freundliche Aufnahme, die er zumal bei der Dozentenschaft fand[11]), ließ ihn mit der Möglichkeit, nach Heidelberg überzusiedeln, zumindest spielen[12]). Auch Loeben, Strauß, Budde, Michaelis[13]) sind mit dem Verfasser des Kreuzes an der Ostsee, der einmal auch bei der „Mumie“ Voß speiste[14]), in Berührung gekommen. Damals entstand das Sonett „Der steinerne Bräutigam und sein Liebchen,“ welches der Dichter Marheineke geschenkt hatte[15]), der es dann Arnim später für die Einsiedlerzeitung gegeben haben

[1]) Kosch, Bd. 11, S. 222. [2]) Kosch, Bd. 13, S. 1. [3]) Kosch, Bd. 11, S. 255. [4]) Ebd., 257. [5]) 27. April 1808. [6]) Leop. Magon, der junge Rückert, 1916, S. 16 f. [7]) Nicht, wie Steig (I, 361) meint, im November. Vgl. Franz Heinzmann, J. Kerner als Romantiker. Tübingen, 1908, S. 14, Anm. 4. [8]) S. unten 106. [9]) Budde, 174. Abgereist ist er am 6. November, Budde, 165. [10]) Floeck, XV. [11]) Floeck II, 109. [12]) Floeck II, 126, Einleitung, XL. [13]) Budde, 162. [14]) Floeck II, 109, Budde, 163. [15]) Budde, 165.

wird. Als Werner dann im nächsten Jahre von Berlin aus in die Schweiz reiste, unterbrach er, wie an zahlreichen anderen Orten, seine Fahrt auch in Heidelberg, wo er vom 6. bis 12. Juli weilte[1]). Dort war er auch mit Arnim mehrmals zusammen, der ihn in Begleitung von Marheineke nach Schwetzingen führte, und sich auf einem Spaziergange nach dem Schlosse von dem Mystiker-Dichter dessen wunderliche Liebestheorie entwickeln ließ[2]). Noch einmal ist dann Werner, wie es scheint, ganz flüchtig, von Mannheim aus Mitte August 1809 in die Neckarstadt herübergekommen[3]).

Acht Tage vor Werners zweitem Besuch, am 28. Juni, lernte Arnim auch August Wilhelm Schlegel kennen, welcher in Begleitung der Arnim längst bekannten Madame Stael bei der Durchreise durch Heidelberg dort kurze Rast machte. Die geistvolle Französin schlug damals Arnim vor, nach Coppet zu ziehen, um dort sein Journal zu schreiben. Von Schlegel bekam Arnim die Zusage zur Unterstützung der Einsiedlerzeitung[4]). Dafür konnte Arnim dem Älteren bei Zimmer den Verlag der „Vorlesungen über dramatische Literatur und Kunst" vermitteln[5]). Und weiter ist noch der Besuch Sulpiz' Boisserées zu erwähnen, der vom 15. bis 23. Sept. 1808[6]) in Heidelberg, wo es ihm „ganz besonders gefiel"[7]), blieb, als er im Begriff war, die süddeutschen Kunststädte zu bereisen. Auch mit ihm kam Arnim[8]) und wohl auch Görres, nicht aber Creuzer[9]) zusammen.

Nach dieser Abschweifung können wir uns wieder den eigentlichen Heidelberger Romantikern zuwenden.

Daß das durch die Achtzehnererklärung gereizte Morgenblatt seine Angriffe auf Heidelberger Dozenten fortsetzen würde, lag nahe. Schon am 6. Januar bekommt Görres einen versteckten Seitenhieb: in der Erzählung von Hans Helldunkel ist von einem Professor die Rede, der sich die ästhetische Vorlesung als Zugabe zu einer astronomischen ausgesucht hat, weil er in diesem Fache, in dem auch der Unerfahrenste etwas meinen darf, am leichtesten fortzukommen hoffe. Am 11. März[10]) wird dann vor allem gegen die von Schelling beeinflußten Spekulationen eines Daub, Marheineke, Creuzer, Görres vorgegangen; besonders der letztere bot mit seinen zugespitzten Aphorismen und verstiegenen Metaphern ein bequemes Ziel für den Spott. Aber auch die romantischen Dichter und ihre Poesien werden nun dauernd angefeindet[11]), wobei gleich der erste Ausfall den Herausgebern des Wunderhorns galt: am 12. Januar verspottet — Friedrich Schlegel[12]), nicht Voß, wie Steig meint[13]), Arnim und Brentano

[1]) Werners Biographie von F. K. J. Schütz, 1841, S. 98. [2]) Ebd. u. Steig II, 175 f. [3]) Floeck II, 209. [4]) Steig II, 169, Euphorion, 19, S. 235. [5]) Kloß, 51, Anm. 1. [6]) Euphorion, 22, S. 424. [7]) S. B. I, 59. [8]) Steig II, 202. [9]) Creuzer lernte die Kölner und ihre Sammlung auf seiner Reise nach Holland 1809 kennen, vgl. F. Creuzers Deutsche Schriften V_1, 1848, S. 48. [10]) Nr. 61. Görres sah als unmittelbaren Urheber dieses Angriffes, den die Einsiedlerzeitung dann zweimal aufgriff, offenbar Reinbeck an, was gut möglich ist, s. Pfaff, 90, vgl. ferner Morgenblatt Nr. 13: gegen die Universität im allgemeinen. Nr. 74: kleiner Hieb auf Schwarz. (Doch vgl. das Urteil über Schwarz Nr. 305.) Nr. 95: gegen Marheineke. Nr. 127: gegen die an der Universität gelehrte Mystik, zumal Görres, der dann öfter angegriffen wird. [11]) Vgl. abgesehen von den Angriffen auf die Einsiedlerzeitung, bes. Nr. 10, 14, 55, 95, 127 u. ö. [12]) Vg. Birlinger-Crecelius, Des Knaben Wunderhorn. Wiesbaden, 1877. II, 181. [13]) Steig I, 228.

in einem witzigen Gedichte „Es gehen zwei Butzenmänner". Zwei Tage später ließ sich Voß hören. Nachdem er in einer Einleitung die Böhmeverehrer gestäupt hat, die den reinen Naturformen der alten Klassiker „die unförmigen Vermummungen des dumpfen, von Hierarchie und Damen abhängigen Rittergeistes," dem heidnischen das Christlich-Katholische vorzogen, wird das von A. W. Schlegel übersetzte dies irae zum Bußgesang eines Romantikers umgeschmiedet. Die Parodie des Kirchengesanges, die Arnims pietätvolles Gemüt so verletzte,[1]) war nach Voßens ausdrücklicher Erklärung schon sieben Jahre früher angefertigt und sollte nicht auf Schlegel zielen. Am 7. März erfolgt dann der erste Angriff auf die noch gar nicht erschienene Einsiedlerzeitung. Indem nun die drei Freunde in Arnims Zeitung den Fehdehandschuh aufnehmen, werden sie die Hauptgegner des Morgenblattes. Wie sich bald in rascher Folge Schlag und Gegenschlag ablösen, soll weiter unten bei Besprechung der satirischen Beiträge der Einsiedlerzeitung gezeigt werden. Sicher waren Brentano[2]) und Görres[3]), der „mit der allerboshaftesten Kaltblütigkeit" stritt, in dem Kampfe gegen das Morgenblatt die Treibenden; Arnim ließ sich zwar anfangs mitreißen und gewann auch zunächst Gefallen an dem Messen der Kräfte[4]). Bald aber ekelte ihn „der literarische Kot" an und verleidete ihm überhaupt die Freude an seinem Werke[5]).

Natürlich hatten die Kämpfe auf das gesellige Leben der Freunde großen Einfluß. Schon am 26. April berichtet Arnim[6]) an Bettina, die Streitigkeiten nähmen überhand, er werde kaum August von Goethe, der gerade in Heidelberg studierte, viel sehen, da dieser den Voß in die Hände gefallen sei. Auch habe ein junger Theologe, mit dem Arnim gern disputierte, wahrscheinlich seinetwegen den Mittagstisch bei Zimmer verlassen. Und sechs Wochen später erzählt Brentano[7]), es herrsche unter den Professoren eine solche Spannung, daß keiner zum anderen komme.

Am engsten schlossen sich offenbar den Einsiedlern Creuzer und Zimmer an. Dabei hat Görres zweifellos der Mythologe, Brentano dagegen der Buchhändler am nächsten gestanden. Sicher wird Arnim, der auch sonst Klemens' Schattenseiten zu erklären und entschuldigen sucht[8]), sich früh bemüht haben, Creuzer die komplizierte Eigenart seines Herzbruders zu erschließen, so daß die Spannung zwischen dem Gelehrten und Brentano zumindest einem freundlichen Einvernehmen Platz machte. Doch dürften sich die wenigen zwischen beiden später gewechselten Briefe auf Jahrbücherangelegenheiten beschränkt haben[9]).

Der Briefwechsel zwischen Zimmer und den Herausgebern des Wunderhorns ist vor und nach der Einsiedlerfehde sehr warm. Besonders Brentano findet oft herzliche Töne der Liebe und Verehrung und noch zwei Jahre vor dem Tode ist ihm das Andenken an den Heidelberger Freund „unbefleckt lieb und teuer[10]). Immer wieder ist er bedacht auf Zimmers geschäftlichen Vorteil, er sucht ihm berühmte Autoren wie Tieck und Savigny zuzuführen und bemüht sich, den Verleger zu einem geschäftlichen Unter-

[1]) G. B. II, 43. [2]) Vgl. Steig I, 246. [3]) Villers, 79, G. B. I, 505 f. [4]) Steig II, 110, 143. [5]) Ebd. 164, Schüddekopf-Walzel, 131. [6]) Steig II, 143. [7]) Steig, B. G., 19. [8]) Steig II, 116 f. [9]) A. H. J. XI, 204, G. B. II, 50. A. H. J. XI, 253. [10]) Zimmer, 372.

nehmen nach München und Landshut zu ziehen[1]). Immerhin, wenn Zimmer auch nie seine Freunde in Zweifel gelassen haben wird, daß er innerlich auf gleichem Boden mit ihnen stand, — er war auch Geschäftsmann, dem die Literaturstreitigkeiten wenig genehm sein mußten, trafen doch die Angriffe des Morgenblattes Werke seines Verlages. Zudem wollte und konnte er, gemäß der Bestimmung seiner Firma als Akademische Buchhandlung, nicht ausschließlich sich in den Dienst der Romantik stellen, — auch von Voß waren bereits 1806 und 1807 Werke verlegt[2]). Man kann es daher Zimmer gewiß nicht verdenken, wenn er bemüht war, soweit wie möglich den Schein der Unparteilichkeit aufrechtzuerhalten[3]). Trotzdem hatte auch er unter dem Groll der Antiromantiker, zumal Voßens[4]), zu leiden, der schließlich Zimmers kaufmännische Unternehmungen dadurch zu untergraben suchte, daß er sich Bekannten gegenüber scheinbar gutmeinend äußerte, Zimmer werde das Geschäft durch die Verbindung mit den Romantikern und Mystikern ruinieren. Schon im Oktober 1808 hatte Voß[5]) dem Buchhändler in einem Briefe scharf vorgeworfen, die Einsiedlerzeitung mit den schweren Angriffen gegen ihn — „diese moralische Unwürdigkeit" — verlegt zu haben. Er wolle daher nicht mit Ansprüchen auf fortgesetzte Verhältnisse zudringlich sein. Als dann Zimmer Ende 1808 ablehnte, eine Schmähschrift gegen die älteren Romantiker von Voßens Schützling Baggesen zu verlegen[6]), wurde der Zorn der Voßischen Partei nur vergrößert, — noch 1811 wird Zimmer als Verleger von Halle und Jerusalem außerordentlich scharf angegriffen, obwohl er damals längst wieder mit der Gegenpartei in geschäftlicher Verbindung stand[7]).

In Bezug auf Daub und Marheineke ist vor allem eine Bemerkung von Fries[8]) bedeutsam: „Daub, Marheineke, Creuzer, Arnim, Görres, Brentano machen mir gegenüber ein so abgeschmacktes Ganzes, von ranzigem Öl der Frömmigkeit triefend und abgeschmackt ästhetisch, wie es mir noch vor kurzem nicht möglich geschienen hätte." Außerdem wissen wir, daß beide Theologen im Morgenblatt angegriffen waren, daß Daub mit Creuzer und Görres in Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft verbunden war[9]), daß Marheineke Daub und Creuzer verehrte[10]) und die Volksbücher „unseres" Görres mit Wärme Jean Paul zur Rezension anbot[11]). Auch schrieb Görres später an Perthes, er habe Marheineke in Heidelberg „ehrlich und wohlmeinend in allem" gefunden. — Alle diese Daten lassen ein engeres Zusammengehen der beiden Theologen mit den Einsiedlern wahrscheinlich erscheinen[12]). Daß indessen die Beziehungen

---

[1]) Vgl. Reichel, 51 f. [2]) Reichel, 76, Anm. [3]) Reichel, 75. [4]) N. H. J. XI, 197. Steig, B. G., 33. [5]) Kloß, 173. Antwort: Reichel, 75. [6]) Der vollendete Faust oder Romanien in Jauer. Darüber N. H. J. XI, 197. [7]) S. unten S. 106. 1810 erschien Schreibers Ästhetik, zur Jubilatemesse 1811 Schreibers Baden mit seinen Bädern und Umgebungen sowie Voßens Albius Tibull. [8]) Henke, 128. [9]) Für Daubs romantischen Standpunkt vgl. N. H. J. XI, 194. [10]) Später ist das Verhältnis freilich getrübt (G. B. II, 102, 156), doch widmet Marheineke noch 1811 seine Dissertation Daub, Schwarz, Creuzer. G. B. II, 180. [11]) S. E. Förster, Denkwürdigkeiten aus dem Leben J. Pauls. München, 1863, S. 156; vgl. G. B. II, 29. Marh. u. Z. Werner: Werners Biographie von Schütz, 98, Budde, 162. Perthes 68. [12]) Vgl. für Daub: Steig III, 373, Zimmer, 151. Schellberg II, 735. In Berlin scheint Arnim später mit Marheineke zusammengekommen zu sein: N. H. J. X, 166.

der Romantiker zu Daub und Marheineke nach der Trennung durch einen Briefwechsel fortgesetzt wurden, ist, von Daub und Görres abgesehen, nicht belegbar und erscheint auch unwahrscheinlich.

Von Böckh wissen wir, daß er mit Arnim freundschaftlich verkehrt hat, das beweist schon der Briefwechsel der beiden, — ferner, daß er über 1808 hinaus mit Creuzer, unter dessen Einfluß er damals noch stand, eng verbunden war. Darnach wird Treitschkes von Böckhs[1]) Biographen bestätigte Angabe, der junge Philologe habe mit den Romantikern manche Nacht durchschwärmt und durchjubelt, zutreffend sein. Wenn Böckh später während seiner Redaktionstätigkeit an den Jahrbüchern eine unverkennbare Zurückhaltung bewahrte, so dürfte das daran liegen, daß inzwischen der Bann Creuzers gebrochen und seine innere, romantischen Spekulationen ziemlich fremd gegenüberstehende Natur zum Durchbruch gekommen war, ferner, daß er die literarischen Streitigkeiten nicht in die Jahrbücher hineingetragen wissen wollte. Immerhin hat Böckh zweifellos auch zur Zeit des engen Verkehrs mit den Romantikern das Gefühl einer gewissen Wesensverschiedenheit nicht gefehlt. Wie sachlich klingt bereits eine Briefstelle vom 3. Oktober 1808[2]): „Der Herr von Arnim läßt sich Ihnen empfehlen. Er liegt in großem Hader und Zank mit Voß, gegen welchen von ihm und Görres in der von ihnen und Klemens Brentano herausgegebenen Einsiedlerzeitung große Ausfälle erscheinen. Nur sind sie so erschrecklich witzig, daß sie kein Mensch verstehen will." Zudem bezeugt auch Arnim, daß Böckh innerhalb der Heidelberger Gesellschaft nicht streng den Parteistandpunkt Creuzers und der Einsiedler vertreten hat[3]). Mit Voß scheint Böckh bei einiger Zurückhaltung[4]) bis zu seiner Berufung als ordentlicher Professor — 28. Februar 1809 — in einem leidlichen Verhältnis gelebt zu haben, bis dann der alte Herr, vor allem, weil Böckh und nicht sein Sohn Heinrich zum Nachfolger Creuzers ernannt worden war, auch ihn mit seinem Haß verfolgte. In einem Briefe vom 16. April 1809[5]) hat Böckh sich so scharf wie nur irgendein Romantiker über den Affen und Hausteufel der Universität, der nichts tue, als Samen der Zwietracht auszustreuen, ausgesprochen.

Über Wilken äußerte sich Fries Anfang 1809: „Sein eigenes Treiben hat gar keinen Schwindel, am wenigsten einen Einsiedlerischen. Von Teilhaberei an der Klicke kann nicht gesprochen werden mit Creuzer ist er gespannt. Nur mit Arnim war er die letzte Zeit, daß dieser hier war, in einigem Umgang. . . . Wilkens große Liebe zum Mittelalter gab ihm wohl mit Arnim Berührungen, aber die Einsiedler und Arnims abscheuliche Rezensionen in unsern Jahrbüchern findet er verächtlich"[6]). Sieht man von der gewiß keine weiteren Schlüsse zulassenden Tatsache ab, daß die Einsiedlerzeitung gleich eingangs eine kleine Übersetzung Wilkens aus dem Persischen — Entstehung der neupersischen Poesie[7]) — brachte, so bestätigt alles Fries' Bemerkung. Eine abfällige Bemerkung Wilkens über Arnim als Dichter ist erst neuerdings veröffentlicht[8]) und wie Wilken später als

[1]) Hoffmann, 14 f. [2]) Kloß, 181 f. [3]) A. H. J. XI, 208. [4]) Herbst II_2, 287. [5]) Hoffmann, 17. [6]) Zöpprit, Bd. 2, S. 35. [7]) 23. April. [8]) Deutsche Rundschau, 1918, S. 384, vgl. Wilkens Bemerkung über Brentano oben S. 33.

Redakteur der Jahrbücher die Einsiedler nicht eben bevorzugte, wird sich weiter unten zeigen. Das Morgenblatt, das schließlich auch Böckh angriff, hat Wilken stets verschont, wie dieser auch immer mit Voß sich zu stellen wußte[1]). Auch schreibt Arnim[2]) am 14. November an Brentano: „Bei Wilkens war ich in der letzten Zeit öfter, sie waren freundlich gegen mich. Ich hörte da Musik . . . ." Man vernimmt aus der Motivierung deutlich heraus, wie Arnim einer gewissen Verwunderung Brentanos vorbeugen will. Offenbar war Arnim nicht zuletzt von den künstlerischen Neigungen von Wilkens Gattin angezogen; damals hat sie ein Aquarellporträt von ihm angefertigt,[3]) und auch in sein Stammbuch zeichnete sie einen Frauenkopf in Kreide[4]). Bemerkenswert ist noch eine spätere Äußerung Wilkens: „Wilken ist, glaube ich, auf dem besten Wege, ein Klassiker zu werden"[5]). Zunächst also wurde er von Görres nicht als „Klassiker", d. h. Antiromantiker angesehen.

Fries zog sich, wie erwähnt, von den Einsiedlern und den zu ihnen haltenden Professoren bald zurück und auch Thibaut dürfte ihnen schon damals wenig hold gewesen sein. Jedenfalls suchte er ihnen noch 1808 in seiner Eigenschaft als Mitarbeiter an den Heidelberger Jahrbüchern entgegenzutreten[6]) und war dann überhaupt der schroffste aller Redakteure in der Bekämpfung des romantischen Geistes, gegen den er nach Heinrich Voß „Gift und Galle" war[7]). Charakteristisch ist eine Äußerung Thibauts aus dem Jahre 1812, wo er sich über den Voßischen Egoismus, mit Plumpheit und Kabale vermischt, auf der einen Seite und über die poetische Ziererei und Eitelkeit auf der andern beklagt[8]).

De Wette wird den Einsiedlern zumindest kühl gegenübergestanden haben[9]), während Schwarz[10]) bei seiner Gesinnungsart und Freundschaft für Creuzer und Daub wohl eine freundliche Neutralität bewahrte. Im Voßischen Lager stand von vornherein nur der wenig bedeutende Michaelis, zu dem sich dann noch Schreiber[11]) gesellte. Daß die rationalistischen Professoren, wie Langsdorff[12]), den Einsiedlern nicht sonderlich hold waren, versteht sich von selbst. Über die Stellung Heises, Schelvers, Loos' und anderer lassen uns die Quellen in Stich. —

---

[1]) Stoll, 16. [2]) Steig I, 264. [3]) Steig II, 203. [4]) N. H. J. X, 122. [5]) 1. Jan. 1810, N. H. J. X, 136 [6]) N. H. J. XI,194. [7]) Uhrlichs, Bd. 3, 253. N. H. J. XI, 259, G. B. II, 162 und unten S. 119. [8]) H. Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte. Briefe aus Knebels Nachlaß. 1858. Bd. 2, S. 128; vgl. auch sein Verhalten gegenüber den Schlegels: S. B., Bd. 1, S. 351. [9]) Wilh. Dilthey, Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Berlin, 1863. Bd. 4, S. 179. Steig I, 290. [10]) Steig II, 188. Voßens Antisymbolik, Bd. 2, S. 275/76, Schellberg, Bd. 2, S. 735. [11]) Da Schreiber auch früher schon im Voßischen Hause verkehrte (z. B. Budde, 241 u. ö.) und am 27. Februar 1808 noch mit Arnim „in gutem Vernehmen" stand (Steig I, 245), scheint er zunächst noch zwischen den Parteien laviert zu haben. (Vgl. auch Bad. Wochenschrift, 27. Nov. 1807, wo eine grade Voß zuwidere Abhandlung Creuzers lobend erwähnt wird.) Als ein Motiv für Schreibers Stellung gegenüber den Romantikern hat vielleicht auch mitgewirkt, daß Schreibers „äußerst korrekter" Vortrag im Gegensatz zu Görres' wildwüchsigen Vorlesungen wenig Beifall fand (vgl. Budde, 310). Im So.-Se. 08, also zur Zeit der Einsiedlerfehde, lasen aber beide Männer „Ästhetik", so daß damals Schreiber sicher manchen Hörer an Görres verlor. [12]) S. oben 78.

Für Arnim und Brentano ist es, wie für so viele Romantiker charakteristisch, daß sie in ihrem ruhelosen Geiste immer neue literarische Pläne herumwälzten, die nie ernstlich in Angriff genommen wurden oder mitten in der Arbeit stecken blieben. Aus Arnims in Heidelberg ausgesprochener Absicht, den geliebten Schelmuffski Christian Reuters herauszugeben[1]), ist ebensowenig etwas geworden wie aus der im März 1808 angekündigten[2]) Alten deutschen Bühne, deren erster Band eine Bearbeitung von dramatischen Werken des Andreas Gryphius bringen sollte. Ebensowenig wurde Brentanos alter, Ende 1807 von neuem Zimmer gegenüber ausgesprochener Plan, „unsere besten alten Volksromane, voran gleich die Heymonskinder, nach den ältesten, vollständigsten Ausgaben . . . modern ohne neumodisch, herauszugeben“[3]), ausgeführt. Nur die Herausgabe von Wickrams volkstümlicher Geschichte „Der Goldfaden“ kam schließlich zustande, von der Brentano hoffte, sie werde von „Herr, Knecht, Magd, Ochs und Esel“[4]) gern gelesen. Vielleicht ist die Erneuerung, die mit schonender Hand vorgenommen ist, so daß die schlichte Liebenswürdigkeit des Vorbilds schön zur Geltung kommt, schon in Cassel begonnen[5]), — vollendet ist sie sicher aber erst in Heidelberg[6]). Zu Ostern 1809 ist dann das Buch, das mit zahlreichen, nach alten Holzschnitten gezeichneten Kupferstichen von Ludwig Grimm geschmückt wurde, bei Mohr und Zimmer herausgegeben. Auch die Einsiedlerzeitung, das Denkmal des Zusammenwirkens und -Streitens der beiden Freunde mit Görres, blieb, an dem gemessen, was ursprünglich beabsichtigt war, Fragment[7]). Einmal wurde viel Geplantes nicht aufgenommen. Dann brachten es die vielfachen Widerstände dahin, daß das Unternehmen, mit so großer Arbeitsfreudigkeit und in der Hoffnung auf längeres Erscheinen begonnen, bald ohne Freude weitergeführt wurde, um nach wenigen Monaten ganz aufgesteckt zu werden.

Mit dem Gedanken, eine Zeitschrift herauszugeben, hatten Arnim und Brentano schon lange gespielt. Am 2. April 1805 ist Brentano die Gründung einer Zeitschrift für Sagenforschung „einer meiner liebsten literarischen Pläne“[8]), der freilich in der Folgezeit durch die Arbeit am Wunderhorn zurückgedrängt wurde. Kurz vor dem Zusammenbruch Preußens wollte dann Arnim seinem Vaterlande durch eine patriotische Zeitschrift „Der Preuße“ dienen[9]). Statt dessen kam nur eine Sammlung „Kriegslieder“ zustande, die er an die Soldaten verteilte. Als im Herbst 1807 die Freunde zusammen in Cassel weilten und die bevorstehende Vollendung des Wunderhorns Lust zu neuer Arbeit machte, tauchte der alte Plan, freilich in ganz anderem Gewande, von neuem auf. Am 29. November[10]) machte Brentano, der durchaus als der Urheber der Idee anzusehen ist[11]), Zimmer den angeblich schon von Goethe gutgeheißenen Vorschlag einer „Zeitung in der Art des Morgenblattes, aber ganz, als sei sie aus der Zeit des Mittelalters, oder vielmehr einer imaginären literarischen Zeit. Sie würde lauter reizende und kuriose Bruchstücke und ganz kleine Geschichten, Sagen,

---

[1]) Steig I, 257, Steig II, 117. [2]) H. J., J.-B. VI. [3]) Zimmer, 178. [4]) Kloß, 176. [5]) Steig I, 228. [6]) Steig I, 257. [7]) Euphorion I, 124, Pfaff, 20, Anm.; 26; 43, Anm. Steig III, 5. Steig II, 102 u. ö. [8]) Steig I, 139. [9]) Ebd. 191. [10]) Zimmer, 178. [11]) Denn Arnim sagt später „D e i n Plan einer Zeitung alter Art . . .“ Steig I, 238.

Begebenheiten, Sprüche, Lieder, seltsame Reisegeschichten, Züge aus alten Biographien und lauter ähnliche Dinge enthalten, die man in Bücher nicht bringen kann und welche doch am Ende durch ein gutes Register die Zeitung zu einem einzigen herrlichen Buch voller Kleinodien unserer alten poetischen und historischen Kunst machten; dann und wann einen trefflichen Holzschnitt oder ein altes Gebäude im Umriß u. dgl. Nichts Modernes, nichts Gelehrtes, nichts Bekanntes, nichts Langweiliges, eine schöne reizende Kunstkammer, welche sich selbst erklärt und in welcher sowohl alt als jung sich gern begeistern". Der geschäftskundige Zimmer versprach sich indessen wenig Erfolg von der wunderlichen Idee und forderte dafür auf, sich mit mehreren zu einem Journal zusammenzutun, „das sich hauptsächlich auf Poesie und Historie des Mittelalters einließe"[1]). Daß Zimmers Vorschlag in Verbindung mit Brentanos ursprünglichem Plan auf das endgültige Programm der Einsiedlerzeitung einwirkte[2]), ist unverkennbar. Zunächst scheinen indessen die Freunde den Plan wieder zurückgestellt zu haben, wohl in dem Bewußtsein, daß er, bei der grundsätzlichen Bereitschaft Zimmers, den Verlag zu übernehmen, jederzeit wieder aufgegriffen werden konnte. Denn Arnim, von dem nun alle Bemühungen um das Zustandekommen einer Zeitschrift allein ausgehen, schreibt noch vor seiner Ankunft in Heidelberg dem Herzbruder ganz unvorbereitet[3]): „Vielleicht gebe ich meine opera omnia in Heidelberg als eine Zeitung heraus und was im vorigen Jahre von mir unter dem Titel des Preußen angekündigt war, kommt jetzt unter meinem eigenen Namen heraus". Dann aber taucht in Heidelberg eine neue Idee auf, an deren Ausgestaltung Görres vielleicht nicht ganz unbeteiligt war. Schon am 25. Januar erwähnt Arnim eine geplante Zeitung „Lügen"[4]), die offenbar „Lustiges jeder Art", besonders Anekdoten bringen sollte, vielleicht mit einer Spitze gegen Philistertum und Aufklärung, aber wohl unter Vermeidung jeglicher persönlicher Satire, die Arnims ganzer Natur fern lag. In diesem Stadium dürfte die übermütig-kapriziöse Ankündigung[5]) geschrieben sein, nach der die nun „Zeitung für Einsiedler" umgetaufte, „wunderliche" Zeitschrift, „herausgegeben von einer Gesellschaft", vom 1. April ab zweimal erscheinen soll. Die Anzeige bezweckt, „die ganz ernsthaften Leute stutzig zu machen, die Argwöhnischen wegen geheimer Verbindungen in Verlegenheit zu setzen, die Ästhetiker aber zweifelhaft zu lassen, zu welcher Schule wir uns bekennen". Es war indessen nicht schwer zu erkennen, aus welchem Lager die Einsiedlerzeitung ihr Horn erschallen ließ, waren doch der Freimütige, das Morgenblatt und ähnliche Zeitungen als „unwillkürliche Mitarbeiter"

[1]) Reichel, 64. [2]) Vgl. auch Steig I, 238. [3]) Steig I, 226. [4]) Ebd. 230.
[5]) Im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, 1808, Nr. 69, S. 659 (6. März) fand ich eine kürzere, bisher unbekannte Anzeige, aus der ich die charakteristischen Sätze mitteile: „Wir rathen jedermann seine Bestellungen auf diese bald allgemein gelesene Zeitschrift zu machen, weil es sich mit dem Abdruck der zweyten Auflage vielleicht verzögern könnte; aus einer größern allgemein bekannten Ankündigung für Geschäftsmänner wird jedermann den Reichthum ihres Inhalts ermessen; sie umfaßt alles, was ist, was war, was seyn wird, mischt sich auch in keine Politik. Sie ist vorzüglich lehrreich für Leute, die viel Zeit übrig haben, wird besonders mancherley Exercitia enthalten, wozu sie einen eigenen Naturdichter angestellt hat. Sie erscheint . . . . . Der Preis . . ."

ironisch willkommen geheißen, — ein Seitenhieb, der freilich unklug und herausfordernd genug war. Erschienen ist die Ankündigung nach mancherlei Zensurscherereien[1]) erst Mitte Februar, d. h. zu einer Zeit, wo die Aufnahme von Beiträgen „aus alten Büchern in Herrlichkeit und innerem Leben wirklicher Geschichte“[2]) beschlossen war. Damit nahm naturnotwendig der märkische Edelmann wieder den alten Plan auf, das Nationalgefühl zu wecken und zu stärken, sah er doch wie Görres eine der Hauptursachen des politischen Zerfalls der Gegenwart „in dem Hochmut gegenüber früherer Geschichte“[3]). Als nach dem Eingehen der Zeitung der Rest der Auflage erschien unter dem Titel „Trösteinsamkeit[4]), alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte“, hat Arnim in dem an das Publikum gerichteten Vorwort, in dem er sich zuerst öffentlich als Herausgeber bekannte, noch einmal zum Ausdruck gebracht, was den eigentlichen Inhalt des Blattes ausmacht. So verschiedenartig auch die einzelnen Beiträge sind, sie alle wollen, wie das Wunderhorn, „die hohe Würde alles Gemeinsamen, Volksmäßigen darstellen“. Ergreifend wird dort auch dem Schmerz um das Unglück des Vaterlandes Ausdruck geliehen. Das Publikum habe jetzt nicht Zeit und Sinn für die Zeitung, da seine Gedanken ganz von der Not der Gegenwart erfüllt seien. „Deutschland, mein armes, armes Vaterland, und da liefen uns beiden, mir und dem Publikum, die Tränen von den Augen....“ In der Tat hat keine Romantikerzeitung, vielleicht mit Ausnahme von Kleists Abendblättern, so ernst den vaterländischen Sinn durch Ausgraben von altdeutschen Schätzen zu wecken gesucht, wie gerade die Einsiedlerzeitung[5]).

Lag bereits in der Wahl des Titels angedeutet, daß man nicht für die breite Masse schrieb, so verstand es sich bei den Anschauungen Arnims, der so oft gegen das Zeitungswesen gewettert hatte, von selbst, daß er etwas von dem Üblichen abweichendes schaffen wollte. Schon der Umstand, daß die Einsiedlerzeitung nicht als geschäftliches Unternehmen gedacht war, unterschied sie von den meisten Blättern. Arnim erklärte später, nie etwas für die Einsiedlerzeitung genommen, sondern manche Ausgabe gehabt zu haben[6]). Wenn der Dichter sich auch darüber nicht täuschte, daß er, um seiner Zeitschrift d e n Absatz zu sichern, der zu ihrem Bestehen unbedingt notwendig war, auch Unbedeutenderes mit einfließen lassen mußte[7]), so stand ihm von vornherein fest, daß man dem schlechten Geschmack des Publikums nicht schmeicheln, sondern „seinen schlummernden Witz“ durch „das Beste, was ich erlangen kann, statt des Schlechten der anderen Blätter“ anregen müsse[8]). Vor allem aber sollte die Einsiedlerzeitung eine Sonderstellung durch den Fortfall von Tagesneuigkeiten und zersetzender Kritik einnehmen, denn diese waren es, die das höchste künstlerische Ziel Arnims verhinderten: „die Erweckung und Erfrischung des unschuldigen, poetischen Sinnes, dessen unsre Zeit noch fähig ist“[9]). Nur da, wo die Kritik „Anerkennen, Scherz, Erläuterung des von uns durch

[1]) Darüber Steig in Euphorion 19, 229. [2]) Steig I, 238. [3]) H. J. IV$_2$, 1186. Vgl. Pfaff, 12. [4]) Das Wort „Trösteinsamkeit“ nimmt Arnim als eigene Erfindung in Anspruch. Steig III, 562. [5]) Walzel-Houben, Bibliographisches Repertorium I, 1904, S. XXIII. [6]) Schüddekopf-Walzel, 131. [7]) Steig I, 250. [8]) Steig I, 250, Pfaff, 7 f., Schüddekopf-Walzel, 128. [9]) H. J. I/V., Int.-Bl. VIII, 76.

Sprache und Zeit getrennten" ist[1]), soll sie gestattet sein. Auch literarische Notizen und Hypothesen sind willkommen[2]). Anfangs hatte Arnim sogar an die Aufnahme von Übersetzungen aus antiken Schriftstellern gedacht[3]). Ist dieser Plan auch nicht ausgeführt, so zeigt er doch, daß es Arnim in seinen altdeutschen Bestrebungen ebensowenig wie Görres an Achtung vor der Antike fehlte.

In die Polemik gegen das Morgenblatt ist Arnim, der wollte, daß man „von der elenden literarischen Parteiung" der Zeit in seinem Blatte nichts merke[4]), nur zögernd eingetreten. Wie sehr er anfangs die Entgegnungen als einen Fremdkörper in seinem Blatt empfand, zeigt sich schon darin, daß er sie zunächst in kleinem Druck gab oder auf den Umschlag verbannte. Die dauernden Angriffe brachten es dann mit sich, daß die „lustigen Beiträge" fast ausschließlich funkensprühende Hiebe auf die Gegner waren und immer umfangreicher wurden.

Die Einsiedlerzeitung erschien, von einer mehrere Wochen langen Unterbrechung[5]) abgesehen, zweimal wöchentlich vom 1. April bis Ende August. Schuld an dem schnellen Eingehen trug die geringe Verbreitung. Was geboten wurde, konnte freilich auch nur von einem kleinen Kreis geistig regsamer und ideal gesinnter Gemüter verständnisvoll aufgenommen werden. Arnim erschwerte den Absatz noch dadurch, daß er, wie Brentano gleich erkannte[6]), die ersten entscheidenden Nummern viel zu schwer anlegte. Aber auch die heftigen Angriffe des Morgenblattes, dessen Ansicht zu teilen der Durchschnittsphilister sich angelegen sein ließ, sowie Nachlässigkeiten Zimmers[7]) haben den Erfolg beeinträchtigt. So war schon im Mai[8]) das Weitererscheinen der Zeitschrift, von der bald darauf Brentano sagte[9]), es lese sie kein Mensch, in Frage gestellt, — ihr schließliches Eingehen scheint dann Arnim nicht sonderlich schmerzlich berührt zu haben.

Gewidmet war die Einsiedlerzeitung in versteckter Weise Goethe, indem am Schluß der ersten Nummer der Spruch: consiliis hominum pax non reparatur in orbe, den Goethe Arnim einst ins Stammbuch geschrieben hatte, wiedergegeben war. Auch sonst wird dem Meister mehrfach gehuldigt. So ermahnt Arnim im letzten Maiheft die Jugend, sich Trost und Kraft zu eigenem Werke bei dem „Gott im Menschenkleid", der „mehr als Menschenfreund" ist, zu suchen. Auch wird die „herrliche Erscheinung seiner sämtlichen Werke" angezeigt. Goethe hat denn auch der Einsiedlerzeitung ein warmes Interesse, das freilich im einzelnen nicht Tadel ausschloß, entgegengebracht[10]). Arnims Bitte, Beiträge einzusenden, ist Goethe indessen nicht nachgekommen, — er mochte fühlen, schon „bei dem Wunderhorn zu viel gesagt zu haben"[11]), wollte nicht in der unerquicklichen Fehde von einer Seite als Trumpf ausgespielt werden. Dafür konnte durch Bettinas Vermittlung eine zusammengezogene Jugendarbeit des Meisters[12]), die Zeder, veröffentlicht werden. Die Wiedergabe eines Bildes von Ludwig Tieck, das Ludwig Grimm als Ausdruck innerer Zusammengehörig-

[1]) Ebd.; ferner Holtei 1, 14. [2]) Steig III, 6. [3]) Steig III, 5. [4]) H. J. I/V, Int.-Bl. VIII, 76, vgl. auch Pfaff, 71 Anm. [5]) 30. Juli bis 27. August. [6]) Steig I, 253. [7]) Steig III, 14. [8]) Holtei I, 15. [9]) Steig, B. G. 19. [10]) Steig, G. G., 29. [11]) G. B. II, 376. [12]) Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt, 1910, S. 334 f.

keit radieren sollte[1]), ist leider, wie so vieles Geplante, nicht zustande gekommen.

Wenn wir nun die wichtigsten Beiträge herausheben, so sehen wir zunächst von den satirischen Beiträgen ab.

Von zeitgenössischen Dichtern kommt am meisten Arnim zu Worte. Im „freien Dichtergarten", der die ersten beiden Nummern füllt, macht er den zweifellos mißglückten Versuch, sein Programm poetisch einzukleiden. Die einleitende Allegorie ist vieldeutig[2]) und läßt die Ausdeutung des Morgenblattes keineswegs ganz unberechtigt erscheinen[3]). Die sich anschließenden schwerflüssigen und oft gesuchten „Stimmen", Selbstbescheidung, Frühling, Liebe, Tonkunst u. a. besingend, verlieren ganz die Beziehung zu der Allegorie und sind zufällig aneinander gereiht. Was Arnim sonst noch gab, einzelne Gedichte, das Gedankenspiel „Der Ring", den Briefwechsel eines Einsiedlers und einer Mohrin, sowie das „zusammengebaute" Quodlibet „Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen", in dem u. a. eine Reihe Arnimscher Gedichte durch einen wenig festgefügten Rahmen zusammengehalten werden, — das alles verdient heute nur noch ein historisches Interesse, ist trotz einzelner schöner Stellen oft gekünstelt, erdacht, unklar. Den einfachen Ausdruck unmittelbaren Gefühls finden wir ganz selten. Dagegen sind Brentanos drei Gedichte — Der Jäger und der Hirt, Die Einsiedlerin, Auf einem grünen Zweig — von persönlichem Leben durchpulst, wenn sie auch nicht an das Beste reichen, was der Dichter schuf. Voller ertönen die volkstümlichen Klänge Uhlands. Kerner, der auch Volkslieder zur Fortsetzung des Wunderhorns eingeschickt hatte, steuerte zwei Perlen seiner Lyrik bei (Zwei Särge, Abschied). Außerdem waren durch einzelne Gedichte u. a. die Schlegel[4]), Z. Werner, Hölderlin, Bettina[5]) vertreten. Unselbständige, z. T. wild überschäumende Reimereien stammten von Christian Schlosser und einigen Landshuter Studenten. Einer von diesen, Nepomuk Ringseis, fordert in einem Gedicht, das viel Staub aufgewirbelt hat[6]), Norddeutschland, die „kalte Brut . . der andern Zone" heraus auf den Bayrischen Sand und möchte das Firmament einreißen, um alles, was dem Drang der flammenheißen Brust entgegentritt, zu vernichten. Arnim wird sich über den jugendfrischen Enthusiasmus gefreut haben, ohne die Wertlosigkeit der Gedichte zu verkennen. Von Schiller waren Auszüge aus seinen Briefen an Sophie Mereau veröffentlicht, von Jean Paul ein Fragment aus der

[1]) Steig, B. G., 19. [2]) Der Grundgedanke scheint mir bei unbefangener Hingabe etwa der zu sein: Seit einiger Zeit gefallen sich die Dichter darin, des Volkes Beifall, der einem Werke erst Weihe, ja, Lebensberechtigung gibt, zu verachten, exklusiv für einen kleinen Kreis Höchstgebildeter zu schaffen. Doch die Mauer wird durch vier edle Rosse — die Romantiker mit ihren volkstümlichen Tendenzen — gesprengt, das Volk ergeht sich freudig in dem nun freien Dichtergarten, nachdem es den kranken König und seine Räte niedergetreten, d. h. wohl, jene Dichter endgültig abgetan hat. Die einzelnen im Garten ertönenden Stimmen sollen die volkstümlichen Bestrebungen der Romantiker andeuten. Arnims und Görres' ganz anderes besagenden Deutungen: Pfaff, 9. Schellberg II, 426 f. [3]) S. unten S. 98. [4]) Von Friedrich außer einem Gedicht drei metrische Übertragungen aus dem Indischen, dem im Druck befindlichen Werke über die Sprache und Weisheit der Indier entnommen. [5]) Euphorion, 19, 230. [6]) Pfaff, LXXVI.

„Friedenspredigt", deren Druck gerade damals bei Mohr und Zimmer vorbereitet wurde. Die Teilnahme der Heidelberger für die Stürmer und Dränger zeigt sich ebensosehr in der Herausgabe einiger Szenen aus Maler Müllers noch unbekanntem Schauspiel Golo und Genoveva, wie in dem Wiederdruck eines Abschnittes aus Hamanns Aesthetica in nuce.

Sehr zahlreich sind die Beiträge aus der Volksliteratur und der älteren Literatur überhaupt. Wohl die schönste Gabe ist das von Philipp Otto Runge aufgezeichnete, geheimnisvoll-schlichte Märchen vom Machandelboom, das später durch die Grimmschen Märchen allgemein bekannt geworden ist und Jakob als das Muster für ein treu erzähltes Märchen erschien[1]). Jakob Grimm teilte u. a. zwei Sagen[2]) von Glocken mit und die Erzählung vom Golem, die Arnim später in seiner Novelle Isabella von Ägypten verwertet hat. Von Wilhelm sind dänische, von Henriette Schubert, der Schwester Sophie Mereaus, schottische Balladen übersetzt. Von weiteren Beiträgen seien genannt: Bruchstücke aus dem von Tieck aufgefundenen und leise überarbeiteten König Rother, der längst vergessen war, ein Minnelied, von Docen mitgeteilt, die Legende von Sante Ottilien aus Königshofens Straßburgischen Chronik, Proben aus Erasmus, Kaisersberg, Böhme, Veriphantors Betrogenem Frontalbo[3]) usw.

Besonders aber ist Brentanos wundervolle, den schlichten Chronikenstil treffende Übersetzung „Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix" hervorzuheben, die die Quelle, Froissarts Chronik, erst wieder bekanntgemacht hat. Auch zwei Übersetzungen aus dem Italienischen rühren von Brentano her.

Ergänzt werden diese Proben alter Dichtungen durch einige Kupferstiche, die meist Ludwig Grimm nach alten deutschen Bildern anfertigte. Sie sollten offenbar nicht einfach nur als Schmuck dienen, sondern ältere vergessene Werke wieder bekanntmachen[4]), hatten doch die Freunde längst in ihr Programm, alte volkstümliche Kunst zu neuem Leben zu erwecken, „Nachstiche alter Holzschnitte und Landschaften" einbeschlossen[5]). Arnims Aufforderung an Runge, die Zeitschrift durch eigene zeichnerische Erfindungen zu bereichern, ist dieser leider nicht nachgekommen[6]).

Wenden wir uns nun den „literarischen Hypothesen" zu.

Görres'[7]) breitangelegter Nibelungenaufsatz ist so wirr, die Bildersprache so uneindeutig, daß ihn schon die Freunde verschieden auslegten. Görres bezeugt wieder seine ungeheure Belesenheit und seine Kombinationsgabe, die zwar viel Unhaltbares, aber auch manchen neuen Gesichtspunkt bringt. So hat er zuerst dargetan, daß in der Heldensage ein Keim liegt, der über die Völkerwanderung hinaus zu datieren ist und letzten Grundes auf den aus der asiatischen Urheimat stammenden Urmythos zurückgeht. Auch über den Austausch der Sagen Deutschlands und des Nordens spricht er, freilich in vager Form, und indem er die allerdings unhaltbare Behauptung ausspricht, daß der Thidrekssaga ein

[1]) Steig, B. G., 167. [2]) Görres suchte der Zeitschrift weitere Sagen zu verschaffen. G. B. I, 506. [3]) Steig, G. G., 26 f. [4]) H. J. I/V., Int.-Bl. VIII, 77. [5]) Steig I, 151. [6]) Phil. O. Runge, Hinterlassene Schriften, 1841. I, 185, II, 362. [7]) Jos. Körner, Nibelungenforschungen der deutschen Romantik. (Unters. z. neueren Sprach- u. Literaturgeschichte. N. F. IX.) Leipzig, 1911, S. 90 ff.

großes Gedicht zugrunde liegt, in dem die Nibelungen nur ein Gesang gewesen sind, während Trümmer der anderen im Heldenbuch oder sonstwo erhalten sind, gibt er eine Hypothese, die einige Ähnlichkeit mit der Holtzmannschen Verkürzungstheorie hat. So verschieden der ein breites Publikum schwerlich fesselnde Aufsatz auch bewertet werden mag, auf einzelne, wie auf die Brüder Grimm und auf Dobeneck[1]) hat er zweifellos anregend und fördernd gewirkt.

In einer Anmerkung[2]) verheißt Arnim noch von zwei Gelehrten Abhandlungen über die Nibelungen. Aber Tieck hat den erbetenen Auszug aus seinen Nibelungenforschungen nicht geschickt, und als Wilhelm Grimms „Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen" vollendet war, hatte die Einsiedlerzeitung bereits ihr kurzes Leben beschlossen. Wilhelms Arbeit ist dann in den Studien erschienen. Dafür konnte Arnims Zeitung aus der Feder Jakobs „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten", bringen. Der ganz im romantischen Denken wurzelnde Aufsatz, der freilich im wesentlichen nur das wiederholt, was Jakob in Aretins Neuem literarischen Anzeiger bereits 1807 gesagt hatte, zeigt schon im ganzen die späteren Anschauungen über Sagen und Naturpoesie. Ursprünglich seien Poesie und Geschichte „in einem und demselben Fluß" dahingeströmt, bis mit dem Umgreifen der Bildung beide sich schieden und die Poesie, also auch die Sage, sich in das Volk geflüchtet hat, in dessen Mitte sie nie untergegangen ist. In ihr hat das Volk seinen Glauben von der Natur der Dinge niedergelegt, und trotz aller Unbestimmtheit liegt in ihr eine innere Wahrheit, die der äußeren, durch Urkunden, Diplome, Chroniken vermittelten, ebenbürtig zur Seite steht. Eingangs wird kurz die epische, sich selbst dichtende Naturpoesie der dramatischen Kunstpoesie entgegengestellt. Beide sind innerlich verschieden und können nicht gleichzeitig sein, was Arnim in einer Anmerkung bezweifelt. In ihrem Briefwechsel haben dann später die Freunde noch viel über diesen Gegensatz gestritten.

Durch die beiden Beiträge Görres' und Grimms bekommt die Einsiedlerzeitung einen wissenschaftlichen Einschlag. Daß sie trotzdem bei den wenigen Gutgesinnten Begeisterung hervorrief und nicht einfach kühl als interessanter Raritätenkasten angestaunt wurde, beweist der bekannte trunkene Brief der Landshuter Studenten[3]), die sogar beabsichtigten, eine Art Fortsetzung unter dem Namen „Jugendblätter" herauszugeben[4]), ein Plan, der indessen nicht ausgeführt werden konnte. Eine extensive Wirkung hat indessen die Einsiedlerzeitung auch in Buchform nicht erlangt. Auf einer Auktion konnte sie Jakob Grimm 1809 für bare sieben Groschen erstehen[5]).

Die historische Bedeutung der Einsiedlerzeitung liegt vor allem in dem, was sie für die Wiedererweckung altdeutscher Dichtung geleistet hat. Man kann sie immerhin wegen der Abhandlungen Jakob Grimms und Görres',

[1]) In Dobenecks „Des deutschen Mittelalters Volksglaube und Heroensagen, 1815 werden Görres' Ausführungen (S. 228) als „begeistert und begeisternd" gerühmt. [2]) Pfaff, 43. [3]) G. B. II, 31. [4]) Reichel, 98, auch Steig, B. G., 35. [5]) Briefwechsel zwischen J. u. W. Grimm aus der Jugendzeit, S. 122.

sowie wegen des Ausgrabens von Vergessenem oder wenig Bekanntem eine Vorläuferin der germanistischen Zeitschriften nennen, muß sich aber bewußt bleiben, daß der Geist, in dem Arnim die Einsiedlerzeitung herausgab, von echter Wissenschaftlichkeit weit entfernt war. Bei dem willkürlichen Schalten mit den Volksliedern konnte noch deren natürliche Veränderlichkeit eine Art Rechtstitel geben. Wenn Arnim aber den Text aus Hamanns Aesthetica oder Friedrich Schlegels Übertragungen aus dem Indischen verändert oder ungenau wiedergibt, so fehlen ihm offenbar die primitivsten Voraussetzungen des Philologen. Ihm war es lieber, wenn ein ehrlicher Schmied die Dichtungen auf seine Weise begriffe, als daß sie von tausend Gelehrten wegen der Geschichte der Poesie durchblättert würden[1]).

Bei dieser reingenießenden Einstellung bleibt es befremdlich, wie er überhaupt wissenschaftliche Beiträge aufnehmen konnte. Er, der später nie wirkliches Verständnis für die großartigen Leistungen Jakob Grimms gewann, der 1810 gestand, der Verfasser und die Entstehung des Nibelungenliedes seien ihm ganz gleichgültig[2]), läßt in seiner Zeitschrift — einen umfangreichen Aufsatz über die Nibelungen erscheinen. Man geht wohl nicht fern, wenn man dies Zugeständnis auf den Umgang mit den Brüdern Grimm, mit Creuzer, Görres u. a. zurückführt. Wie wenig Arnim dabei an einer wissenschaftlichen Erkenntnis um ihrer selbst willen lag, zeigt die seltsame Anmerkung zu Görres' Aufsatz. Die alte Poesie soll darum möglichst durchforscht werden, „damit künftige Bearbeiter dieser Gedichte sich unbesorgt ihrer Erfindung überlassen dürfen"[3]).

Es bleibt uns nun übrig, die satirischen Beiträge und die Literaturkämpfe zu besprechen.

Um die Erbitterung des Morgenblattes zu verstehen, ist zu bedenken, daß man in der Einsiedlerzeitung vor allem Görres, das Haupt der Achtzehner, den Verführer der akademischen Jugend, den Mystiker und Naturphilosophen zu treffen glaubte. Beim ersten anonymen Angriff auf Arnims Zeitschrift, der am 7. März die „Ankündigung" gezwungen ironisierte, mutmaßte man, daß „die Gesellschaft Herausgeber", mit der Arnim seine Ankündigung unterzeichnet hatte, aus zwei Personen bestände; natürlich waren Arnim und Görres gemeint[4]), da ja Brentano damals noch weit von Heidelberg war. Darauf antwortete Arnim übermütig in einer „Widerlegung" in der „Zeitung für die elegante Welt"[5]), es seien ein Vater mit sieben harmlosen Jungen die einzigen Herausgeber. Daß nur Görres der „Vater" sein könnte, stand für das Morgenblatt fest[6]). Zunächst suchte nun Arnim in maßvoller Weise das Morgenblatt zur Selbstbesinnung zu bringen, — umsonst[7]). Am 3. Mai folgt eine hämische Besprechung der Einsiedlerzeitung: Die Auslegung von Arnims Dichtergarten — die moderne Poesie habe der älteren den Hals gebrochen — ist bei aller Übertreibung verständlich und die Tiecksche Bearbeitung des Rother, die man bewitzelte, wurde auch von Brentano und den Brüdern Grimm abgelehnt[8]). Aber die

[1]) Pfaff, 173. [2]) Steig III, 76. [3]) Pfaff, 43. [4]) Steig II, 110. [5]) 25. März, Int.-Bl. 15. [6]) Vgl. Morgenblatt: 30. April. Schüddekopf-Walzel, 126. Steig II, 185. Dillers, 78, auch N. H. J. X, 136. [7]) Pfaff, 31. (9. April.) [8]) Steig I, 251. Arnims entrüstete Zurückweisung dieses Angriffes auf Tieck: Pfaff, 128.

gemeinplätzlichen Bemerkungen zu Görres' Nibelungenaufsatz zeigen die wissenschaftliche Unschuld des Verfassers, und die Sticheleien auf die kleine Schrift von Brentanos Gedicht bezeugen kleinliche Freude am Reiben um jeden Preis. Die Rezension stammt bestimmt aus dem VoßischenKreis, wahrscheinlich von Michaelis. Zwar ist sie nicht unterzeichnet, doch bildet sie die Fortsetzung zu dem in der vorigen Nummer begonnenen Aufsatz „Heidelberger Zeitschriften". Der erste Teil aber ist mit dem Zeichen §... A... versehen, welches wir auch unter dem von Michaelis[1]) herrührenden Artikel „Über klassische und romantische Poesie" in Nr. 55 finden. Denkbar wäre freilich, daß Michaelis mit einem seiner Freunde, etwa mit Schreiber oder Heinrich Voß, eine Art Arbeitsteilung vorgenommen hat, so daß ihm nur die erste Hälfte, die Besprechung des „Rheinischen Boten" zuzuerteilen wäre.

Sporenklirrend tritt nun Görres auf dem Umschlag des Maiheftes in die Schranken. Zunächst wird Reinbeck, der falsche und gestäupte Berichterstatter, sowie die ganze kläffende Meute, „die ein berühmter Hundeliebhaber — Voß — mit den Brosamen seines Tisches füttert", gezüchtigt. Jene Besprechung der Einsiedlerzeitung wird nur nebenbei erwähnt. Indem dann Görres aus dem früheren Angriff gegen sich und andere Dozenten[2]) den Hohn auf die Architektur, die gefrorene Musik ist, aufgreift, gibt er eine durch ein phantastisches Bild veranschaulichte und mit virtuoser Geschicklichkeit durchgeführte Topographie des musikerstarrten Heidelberg. Die Berge sind gefrorene himmlische Gesänge, wo rauhe, wilde Klippen sind, hat der Teufel hingebrüllt, das Schloß ist aus Opern und Operetten erbaut usw. Gegenüber den stets am Einzelnen haftenden, gezwungenen Angriffen des Morgenblattes ist diese großzügig-überlegene Satire wahrhaft herzbefreiend. Von den Gegnern wurde sie zunächst ignoriert. Dafür werden die kleinen Mittelchen fortgesetzt. Man hakt an einzelne Sätze, denen man einen willkürlichen Sinn unterlegt, triumphiert über den geringen Absatz[3]), empört sich über Unflätereien[4]), — in einem Gespräch der Einsiedlerzeitung, dessen ungenannter Verfasser — Erasmus war, standen nämlich ein paar Derbheiten, wie sie im 16. Jahrhundert üblich waren. In Nr. 22[5]) der Einsiedlerzeitung beginnt dann Brentanos launige, nur gar zu lange und bunte Geschichte des Bärenhäuters, die Jean Paul ein „Meisterwerk und Meisteressen und Leckerbissen"[6]) nennt, obwohl er sich selbst, wohl mit Unrecht, getroffen fühlte. Unter unbefangener, oft wörtlicher Benutzung von Motiven aus Grimmelshausen, Hans Sachs, Jakob Frey u. a.[7]) werden in glücklich getroffenem Tone der Volksbücher die Irrfahrten des Bärenhäuters erzählt, der schließlich einen siebenjährigen Vertrag mit dem Teufel schließt. Mit dem Auftreten des edlen Herrn Messalina Cottas und seinen drei Töchtern Kuzbutzia, Dykia Merkelia, Eudoxia Rinbeckia beginnt dann die Satire voll burlesken Humors. Zum Glück erfährt der Bärenhäuter noch rechtzeitig, daß Eudoxia Rinbeckia, die er heiraten will, seine Schwester ist. Seiner Sünde sich bewußt, zieht er sich als Einsiedler in eine Höhle zurück, seine gelehrte Tiergesellschaft

[1]) S. oben 81. [2]) In Nr. 61. [3]) Nr. 125: 25. Mai. 156: 30. Juni. [4]) 142: 14. Juni. [5]) 15. Juni. [6]) Zimmer, 300. [7]) S. Brentanos Werke. Bibliogr. Institut, Bd. 3, S. 50 ff.

STUDENTEN BÜCHEREI HEIDELBERG

Eudoxia und Cotta hinterlassend. Dieser gründet, um die Gesellschaft nutzbar zu verwenden, eine Zeitschrift — „Der süße breite Gänsefuß". Die beigegebene Zeichnung stellt dar, wie Eudoxia mit den Tieren sich vergeblich bemüht, den Einsiedler in das väterliche Haus zurückzuführen. In der einen Ecke hält ein Froschhund das Gänsefußblatt in der Hand, das die Nummer 61 trägt. Das ging sicher auf denselben gegen die Heidelberger Dozenten gerichteten Artikel des Morgenblattes, der Görres zu seiner Satire auf dem Maiumschlag angeregt hatte. Abgesehen von der Zeitungsgründung dürfte allenfalls noch der Neid der Schwestern auf das Glück Eudoxias, sowie das Charakterbild Cottas, der sich für sehr uneigennützig hält, dennoch aber nur seinen Vorteil sucht, als boshafte Anspielungen aufzufassen sein. Von der Philistersatire des Bogs ist soviel wie nichts zu merken. Es machte Brentano offenbar Spaß, einfach die Gegner in allerlei phantastische Erlebnisse zu verstricken und so zum besten zu haben. Auf einen bestimmten Angriff wird überhaupt nicht Bezug genommen, abgesehen von der erwähnten Bildnummer.

Gleich nach dem Bärenhäuter folgte „die Sonettenschlacht bei Eichstädt"[1]), die sich gegen eine durch vier Nummern hinziehende Abhandlung in Eichstädts Jenaer Literaturzeitung[2]) wendet, in der Voß bei Besprechung von Bürgers Sonetten, welche ihm als Frucht versiegender Kraft des Dichters erscheinen, unter einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit und mit blindem Eifer das Sonett als „grillenhafte Reimkünstelei" nachzuweisen sucht. Der Schluß wendet sich unmittelbar gegen die Romantiker, an die ja letzten Grundes die ganze Rezension gerichtet war. Auch das Morgenblatt hatte eben getobt gegen die „sonettschmiedenden Kunstjüngerlein", das „Gauklervölkchen", das in seinen Blättern die plattesten Gemeinheiten und pöbelhaftesten Äußerungen erscheinen zu lassen schamlos genug ist und durch sein Unwesen den deutschen Namen schändet[3]). Aus diesen Poltereien glaubt man Voß zu hören, der schon am 8. März Goethe vor der „Unform aller Troubaduren" warnt. Doch dürfte der direkte Schreiber Michaelis sein, — ihm, dem Lehrer der französischen Literatur, lag es wohl allein nah, seine Angriffe gegen die Romantiker mit der Erzählung von dem altfranzösischen Dichter Philipp Desportes zu verbinden. In der Einsiedlerzeitung erzählt nun Görres kurz, überlegen, zielsicher, wie in viertägigem Gemetzel, das nur dem bethlehemitischen Kindermord verglichen werden könne, die Nation der Sonette, die Tieckische, von den antikischen Verslern ausgerottet wurde mit Stumpf und Stiel, bis auf ein armes Waisenkind, das zitternd vom Schlachtfeld fortgelaufen und glücklich durch die Vorposten gekommen ist. Über das Schicksal dieses Klingding, das schließlich mit einem Einsiedler, d. h. mit einem Romantiker, eine Schar neuer Sonette zeugt, berichtet weit weniger glücklich die folgende Szene Brentanos[4]) „Der Einsiedler und das Klingding nach der Schlacht bei Eichstädt," in die in ergötzlicher Weise ein schon 1806 entstandenes griechisches Sonett von Böckh eingeflochten ist. Später, in der Beilage zur Einsiedlerzeitung, hat Arnim nicht eben gelungen und kurzweilig in 93 Sonetten „die Geschichte des Herrn Sonet und des Fräuleins Sonete,

[1]) 29. Juni. [2]) 1808, Nr. 128 bis 131. [3]) 146: 18. Juni. [4]) Steig II, 164.

des Herrn Ottav und des Fräuleins Terzine" erzählt. Die wirren, spielerisch hingeworfenen Schicksale der personifizierten Versmaße lassen kaum einen durchgehenden Grundgedanken erkennen, auch hat Arnim sicher manches vorher entstandene, also in keinem Zusammenhang zur Fehde stehende Sonett eingefügt. Nur in den, den meisten Sonetten folgenden Rezensentenbemerkungen, bei denen vielfach Voßens Bürgerrezension benutzt ist, kommt die Beziehung zur Fehde zum Ausdruck. Übrigens hat Arnim in zunächst gar nicht auf Satire angelegten Stücken kleine Stiche ausgeteilt. So wird Voß im Rahmen des Scherzenden Gemisch als „ärmlicher eleganter Mensch"[1]) verspottet, der sich als ein Heide von der alten griechischen Rasse ausgibt und eine Kollekte für einen heidnischen Zentraltempel für ganz Deutschland sammelt.

Natürlich mußte dem Morgenblatt, ebenso wie der Jenaer Literaturzeitung[2]), jeder Bundesgenosse willkommen sein, — kein Wunder, daß sie überschwenglich eine selbständig als Buch erschienene Streitschrift gegen die Romantiker, die „divina comoedia, mit drei Vorreden von Peter Hammer, Jean Paul und dem Herausgeber" begrüßt[3]). Als Verfasser ist nun zweifelsfrei Alois Schreiber nachgewiesen[4]). Die Vorreden, dramatischen Szenen und die Sammlung „Des Dichters Küchengarten", in der Romantikergedichte und Parodien dazu enthalten sind, ziehen geschickter als es je geschehen ist gegen alles zu Felde, was den Antiromantikern zuwider war, gegen das Sonett, die Freude an wagehalsigen Paradoxen, das als Tollhäuslerei erscheinende Schwelgen in mystischen Tiefen, zumal die naturphilosophischen und indischen Spekulationen, die katholisierende Tendenz und sittliche Freigeisterei. Vor allem ist es auf die Heidelberger, übrigens einschließlich Isidors, abgesehen und besonders Görres ist ein Gegenstand immer neuen Hohnes. Manche Stellen, zumal die Szene, wo Jupiter die Leipziger Messe besucht und sich an dem romantischen Modetreiben ärgert — in der Gestalt des Oktavian Hornwunder glaubte sich Arnim[5]) getroffen —, sind geradezu geistreich und belustigen noch heute. Die gründliche Vertrautheit mit der romantischen Literatur offenbart sich überall.

Die Gegner blieben die Antwort nicht schuldig. In der Schlußabrechnung der Einsiedlerzeitung, „Des Dichters Krönung, eine dramatische Idylle", läßt Görres, über dessen Peter Hammer am 4. Juli im Morgenblatt arg hergefallen war, noch einmal das Brillantfeuerwerk seines Geistes aufsteigen, indem er vor allem Voß verhöhnte, den er für einen Mitverfasser der Divina comoedia hielt. Voran geht der Idylle eine allegorische Zeichnung, die eine wohl den aufgeklärten Philister vorstellende Gestalt zeigt, welche auf den Genius der Poesie den Pfeil anlegt. Über diese kleine, von drei Wänden eingerahmte Szene blickt Voßens wohlgetroffener karikierter Kopf weg, wie er den Pfeifendampf ausstößt, in den geschrieben ist: War einst ein Riese Goliath, ein gar gefährlich Mann. Durch dieses Bild scheint der alte Herr sich ganz besonders verletzt gefühlt zu haben[6]). Den

[1]) Pfaff, 319; vgl. 235 und 236, Anm.; 262; auch 245. [2]) 1809, Nr. 13, vgl. 1808, Int.-Bl. 67. [3]) 1808, Nr. 192 f. [4]) Durch Franz Schneider, N. H. J. XVIII, 57. [5]) Schüddekopf-Walzel, 131. [6]) Kloß, 173.

Inhalt der Idylle bilden die vergebliche, mit höhnischem Gelächter aufgenommene Beschießung des Karfunkelbergs der Romantiker von der Hohen Warte des hyperboriſchen Horribilifribifax Voß, deſſen wunderlichen Ehrungen durch die verſammelten Tiere und das ſich anſchließende opulente Mahl — ein Hieb auf die zahlreichen Eſſereien in Voßens Dichtungen. Die glänzende dramatiſche Szene mußte den Angegriffenen um ſo mehr ſchmerzen, als der Dialog mit verblüffender Geſchicklichkeit von Zitaten aus Voßens Werken durchflochten war. Auch auf den Voßiſchen Anhang wird unzweideutig angeſpielt. Das Geſchütz richtet der Adebar Meſſalinus Cotta, der Affe Rindsbock iſt Diener im Hauſe des Horribilifribifax und die Gänſe, die mit den Hunden und Unken zur Feier kommen, werden von der Martensgans geführt. Mit Iſac und Töffel, die den Lorbeerkranz überreichen, iſt wohl auf den Juden Michaelis und Schreiber gezielt. Am Schluß ſpricht Görres in der Maske Peter Hammers das Leitmotiv für alle ſatiriſchen Beiträge in der Einſiedlerzeitung aus: „Will das Alter, daß mans ehre, ſo ſeys auch, wie ſichs dem Alter ziemt, ernſt und würdig und vor allem liebreich, mild; wills aber die ſchlaffen Sehnen unbeſonnen noch zum Kampfe gürten, hohnecks raſchere Jugend unverſtändig, dann nehm's auch was abfällt ruhig hin. Drum werdet künftig klug, ... man wird achten wieder dann an euch, was achtbar iſt, jetzt belacht man, was belachbar". Damit ſchließt die Zeitung für Einſiedler.

Gewiß, zum Satiriker war der ſchwerflüſſige Arnim nicht geſchaffen; entweder geht ihm ſein ſittliches Pathos durch oder er verliert ſich in gezwungenen Geiſtreicheleien. Dagegen ſind Görres' Beiträge ſo abgerundet und voll überſchäumender Phantaſie, zeugen von ſo viel loſem Witz und unerbittlicher Schärfe, daß ſich ihnen in ihrer Art wenig zur Seite ſtellen läßt. Aber auch Brentanos ſatiriſche Ader offenbart ſich im Bärenhäuter glücklich. Darum ſoll nicht geleugnet werden, daß die polemiſchen Abſchnitte die einheitliche Stimmung der Zeitſchrift durchbrechen und im Rahmen des Ganzen etwas Fremdes bleiben. Wer die Einſiedlerzeitung aber heute ohne wiſſenſchaftliche Abſichten durchblättert, wird zweifellos, während ihm ſonſt manches Veraltete und — Langweilige aufſtößt, ganz beſonders von einigen der Satiren gefeſſelt, aus denen uns das übermütige Lachen der Freunde entgegenzuſchallen ſcheint.

Die Satiren ſind aus derſelben Geſinnung hervorgegangen und wollen denſelben Geiſt treffen wie der Uhrmacher Bogs. Aber während im Bogs das Hauptgewicht in der Zeichnung des Philiſtertypus liegt, tritt in der Einſiedlerzeitung das Ideelle einigermaßen hinter der Anſpielung auf beſondere perſönliche Beziehungen, auf das Zuſammenhalten der Voßiſchen Clique und ihr Verhältnis zum Morgenblatt, ihre blinde Kampfwütigkeit gegenüber übermütigſtem Gelächter zurück.

Der Fortgang der Romantiker brachte keineswegs ein Aufhören der Angriffe. Daß das Morgenblatt es ſich nicht entgehen ließ, ſeine Gloſſen auf das Hinſcheiden der Einſiedlerzeitung zu machen[1]) und ihr Erſcheinen in Buchform zu bewitzeln[2]), daß in ihm triumphierend feſtgeſtellt wurde, Görres ſei mit ſeinen Mutmaßungen über die Verfaſſer der divina comoedia

[1]) Nr. 236. [2]) Nr. 276.

auf dem Holzweg[1]), ist verständlich und braucht ihm nicht weiter vorgeworfen zu werden. Dann aber holt Voß zu einem Hauptschlag aus und trifft dabei besonders Arnim im Innersten. Schon am 8. November waren die Kinderlieder des Wunderhorns in ziemlich ödem Gereimsel lächerlich gemacht. Nun, in den Nummern vom 25./26. November, gibt der Eutiner Schulmeister ein groteskes Wörterbuch von geradezu beleidigenden Schimpfreden. Goethes zu nachsichtige Wunderhornrezension sei von der „geheuchelten Einfaltsmiene" der Herausgeber erschlichen, in Wahrheit sei die Sammlung, oder wenigstens der zweite und dritte Band, „ein heilloser Mischmasch von allerlei butzigen, trutzigen, schmutzigen, nichtsnutzigen Gassenhauern, samt einigen abgestandenen Kirchenhauern". Ja, Voß wirft den willkürlich ändernden Herausgebern geradezu Betrug, forgery, vor, redet von einem „zusammengeschaufelten Wust voll mutwilliger Verfälschungen, sogar mit untergeschobenem Machwerk". Dann werden einige allerdings wenig glückliche „Kirchenhauer" herausgegriffen und in derbster Weise heruntergemacht. Dabei zeigt sich, daß der letzte aus dem Wunderhorn zitierte Vers von dem gegen „Fälschungen" Eifernden zur Erhöhung einer billigen Pointe geändert ist[2]). Den Schluß bildet die frivole Umdichtung eines Kirchenliedes, das die „anhündelnde Zudringlichkeit" der Romantiker gegen ihren „Herrgott" Goethe verspottet. Auch die Heidelberger Jahrbücher bekommen bereits einen Hieb, daß sie den „Verfälscher" Arnim unter ihren Mitarbeitern duldeten.

Arnim antwortete zornbebend in der Jenaer Literaturzeitung[3]), verweist auf die Ankündigung des Wunderhorns in der Jenaer Literaturzeitung[4]), in der die Lieder „von uns gesammelt, geordnet und ergänzt" hingestellt sind, erinnert auch daran, daß er selbst über die Ergänzungen mit Voß gesprächsweise gestritten, aus ihnen also nie ein Hehl gemacht habe und weist dem alten Herrn einen Schnitzer nach. Dann verlangt er binnen sechs Wochen Zurücknahme der ehrenrührigen Beschuldigungen, andernfalls erfolge gerichtliche Klage[5]). Eichstädt hatte Arnims Zeilen noch vor dem Druck an Voß gesandt, so daß gleich die nächste Nummer die Antwort brachte. Nicht ohne Recht wirft Voß vor, warum in einer verlorenen Anzeige und nicht unmittelbar über den ergänzten Fragmenten selbst auf die Ergänzungen hingewiesen sei? Wodurch aber seien die willkürlichen Umarbeitungen anderer Art, vor allem „die unredliche Einschwärzung ganz eigenen Machwerkes" zu beschönigen? Darauf fordert Arnim am 15. Februar[6]) auf, „ein Lied anzuzeigen, dem kein älteres Fragment oder Sage zugrunde liegt oder eine Änderung, für die ich keinen Grund anzugeben wüßte, aus höherer Kritik oder allgemeiner Verständlichkeit". Diese Antwort war letzten Grundes nichts anderes als die Verteidigung subjektiver Willkür und die Forderung, ganz Eigenes nachzuweisen, war nicht einer direkten Ableugnung gleichbedeutend, — schon von der Hagen hat das ausgesprochen[7]). Zweifellos aber war die Auf-

[1]) Int.-Bl. 21. [2]) Vgl. Grisebach, 792. (statt „solche Dinge" schreibt Voß „schnöde Dinge"). [3]) 1809, Int.-Bl. 3. [4]) 1805, Int.-Bl. 6. [5]) Die Aufnahme von Arnims Gegenerklärung in den Heidelbergischen Jahrbüchern hatte Creuzer nicht durchsetzen können. A. H. J. XI, 194. [6]) Int.-Bl. 13. [7]) J. L. Z. 1810, Nr. 35.

forderung ein geschickter Schachzug; Arnim wußte, wie schwer es für Voß sein müßte, die Inkonsequenzen im einzelnen anzugeben. Selbst Jakob Grimm getraute es sich nicht zu, dies zu tun[1]). Auch Brentano gab nun eine stark ironisch gefärbte Erklärung ab, die indessen kein neues Moment brachte[2]). Außerdem kündigte er, in der Hoffnung, dadurch die Kritik zu entwaffnen und so die Verbreitung des Wunderhorns zu fördern, „eine gedrängte Geschichte der Volkslieder mit möglicher Zeitbestimmung, wie auch eine Kritik der echten und zweifelhaften Stücke unsrer Sammlung" an[3]). Damit griff Brentano einen alten Plan auf, den Arnim schon bei der gemeinsamen Arbeit am Wunderhorn bekämpft hatte[4]). Aber als die Brüder Grimm, ohne deren Hilfe Brentano seine Absicht nicht ausführen konnte, den Vorschlag mit guten Gründen zurückwiesen[5]), mußte der Dichter seinen Wunsch wohl oder übel aufgeben[6]).

Arnims Aufforderung vom 15. Februar kommt Voß, ohne auf sie Bezug zu nehmen, am 9. Oktober 1809 im Morgenblatt nach: auf Grund des mitgeteilten Briefwechsels von Bürger und Boie über die Lenore will er zeigen, daß das Lied „Lenore" im Wunderhorn entgegen der über ihm stehenden Notiz nicht als Anregung für Bürgers berühmte Ballade in Betracht komme, vielmehr unecht und modern sei[7]). Als noch weitergehend von Justi 1811 in einer Rezension von Jördens Lexikon[8]) behauptet wurde, das Lied sei geradezu Bürgers Gedicht nachgebildet, ergriff Arnim[9]) noch einmal das Wort, um den Rezensenten aufzufordern, für seine Behauptung Beweise zu erbringen. Die Antwort Justis folgte unmittelbar und suchte die frühere Behauptung zu stützen, ohne daß die Argumente durchschlagend waren.

Nebenbei liefen in den Jahren nach dem Fortgang der Einsiedler von Heidelberg zahlreiche andere Ausfälle, die fast durchweg aus dem Cottaschen Verlage hervorgingen. Von den damals beliebten Karten-Almanachen, die 1807 bis 1811 erschienen, sind die Jahrgänge 1809 und 1810 von zahlreichen mehr oder minder versteckten Spitzen gegen die Heidelberger durchsetzt[10]). Bedeutsamer war der im Herbst 1809 erschienene „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker auf das Jahr der Gnade 1810. Herausgegeben von Baggesen." Baggesen hat nie eine persönliche Differenz mit den Einsiedlern gehabt. Als er in der zweiten Hälfte des Oktober 1808 zuerst in Heidelberg eintraf, waren Brentano und Görres bereits fort und Arnim, der den Dänen wahrscheinlich schon in Paris kennengelernt hatte, sprach ihn trotz seiner engen Verbindung mit dem Voßischen Kreise[11]). Die gegen

[1]) Steig, B. G., 42. [2]) Int.-Bl. 18. (4. März 09), vgl. N. H. J. XI, 197. [3]) J. L. Z. 09, Nr. 19; Morgenblatt 09, Int.-Bl. 4; H. J. II, 5, Int.-Bl. VIII. [4]) S. S. 42 oben. [5]) Steig, B. G., 37. [6]) Arnims und Brentanos spätere Ankündigung eines vierten Bandes des Wunderhorns mit literarischen Anmerkungen (J. L. Z. 1810, Int.-Bl. 21; H. J. III, 5_2, Int.-Bl. XI), war nur ein taktisches Scheinmanöver, um v. d. Hagens sachlich scharfen Angriffen in der J. L. Z. zu begegnen, vgl. Steig III, 56. [7]) Vgl. auch Wilhelm Grimm: H. J. 1811, S. 143. [8]) H. J. 1811, S. 736. [9]) Int.-Bl. XXI der H. J. 1811, vgl. auch N. H. J. VI, 93/96. [10]) Steig in N. H. J. X, 172 f. Jahrgang 1810 wurde von Reinbeck herausgegeben. [11]) Steig II, 214, Friedrich Schulze, die Gräfin Dolores. Probefahrten, Bd. 2, Leipzig, 1904, S. 94, 49.

die ältere Romantik gerichtete, von Zimmer, wie erwähnt, zurückgewiesene Schmähschrift „Der vollendete Faust" wird nach dem ersten Heidelberger Besuch geschrieben sein. Über die Entstehung des Karfunkel-Almanachs berichtet Heinrich Voß[1]): „Als er — Baggesen — zuletzt hier war — es war Ende März-April 1809 —, beschäftigten wir uns viel mit bouts-rimés — nämlich Baggesen, Schreiber, Martens und ich. Es war unser Spiel abends nach Tische, Sonette nach Endreimen zu dichten und aufgegebenem Inhalt — wer zuerst fertig war, wurde Sieger genannt. . . ." Also, das Sonett wird parodiert, indem dargetan wird, wie fabelhaft leicht und schnell sich in seine Form jeder Inhalt gießen läßt, das Lob des Korkziehers oder die Liebesgeschichte von Eiszapf und Frostblume so gut wie unmittelbare Verunglimpfung der Romantiker, vor allem natürlich der Heidelberger, Isidorus eingenommen. Vervollständigt wird das in acht Tagen zusammengedrechselte Pamphlet von 142 Sonetten durch ironische Anmerkungen und einen witzigen Rahmen, in dem uns über den Zusammenschluß der Freunde zur Begründung der Sonettenfabrik, ihre Arbeit und Anschauungen berichtet wird.

Das Buch ist ungleich unterhaltender und treffsicherer als etwa Arnims Polemik in der Beilage der Einsiedlerzeitung. Aber schließlich ermüdet dort wie hier das Zuviel. Übrigens hätte Heinrich Voß das gelungene Gesellschaftsspiel, das „unter unmäßigem Lachen" zustande gekommen ist und sicher zunächst nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, lieber ungedruckt gesehen und war froh, daß das Titelblatt nicht seinen Namen trug. Aber Baggesen war gerade damals wieder in Geldnöten und man freute sich, ihn 30 oder 40 Karolinen auf so leichte Weise verdienen lassen zu können[2]). Aufgeregt hat sich über des „Packesels" nachhinkendes Werk ebensowenig der besonders arg mitgenommene Herausgeber der Einsiedlerzeitung wie seine Freunde[3]).

Der Sammelpunkt aller Antiromantiker blieb auch weiter zunächst das Morgenblatt. Voßens Hieb auf das Wunderhorn anläßlich des Lenorenliedes steht nicht vereinzelt da[4]), das Sonett wird auch weiter befehdet[5]), das Erscheinen der Almanache freudig oder überschwenglich begrüßt[6]), neue Werke Arnims und Brentanos finden scharfe Kritik[7]) und bei den feindlichen Äußerungen gegen Naturphilosophie, Mystik, Indienstudien und dergleichen wird auf Görres angespielt.[8]) Zu beachten ist, daß jetzt, wie 1808, oft in unmittelbaren Zusammenhang mit den angedeuteten Angriffen, gegen die Heidelberger Universität und die Jahrbücher polemisiert wird[9]). Besonders schwer war der Generalangriff „Deutschlands

[1]) Uhrlichs, Bd. 3, S. 315, vgl. Welti, 209. [2]) Welti, 210. [3]) N. H. J. XI, 231 f., N. H. J. X, 133, G. B. II, 79. Über die Züchtigung Baggesens in Arnims Gräfin Dolores, s. unten. [4]) 1810, Nr. 101; 1811, Nr. 107. [5]) 1809, Nr. 22, 130; und öfter kleinere Ausfälle nebenbei: z. B. 1810, Nr. 101; 1811, Nr. 84. [6]) 1808, Nr. 314 (Kartenalmanach 09); 1809, Übersicht 15; 1810, Int.-Bl. 2; vgl. Nr. 25, 64; Int.-Bl. 8 (Klingklingelalmanach). 1810, Übersicht 4 (Kartenalmanach, 1810). [7]) 1809, Übersicht 6: Wintergarten. 1810, Nr. 113: Gräfin Dolores. 1811, Nr. 84 und Übersicht 3: Halle und Jerusalem. 1811, Nr. 157: Brentanos Philisterabhandlung. Recht wunderlich nehmen sich dazwischen die lobenden Waschzettel aus: z. B. 1811, Int.-Bl. 2 (Görres' Mythengeschichte). 1811, Int.-Bl. 9 (Halle und Jerusalem). [8]) Z. B. 1810, Nr. 101. 1811, Nr. 84. [9]) 1809, Übersicht 2; 1810, Übersicht 6: Böckh. 1811, Nr. 114: Daub. Serner 1810, Nr. 101; 1811, Nr. 84.

Wiedergeburt durch seine neueste Literatur[1])." Zunächst wird eine Bemerkung Jean Pauls in den Heidelbergischen Jahrbüchern, nach der so viel geist- und kenntnisreiche Männer, unter ihnen Görres, Brentano, Arnim „durch das Ausgraben und Abformen altdeutscher Götterstatuen und Ahnenbilder . . . . zu trösten, zu erheben, ja zu reinigen suchten," ironisiert. Dann wird schärfstes Geschütz gegen die Sonette, den „indischen Kuhmist" und das „mystische Siechtum", das nicht nur in den Poesien der „Achim, Klemens und Kompagnien," sondern auch in den verschiedenen Wissenschaften sich geltend macht, aufgefahren. Als ein Beispiel von dem, was „im Sumpfe der deutschen Literatur durch Superfötation, Hexenbeischlaf und andere lose Künste erzeugt ist," wird „der theosophische Taranteltanz," Arnims Halle und Jerusalem in gröbster Weise heruntergemacht und auch die Jahrbücher, in denen Jean Paul dies Werk lobend erwähnt hatte, bekommen noch einen Hieb. Nicht vergessen werden die Verleger, die „alle Drehorgeln und alle Karfreitagsklappen in Bewegung setzten, um die Durstigen auf die lieblich begrünten Pfützen aufmerksam zu machen". Da Zimmer Halle und Jerusalem in Verlag genommen hatte, ist es natürlich auf ihn vor allem abgesehen.

Interessant ist, zu hören, daß die Voßische Partei von der Jean Paulschen Rezension auf unzulässige Weise Kenntnis erhielt, so daß der Angriff im Morgenblatt fast früher erschien als Jean Pauls Ausführungen in den Jahrbüchern[2]). Wie mußte da die Luft Heidelbergs mit Mißtrauen und Gehässigkeit gesättigt sein! Arnim hielt übrigens Schreiber für den Urheber des mit „Julius" unterzeichneten Angriffes, ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben[3]).

Das war 1811. In demselben Jahrgange werden indessen bereits einige Sonette ohne Ironie abgedruckt[4]), 1812 stellt dann das Morgenblatt seine Angriffe so gut wie ganz ein[5]) und 1815 geht es infolge der Übernahme der Redaktion durch Rückert gemächlich in das romantische Lager über.

Kurz sei hier erwähnt, daß der Kampf der Einsiedler in dem Kreise der Kerner, Uhland, K. Mayer Beifall und Unterstützung fand. Schon am 11. Januar 1807 wurde auf Anregung Kerners das freilich nur handschriftlich geführte „Sonntagsblatt" begründet, welches einige Monate hindurch das an sechs Werktagen erscheinende Morgenblatt bekämpfte[6]). 1811 erschien Kerners Reiseschatten, in dem mit unverkennbarer Anzüglichkeit das Organ der „Plattisten", „der schmeckende Wurm", der Verleger „Popanz" — Cotta — und der „weiße Mann" — Weißer — verspottet werden. Auch Voß bekommt dabei einen Hieb[7]). Unwillkürlich denkt man

[1]) 1811, Nr. 84. [2]) N. H. J. XI, 270; vgl., daß auch die Schriftproben von Peter Hammer Voß vor dem Druck in die Hände gekommen waren. S. oben 62. [3]) Zimmer, 151. [4]) Nr. 143, 279. [5]) Vgl. nur den ganz unauffälligen Ausfall 1813, Übersicht 12, S. 47. Arnims Isabella wird übrigens — 1812, Übersicht 15 — gönnerhaftfreundlich besprochen. [6]) In Baggesens Almanach scheint — S. 71 — mit der neuen konsonettierenden Fabrik in Schwaben auf Uhland und Kerner angespielt zu sein, die ja in der Einsiedlerzeitung sich zu den Heidelbergern bekannt hatten. [7]) Franz Heinzmann, Justinus Kerner als Romantiker. Tübingen 08, S. 71.

an Brentanos Bärenhäuter mit der Satire auf die Zeitschrift „Der süße breite Gänsefuß", auf den Messalina Cotta und seinen Anhang. Vor allem aber erinnert die Art, wie die Personen Holder und Kullikeia, mit den Augen des Aufklärers gesehen, als wahnsinnig und überspannt dargestellt sind, an den Bogs, den Kerner kannte und schätzte[1]). Wie über den Uhrmacher, so wird auch über den Kullikeia ein visum repertum abgegeben. In den nächsten Jahren haben dann Kerner und Uhland besonders im Poetischen Almanach für das Jahr 1812 und im Deutschen Dichterwald (1813) die Polemik fortgeführt, wobei nun auch das Senottenmotiv immer wieder aufgegriffen wird. Noch 1814 mußte sich Weißer, der eben selbst ein ernstgemeintes Sonett fabriziert hatte, fragen lassen, ob er ganz vergessen habe, „was halb mit Spott und halb mit Knirschen Altmeister Voß" gepredigt[2]). —

Leider dürfte es bei dem vorliegenden Material kaum möglich sein, in umfassenderer Weise, als ich es tat, sicher zu bestimmen, von wem die den Romantikern feindlichen Morgenblattbeiträge stammen. Denn sie sind fast alle anonym oder tragen eine Chiffre[3]), die schon an sich ein Hohn auf die Romantiker ist. Von Voß sind — abgesehen von dem hämischen Bußlied eines Romantikers, das aber nicht oder wenigstens nicht erkennbar auf die Heidelberger Freunde besonders zielt, und der anmaßlich schulmeisterlichen Warnung Goethes vor dem Sonett — nur der Schimpfartikel auf das Wunderhorn und die Lenorenabhandlung mit dem Namen unterzeichnet. Ob er noch mehr geschrieben hat, muß fraglich erscheinen. Mangel an Mut wird Voß niemand vorwerfen; er wird sicher für das, was er schrieb, eingestanden haben. Aber schon darum, daß einige Angriffe auf die Einsiedlerzeitung in der Form kurzer Notizen veröffentlicht sind, die gewöhnlich nicht unterzeichnet waren, kann noch manches Anonyme von ihm herrühren. Arnim und mit ihm Steig[4]) waren denn auch überzeugt, daß die Ironisierung der Ankündigung der Einsiedlerzeitung von Voß stamme. Aber wie dem auch sei, die Schreiber[5]), Michaelis, Martens, Heinrich Voß[6]) waren in der Tat so etwas wie die „Adjutanten"[7]) des alten Herrn und werden in ihren Angriffen oft nur das weiter gegeben haben, was sie von ihrem Meister, der so immer mittelbar das Haupt in den Kämpfen gewesen sein wird, empfingen. Dementsprechend sind auch aus Sprach- und Wortschatz der einzelnen oft ganz kurzen Artikel schwerlich sichere Schlüsse auf die Verfasser zu ziehen. Im Voßischen Kreise herrschte offenbar in Bezug auf die „Kunstjüngerlein", „das Gauklervölkchen" mit seinem „Veitstanz" eine Art Parteijargon. Man beachte etwa, daß Voß Zusammensetzungen wie Kernwitz und Gernwitz öfter braucht[8]). Wir finden diese Worte nicht nur in der Hechelei auf die Ankündigung der Einsiedlerzeitung wieder, auch in der mit „B-o" unterzeichneten Notiz, die der Zeitung Unflätereien der Kneipe vorwirft, ist von „Kernspässen" die Rede.

[1]) K. Mayer, Ludwig Uhland. Stuttgart. 1867, Bd. 1, 151. [2]) S. Uhland, „Bekehrung zum Sonett." [3]) Görrasto, Moralis, B—o, Appolonius Occidentalis. [4]) Steig II, 109; Steig I, 248. [5]) Schreiber redigierte die drei ersten Jahrgänge der Übersichten der neuesten Literatur im Morgenblatt, N. H. J. XVIII, 60. [6]) N. H. J. XVIII, 91. [7]) G. B. II, 36. [8]) Sämtliche Werke von J. H. Voß, 1802, Bd. 2, S. 227; Herbst II_2, 201.

Zu der Voßischen Clique rechnet Brentano in einem Briefe vom 9. Juni 1808[1]) einen Zinserling, der sogar eine führende Stelle einnehme und neuerdings in Cassel sein solle[2]). Von Zinserling war gerade in jener Zeit mit Namennennung im Morgenblatt[3]) ein Aufsatz erschienen, der die Herolde des Mittelalters und die philosophischen Paradoxenjäger verspottete. Darauf mag Brentano seine Behauptung, die zweifellos irrtümlich ist, begründet haben. Gerade 1808 veröffentlichte Zinserling eine umfassende Kritik der Homerausgabe von Heyne, als dessen Schüler sich der Rezensent erweist. Hier werden Voßens gegen Heyne gerichteten mythologischen Briefe[4]) äußerst scharf, ja höhnisch abgelehnt. Ein Anhänger Voßens hatte schwerlich geschrieben, „nur Parteiwut, eigene Aufgeblasenheit und Unbekanntschaft mit der Geschichte der Literatur" könnten Heynes Verdienste verkennen.

Dagegen wird Reinbeck, der doch in der Einsiedlerzeitung öfter gestäupt war, nicht nur gern jeden Angriff aufgenommen haben, vielmehr wird mancher Hieb aus seiner Feder hervorgegangen sein.

Ob Horstig an den Kämpfen beteiligt war, erscheint sehr fraglich. Wenn auch die Romantiker auf ihn wegen seiner Klatschsucht nicht gut zu sprechen waren[5]), dafür, daß sie in ihm in der Einsiedlerfehde einen grundsätzlichen Gegner sahen, ist kein Beleg zu erbringen, ist auch unwahrscheinlich, denn Creuzer, der sonst die Gegner nach Möglichkeit nicht zu Worte kommen ließ, hätte sonst Horstig schwerlich zur Mitarbeit an den Heidelbergischen Jahrbüchern so oft herangezogen[6]). Mit dem Voßischen Hause scheint er nicht in engeren Beziehungen gestanden zu haben und die Wirksamkeit der Boisserée hat er warm begrüßt[7]).

Welches ist nun der Sinn der ganzen Fehde?

Indem die Einsiedlerzeitung zu einer Zeit erschien, in der das Morgenblatt schon in scharfem Gegensatz zu dem romantisch gesinnten Teil der Universität stand, indem man glaubte, daß Görres die neue Zeitschrift leitete und die Ankündigung einen Hieb auf das Morgenblatt austeilte, der weitere Angriffe erwarten ließ, war für Cottas Blatt naturnotwendig eine Kampfesstellung gegeben. Persönliche Gehässigkeit, auch wohl eine gewisse Furcht vor der Konkurrenz bewirkte, daß die ersten Angriffe des Morgenblattes oft so erstaunlich kleinlich erscheinen. In sachlicher Hinsicht drehte es sich dabei zunächst nicht um ein besonderes, scharfumrissenes Objekt. Auf der einen Seite witterte man bei dem Gegner Gedanken-

[1]) Steig, B. G. 19. [2]) Sicher ist, daß Zinserling noch Ende März 1808 in Heidelberg war und auch flüchtig mit Arnim und Görres in Berührung kam (Budde, 321). Er wird dann wirklich nach Kassel gegangen sein, denn in seiner Schrift le système fédératif des anciens etc. 1809 bezeichnet er sich als professeur des pages de sa Majesté le roi de Westphalie. [3]) 1808, Nr. 95. [4]) Bibliothek der redenden und bildenden Künste, V, 81 f. [5]) N. H. J. XI, 223, Steig II, 121, 150, s. oben S. 58. [6]) Kloß, 46. Auch ich glaube nicht, daß Horstig zu den Antiromantikern hielt. Wenn Schneider (N. H. J. XVIII, 92) aus einigen niederdeutschen Wortformen in der Parodie eines Rottmannerschen Gedichtes Horstig als Verfasser annimmt, so ist das ganz willkürlich. Auch Michaelis, Martens, die Voß waren Niederdeutsche. Man beachte auch, daß Arnim und Brentano in ihrer Sommerwohnung Möbel von dem Vermieter Horstig stehen hatten. S. oben S. 77 und Heidelberger Wochenblatt, 1. Nov. 08. [7]) Morgenblatt 1811, Nr. 208.

gaukelei, Exzentrizität, barbarischen Geschmack, Vorliebe für das dunkle Mittelalter, auf der andern platte Alltäglichkeit, Unfähigkeit zu Begeisterung und echtem Genuß, kritisches Geschwätz und engherzige Norm. Allmählich kristallisiert sich dieser durch die ganze Fehde hindurchgehender Gegensatz um zwei Punkte: um das Sonett und das Wunderhorn.

Gewiß war Voß seiner ganzen Artung nach nicht imstande, den Wert des Volksliedes voll einzuschätzen, das Sprunghafte, Irrationale, die Lässigkeit in Reim und Rhythmus, die vielfach kindlichen und abergläubischen Vorstellungen, — das alles entsprach ebensowenig dem klassischen Ideal wie dem der Vernunft. Immerhin — in seiner Jugend hatte er selbst „Gassenhauer" gesammelt[1]), wie ihm überhaupt die altdeutsche Literatur keineswegs fremd war, hatte er doch schon zu Anfang der achtziger Jahre als Eutiner Rektor mit seinen Schülern das Nibelungenlied gelesen[2]). Jetzt freilich, wo er mit zunehmendem Alter im klassischen Dogma erstarrt war und die verhaßten Romantiker einstige Bestrebungen aufgriffen und fortführten, erschien ihm das Nibelungenlied im Vergleich zu Homer wie ein Saustall zu einem Palast[3]) und auch das Sammeln von Volksliedern mußte ihm weniger verdienstlich als einst erscheinen. Indessen dreht sich ja gar nicht die Polemik von Voß, der auch im Wunderhorn das „etwa gesunde Korn zu sichten" für möglich hält[4]), um die Berechtigung des Volksliedes an und für sich. Einer von anderer Seite unternommenen exakten Ausgabe mit Varianten und kritischem Apparat hätte er schwerlich etwas entgegenzustellen gewußt, vorausgesetzt, daß sein Rationalismus nicht Grund fände, sich über Pietismus und Mystik zu ereifern. Es scheint sogar, daß Anfang 1808, wo Arnim noch im Voßischen Hause einsprach, Voß den Jüngeren auf Volkslieder aufmerksam gemacht hat. Denn am 12. Februar[5]) schrieb Arnim: „Eben erhalte ich von Voß den Seckendorffschen Almanach, wo ein vier Stücker — für das Wunderhorn — drin sind." Auch hätte wohl Arnim damals, wo Brentano, Görres, Creuzer mit Voß zerfallen waren, vermieden, über die „Ergänzungen" zu streiten, wenn der alte Herr überhaupt die Berechtigung einer Herausgabe von Volksliedern bestritten hätte. So bleibt in all dem Gepolter Voßens als sachlicher Kern nur der Vorwurf unphilologischer, subjektiver Bearbeitung der Texte und die schlechte Auswahl, die viel Verschrobenes, zumal Frömmelndes, aufnahm. Wie unoriginell erscheint da aber Voßens Angriff, waren doch die gleichen Vorwürfe längst erhoben, berief sich Voß doch selbst auf die Romantiker von der Hagen und Friedrich Schlegel.

Aber Voßens Vorstoß gegen das Wunderhorn ist überhaupt weniger eine sachliche Auseinandersetzung als eine Entladung all der Erbitterung, die in dem alten Herrn gegen die genialischen Romantiker, die ihm so arg mitgespielt hatten, allmählich aufgehäuft war. Man wird Arnim sicher zustimmen, wenn er später meinte[6]), Voß würde ohne die persönlichen Motive nie das Wunderhorn angegriffen haben. Und wie auch in Schreibers Polemik Menschliches, Allzumenschliches mitspielte, zeigt die Tat-

[1]) Herbst I, 82. [2]) Das Nibelungenlied, hrsg. von Fr. Zarncke. Leipzig, 1887[6], XXXIII. [3]) Steig I, 147. [4]) Morgenblatt, 1808, 25. Nov. [5]) Steig I, 237. [6]) Steig III, 109.

sache, daß seine comoedia divina im Wunderhorn das Werk verspottete, zu dem er selbst beigesteuert hatte und für das er in der Badischen Wochenschrift warm eingetreten war[1]).

Und nun zum Kampf um das Sonett, um jene Form, die in ihrer würde- und kunstvollen Strenge als der direkte Gegenpol zu dem losen, leichtbeschwingten Volkslied erscheint.

Seitdem das Sonett durch Bürger und A. W. Schlegel in der deutschen Literatur eingebürgert worden war, hatte sich eine seichte Sonettflut breitgemacht, die das Spottwort „Klingding" rechtfertigte. Denn nur zu oft wurden kleinere Geister zu Ton- und Klangspielereien, zu äußerlich formalen, gedankenleeren Künsteleien verleitet.

Zu beachten ist, daß Voß — und mit ihm sein Anhang — auch jetzt keineswegs in den Angriffen originell war. Schon 1801 wird der Sonettdichtung „leere Reimklingelei" vorgeworfen[2]), 1803 war der „Freimütige" mehrfach scharf gegen den deutschen Sonettismus vorgegangen und bald darauf hatte u. a. auch Jean Paul gegen das „ausländische Qualgedicht" schweres Geschütz aufgefahren[3]). Aber mehr noch, von den Männern, die dem Sonett zur Herrschaft verholfen hatten, wandten sich mehrere scharf gegen den immer mehr überhandnehmenden Mißbrauch. Bürger hatte gleich die künftige Sonettklingelei geahnt und gefürchtet[4]), Friedrich Schlegel[5]) sprach sich unzweideutig gegen sie aus und Tieck[6]) schrieb 1805 gar einen Sonettzyklus, in dem witzig die Nachahmer, deren Sonette mit einem echten Gedicht nichts gemein haben als die äußere Form, gegeißelt werden. Danach scheint es von vornherein unwahrscheinlich, daß die Einsiedler das Sonett um jeden Preis verteidigen wollten. Auch der Ton ihrer Satire spricht dafür: nirgends etwas wie eine ästhetische Würdigung und Rechtfertigung, überall die Freude, in allerhand phantastischen, mutwilligen Einfällen und Kombinationen auf Voßens fürchterlichen Kraftaufwand anzuspielen. Offenbar war es den Freunden in erster Linie darum zu tun, Voßens schulmeisterliche Pedanterie und Einseitigkeit, die nichts gelten ließ, was den eigenen Anschauungen zuwider war, zu verspotten. Für Görres war dies Motiv wohl allein maßgebend. Er, für den überhaupt die extremste Unterschätzung alles Formalen charakteristisch ist[7]), hat im ersten Teil seiner Wunderhornrezension[8]), die Arnim vor seinem Fortgang von Heidelberg im Manuskript vorgelegen hat, den Romantikern unzweideutig das Sonett vorgeworfen, ebenso wie den Klassikern ihre „reichbesetzten Kabinette von antiken Gipsabgüssen."

Von Brentano liegt eine charakteristische Äußerung in seiner Philisterabhandlung vor, die zeigt, daß auch er die Sonettflut der Nachahmer verdammte[9]). Wie die empfindsamen Romane dem Werther, so werden dort die „glaubtraubschraubigten, honigseimleimschleimschlingenden Sonette" den Schlegel, Novalis, Tieck als wäßriges Philisterwerk gegenübergestellt. Brentanos Beitrag zum Sonettkampf in der Einsiedlerzeitung

[1]) S. oben S. 48. [2]) Welti, 165. [3]) Welti, 197 ff. [4]) Ebd. 152. [5]) Ebd. 200. Vgl. auch A. W. Schlegel: Welti, 166. [6]) Ebd. 180. [7]) Schultz, 129. [8]) H. J. II/V_1, 226. [9]) Minors Ausgabe von Brentanos ausgewählten Werken, Leipzig, Bd. 3, S. 79.

ist nun ganz in demselben zungenbrecherischen, reimhäufenden Ton gehalten, ja, das angeführte Wort finden wir dort fast wörtlich. Offenbar wollte er Voß durch Übertrumpfung verhöhnen, wollte zeigen, wie ein großer Aufwand schmählich ward vertan. Und gleiches gilt sicher auch für den Sonettzyklus Arnims, für den die Daseinsberechtigung des echten, Form und Inhalt harmonisch verschmelzenden Sonetts schon durch die Bewährung im Laufe der Jahrhunderte feststand[1]). Wie hätten Arnim und Brentano sich gefreut, hätten sie Goethes Briefäußerung[2]) über den Pedantismus Voßens gelesen, der mit Haß und Wut das Sonett verfolge, das doch nur ein Gefäß sei, in welches jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag. „Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden." Pedantische Poesielosigkeit, — dies Urteil spricht haarscharf die Überzeugung der Heidelberger Romantiker aus.

Und wieder läßt sich — wie beim Kampf um das Wunderhorn — in der Polemik gegen das Sonett allerlei Pikantes feststellen. Von dem erbitterten Sonettfreund und Morgenblattredakteur Haug war viel früher selbst ein Sonett verbrochen[3]), Voß hatte in seinem Hamburger Musenalmanach von 1794[4]) einst einige Sonette von Ebert aufgenommen und in Baggesens 1808 (!) erschienener Gedichtsammlung „Heideblumen" stand ein Sonett an Maria, das einem Kritiker gar zu sehr nach der neuesten Schule klang, für die Baggesen als Jünger wahrlich zu gut sei[5]). Man hielt sich eben, indem man die Romantiker befehdete, an einzelne ihrer Bestrebungen, die man vielfach weniger an und für sich bekämpfte, als darum, weil sie nun einmal von den verhaßten Gegnern ausgingen.

Zeigen so die Romantiker sicher ein höheres Maß von Überlegenheit und Folgerichtigkeit, so kommt noch hinzu, daß in der divina comoedia und dem Klingklingel-Almanach immer wieder mit dem Triumvirat Loeben zugleich angegriffen wird, der das Sonett und die Romantik mißkreditiert hatte. Die Gegner hatten da leichtes Spiel. Aber auch die Einsiedler werden die Künsteleien des Grafen abgelehnt haben. So dürfte der Kampf schwerlich „fruchtbar"[6]) zu nennen sein, gar zu viel Zufälliges und Persönliches spielte mit, die Fehde bleibt unschöpferisch und haftet nur zu oft am Äußerlichen.

Es mag zweifelhaft sein, auf welcher Seite mit mehr Geist und Laune gekämpft wurde. Im Morgenblatt ist viel Plattheit, in der divina comoedia und im Klingklingel-Almanach stellenweise viel Witz, in der Einsiedlerzeitung steht Görres' glänzende dramatische Idylle neben Arnims tödlich langweiliger Sonettreimerei. Kein Zweifel aber kann bestehen, welcher Partei die Geschichte mehr recht gab. Sie hat gezeigt, daß das antike Ideal

[1]) Ich hatte dies bereits geschrieben, als ich in Nadlers Buch über Eichendorffs Lyrik (Prager Studien, Heft 10), S. 162, den Satz fand: „Auch in den Sonetten verspottet Arnim nicht das Wesen des Sonettes (!), sondern das „Klingding", Spielereien, die er und seine Freunde nie geübt, die Voß von der älteren Romantik und der Dekadenze auf sie übertrug, die Arnim daher abwies. Wenn man eben zeigen will, daß einen ein Vorwurf nicht trifft, so übertreibt man ihn eben und macht ihn so stumpf." Schon 1803 spottet er über den „Romantismus", d. h. die vielen seichten Reimereien (Steig I. 102). [2]) An Zelter, 2. Mai 08. [3]) Welti, 158. [4]) Ebd. 159. [5]) Bibliothek der redenden und bildenden Künste, 1808, 344. [6]) A. H. J. XVIII, 53.

in seiner Ausschließlichkeit zu formalem Epigonentum führt und die Unbefangenheit gegenüber neuen Zielen beeinträchtigt, daß die romantischen Bestrebungen den klassischen ebenbürtig zur Seite stehen. Die Bedeutung, die das Wunderhorn für die deutsche Lyrik gewann und die allein schon das Verfahren der Herausgeber rechtfertigt, hat weder Voß noch Jakob Grimm geahnt und noch heute findet das Sonett immer neue Meister, ja es hat sich von allen romantischen Formen als die lebenskräftigste erwiesen, so gewiß es auch, wie schon die Heidelberger erkannten, nur zu oft zu handwerksmäßigen Künsteleien verführt. —

Wie der Gegensatz zwischen Rationalismus und Romantik nicht erst von der Einsiedlerfehde herrührte, sondern sich bereits in dem wissenschaftlich-persönlichen Konflikt zwischen Voß und Creuzer, in der Gründungs- und ersten Entwicklungsgeschichte der Heidelbergischen Jahrbücher, über die weiter unten noch zu reden sein wird, geltend machte, so zog er sich auch noch viele Jahre nach dem Klingklingel-Almanach hin, um sich schließlich mit äußerster Erbitterung in Voßens Antisymbolik zu entladen. Zwar gehört diese Fehde mehr in die Geschichte der Wissenschaft als in die Literaturgeschichte, doch muß auf sie hier kurz eingegangen werden, ist sie doch der Ausklang von Voßens Erbitterung gegen die Romantiker überhaupt, die einst die Einsiedler so sehr verstärkt hatten.

War schon der Fortgang Brentanos, Arnims und Görres' ein Triumph für die Gegner, so trug in der Folgezeit manches Ereignis dazu bei, Voßens Machtbewußtsein zu steigern. Sicher weil Voß „ihm das Leben schwer machte“[1]), hatte Creuzer vor allem den schnell bereuten Ruf nach Leyden angenommen. Zwar war er bereits im November 1809, nach halbjähriger Abwesenheit, wieder in Heidelberg eingetroffen, aber in die Redaktion der Jahrbücher, die nun immer mehr von den Romantikern abrückte, ist er nicht wieder eingetreten. 1810 mußte dann Loos infolge ausbrechender Geisteskrankheit sein Lehramt niederlegen[2]) und im selben Jahre nahmen Marheineke, Böckh und de Wette einen Ruf an die neubegründete Universität Berlin an, während Kastner 1812 nach Halle ging. Als Nachfolger der beiden Theologen traf 1811 Heinrich Eberhard Gottlob Paulus ein, der, von Voß freudig begrüßt, mit diesem sich schnell innig befreundete. Zwar gelang es Paulus[3]) bei seinem rationalistischen Standpunkt nicht, große Kathedererfolge wie sein Antipode Daub oder auch nur wie Schwarz zu erzielen. Dennoch erfreute er sich vor allem durch seine schriftstellerische Tätigkeit für den deutschen Liberalismus großer Achtung. Gesteigert wurde sein Ansehen noch, als er seine bedeutende politisch-kirchliche Zeitschrift Sophronizon herausgab, an der Voß fleißig mitarbeitete. Gleich im ersten Jahrgang — 1819 — erschien Voßens Angriff „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“[4])? worauf aus des Theologen Feder eine scharfe Kritik von Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi folgte. Wie weit dann Paulus, dessen streitbare Natur später

[1]) Steig, B. G., 36, G. B. II, 58. [2]) Auch folgte dem gestorbenen Ackermann 1816 der Anatom Tiedemann, der romantikfeindlich war und sich mit Voß befreundete. [3]) Vgl. Fr. v. Weech, Badische Biographien II. Heidelberg, 1875, S. 124 f. [4]) Die 1820 aus Voßens Feder folgende „Bestätigung der Stollbergischen Umtriebe“ brachten auch Angriffe auf Arnim, vgl. Steig III, 463.

mehr als irgendein anderer Schellings Ruhm geschadet hat, in die Fehde des Freundes mit seinen Heidelberger Gegnern verwickelt war, ist nicht sicher zu ersehen. Doch befinden sich im Paulusschen Nachlaß zwei unveröffentlichte, 1825 geschriebene Briefe des Oberkirchenrats Bähr, in denen dieser energisch für seinen in Heidelberg lehrenden Sohn eintritt, dem wegen seiner nahen Beziehungen zu Creuzer von Paulus Schwierigkeiten gemacht würden[1]). Gut möglich, daß Voßens Angriffe gegen Daub erst dadurch solch erbitterten Ausdruck fanden, daß Paulus das schon an sich empfindliche konfessionelle Gefühl seines Freundes gesteigert hat[2]).

Gegenüber diesem gewichtigen Zuwachs der rationalistischen Partei war der Fortgang von Michaelis 1810 und der von Schreiber 1813 von geringerer Bedeutung, zumal von 1809 bis 1815 in Heidelberg als Privatdozent der Philosophie der Professor Johann Jakob Wagner[3]) wirkte, welcher ein Schützling Bentzel-Sternaus war und als Gegner der Romantiker deren Gegenpartei stärkte. Bald nach seiner Übersiedlung nach Heidelberg versetzte er denn auch Arnim einen kleinen Hieb[4]), indem er in einer Besprechung des Wintergartens dem märkischen Edelmann vorwarf, „zu provinzlich und nicht vollkommen deutsch" zu fühlen. Möglich, daß Arnim, als er die Karikatur des Philosophen Wagner in Halle und Jerusalem schuf, den Angriff parierte[5]). Doch ist der Gesamtcharakter der Wintergartenrezension so wenig ablehnend, daß es wohl näher liegt, anzunehmen, für die Arnimsche Gestalt habe Goethes Wagner im Faust Pate gestanden.

Freilich konnten die Gegner zum Wintersemester 1816/17 Hegel begrüßen, der mit Creuzer und Daub warme freundschaftliche und geistesverwandtschaftliche Beziehungen unterhielt; aber die Anwesenheit Hegels und damit auch seine Redaktionstätigkeit an den Heidelbergischen Jahrbüchern dauerte nur kurze Zeit, — zum Wintersemester 1818/19 siedelte er bereits nach Berlin über. Der Historiker Friedrich Christian Schlosser[6]), der 1817 dem gleichfalls nach Berlin berufenen Wilken auf seinem Lehrstuhl folgte, verkehrte zunächst fast ausschließlich mit Creuzer, Daub, Hegel, Abegg, den Boisserées, doch lag darin für ihn, der in seiner wissenschaftlichen Art und Methode stets ein Sohn des 18. Jahrhunderts blieb und der Romantik trotz der Bedeutung, die für ihn die Schlegel gehabt hatten, innerlich fremd gegenüberstand, nicht einseitige Parteinahme. Er erkannte bald, daß, so lieb ihm Creuzer und Daub waren, beider Geistesrichtung „ungeheuer weit"[7]) von der seinigen entfernt war. Über Voßens „Seele voll bitterer Galle" und seine Sucht, entgegengesetzte Anschauungen zu verfolgen, war ihm zuwider[8]), in den zwanziger Jahren trat er indessen dem alten Herrn innerlich und persönlich näher[9]) und widmete ihm bei seinem Tode einen glänzenden, oft rhythmisch gezügelten Nachruf. Den von 1810 bis 1819 in Heidelberg weilenden Brüdern Boisserée wird ein eigenes Kapitel gewidmet werden. Bildeten sie auch mit ihren romantischen

[1]) Cod. Heid. 368. 114. [2]) N. H. J. XVIII, 63. [3]) Vgl. bes. N. H. J. X, 131 f. Unger, 133. [4]) H. J. II/V_2, 166. [5]) Vgl. N. H. J. X, 150. [6]) Vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 31, S. 537 ff. und Georg Weber, Fr. Chr. Schlosser. Leipzig, 1876. [7]) Weber, Schlosser, 137. [8]) Ebd. 178. [9]) Vgl. auch G. B. III, 130 f.

Bestrebungen jahrelang neben der Universität den stärksten Anziehungspunkt Heidelbergs, so kam doch den Antiromantikern, vor allem dank der klug jede Spitze meidenden Wirksamkeit der Brüder, der innere Gegensatz nicht voll zu Bewußtsein.

Nach Creuzers Rückkehr aus Leyden schien es zuerst, als ob dem scharfen Gegensatz zwischen ihm und Voß eine versöhnlichere Stimmung Platz machen wollte. Wenn auch geflissentlich die Scheidemauer aufrechterhalten wurde, so konnten doch bei unvermeidlichem Zusammentreffen ein paar verbindliche Worte zwischen ihnen gewechselt werden[1]), ja, Creuzer ließ im April 1810 für den alten Herrn Manuskripte exzerpieren[2]). Bald indessen war die alte, mit Spannung geladene Atmosphäre wieder hergestellt, zumal, als dann die Symbolik erschien und damit die bereits in Kollegs und Abhandlungen vorgezeichneten antivoßischen Anschauungen auf breiterer Grundlage dargestellt wurden. In den Vorreden der Symbolikbände finden wir außerdem unverkennbar persönliche Stiche. Creuzer spricht von denen, die die Zeugen der Symbolik auf alle Weise verdächtig zu machen suchten, spricht von den dunklen Beweggründen eines anonymen Tadels[3]). Er selbst wolle sich nicht zur Durchsetzung seiner Lehren der gleichen Mittel bedienen, wie die über seine Amtsführung und Wirksamkeit verdrossenen Gegner[4]), er müsse bei seinen Anschauungen auf den Widerstand derer gefaßt sein, die neben der Fabelwelt griechischer Poeten und einer beschränkten Hausmoral nichts Göttliches anerkennen[5]). Zweifellos hatte Creuzer bei „dem anonymen Tadel" die mit G. St. unterzeichnete, von Lobeck stammende Kritik seines Dionys in der Jenaer Literaturzeitung[6]) im Auge, auch brieflich schrieb er Voß eine Mitwirkung an ihr zu[7]). Insofern tat Creuzer Voß unrecht. Dieser erklärte denn auch öffentlich, daß er zu dem Rezensenten nicht die geringste persönliche Beziehung habe[8]). Im übrigen müßte man, um Creuzers Stiche gerecht abschätzen zu können, erst genau wissen, wie weit Voßens Treibereien im mündlichen Verkehr gingen. Vielleicht war von ihm insgeheim eine Wühlarbeit gegen den Gegner bewerkstelligt, die Creuzers immerhin in allgemeinem Ton gehaltenen Stiche als maßvoll erscheinen läßt. Doch wie dem auch sei, vor der Öffentlichkeit polemisierte Voß zunächst nur gelegentlich und sachlich gegen Creuzers Anschauungen, ohne dessen Namen zu nennen[9]). Bis er — Mai 1821 — in einer schier endlosen, mit derber Ironie durchsetzten Kritik furchtbare Musterung über die Symbolik hält[10]). Nicht nur, daß er Creuzers Anschauungen als Lug und Trug hinstellt, er schreibt ihnen auch eine staats- und sittenverderbende Wirkung auf die Jugend zu. Damals bekam Creuzer von dankbaren Schülern einen Fackelzug, bei dem Voß fast die Fenster eingeworfen wären[11]). Und nun nimmt Creuzer — abgesehen von den verdeckten Bemerkungen in den Vorreden und einer längeren Auseinandersetzung in seiner Selbstbiographie[12]) — zum ersten und letzten Male öffentlich

[1]) G. B. II, 157, 61. [2]) Ebd. 100. [3]) I[1], S. X, XV. [4]) II[1], S. VI. [5]) IV[1], S. V. [6]) 1810, Nr. 18. Lobeck hat dann auch die Symbolik scharf sachlich angegriffen. J. L. Z. 1811, Nr. 96; 1812, Nr. 71. [7]) G. B. II, 89, 91. [8]) J. L. Z. 1812, Int.-Bl. 49. [9]) Morgenblatt, 1816, Nr. 144, J. L. Z. 1819, Nr. 214. [10]) J. L. Z. 1821, Nr. 81—87. [11]) Antisymbolik II, 282 f. [12]) Fr. Creuzers deutsche Schriften, V_1, S. 55 f.

persönliche Stellung zu den Angriffen: im Juni 1821 ließ er ein fliegendes Blatt „Vossiana" verteilen, in welchem in der Form eines Gespräches mit einem Freunde ausgesprochen wird, er lese seit langem nichts von dem „Hoffartsnarren" Voß, habe auch nicht Lust, des Unbelehrbaren Schnitzer anzumerken, selbst auf die Gefahr hin, feige gescholten zu werden[1]).

Nach einer neuerlichen maßlosen Kritik[2]) von Creuzers Anschauungen erschien dann 1824 der erste, 1826, kurz nach Voßens Tod, der zweite Band der Antisymbolik. Die weitschweifige, an Wiederholungen reiche Streitschrift bringt nicht nur die beiden früheren Besprechungen Voßens, durch Zusätze und neue Aufsätze vermehrt; im zweiten Band wird auch das Aktenmaterial zu dem einstigen Streite mit dem längst verstorbenen Heyne, natürlich in einseitiger Weise, zusammengetragen, wird ein längerer, in der Allgemeinen Kirchenzeitung erschienener Angriff auf Daub — „für christliche Freiheit gegen Mystik" — nochmals abgedruckt, worin Daubs Lehren zerpflückt und als katholisierende Mystik hingestellt werden. Außerdem gehen durch das Ganze Seitenhiebe auf den „struppigen Lauscher" Görres, auf Daub, Schwarz, Stark, die Schlegel u. a. Arnim und Brentano werden zwar nicht namentlich genannt, doch wird auf sie mehrfach angespielt[3]). Seine Angriffe auf Creuzer faßt Voß dahin zusammen, er klage ihn an „nicht nur der Unwissenheit und der Kopföde, sondern, wozu kein Ehrliebender schweigt, der Unwahrhaftigkeit, der Tummacherei, des Betrugs, der geheiligten Sodomsgreuel"[4]).

Gewiß, Voß hat es geschickt verstanden, mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit die Blößen des Gegners aufzudecken. Anderseits aber werden mit rabulistischer Gewandtheit Creuzer falsche Anschauungen untergeschoben, Einzelheiten aus dem Zusammenhang gelöst und falsch gedeutet. So wird z. B. wegen der Erwähnung gewisser, dem Gebiet des Geschlechtlichen angehörigen Bilder, womit die Alten religiöse Vorstellungen symbolisch bezeichneten, Creuzer Freude am Schmutz vorgeworfen[5]). Kein Zweifel, daß sich Creuzers Mystik, seine Lehre von der kirchlichen Einheit, der Priesterherrschaft und der symbolischen Sprache mannigfach mit dem katholisch-hierarchischen Prinzip berührt. Aber wie töricht ist es, darum Creuzer und seinen Gesinnungsgenossen immer wieder Bestrebungen zur Herstellung der Hildebrandtschen Domherrenzeit, zur Ersetzung der freien Forschung durch kirchlichen Autoritätsglauben vorzuwerfen[6]). Geradezu aber von gehässiger Bosheit zeugt es, wenn Creuzer durch Sticheleien auf seine Perücke, seinen Namen u. dgl.[7]) lächerlich gemacht werden soll. Solch ein Haß ist nur verständlich, wenn man sich den seit fast zwanzig Jahren bestehenden Gegensatz vergegenwärtigt. Damit sollen nicht die mitwirkenden idealen Motive Voßens geleugnet werden. Voß fühlte sich sozusagen als personifiziertes Kulturgewissen, ihm war Creuzer ein hervorragender Vertreter jener Geistesrichtung, die er auf allen Gebieten zu bekämpfen gesucht hatte, die ihm gleich verderblich erschien für Staat,

[1]) Antisymbolik II, 289—299. [2]) J. L. Z. 1823, Nr. 50/6. [3]) I 374, II, 252, 355 u. ö. [4]) II, 349. [5]) I, 407, II, 312 u. ö. [6]) Voß freilich erklärt einmal, er wolle den Gegnern nicht die bewußte Absicht solcher Bestrebungen vorwerfen (II, 386 f). War es ihm aber damit ernst, so ist die Ausdrucksweise in Stellen wie I, 111/6 geradezu unverantwortlich. [7]) II, 264, I, 113 u. dgl.

Erziehung, Religion. — Creuzer selbst hat auf die Antisymbolik nicht geantwortet[1]).

Bekannt ist, daß der Symboliker, und mit ihm Daub und Schwarz, — letzterer eigentlich mit wenig Grund — wegen der Verdächtigung des Kryptokatholizismus im ersten Band der Antisymbolik bei der Regierung Beschwerde einreichten und baten, Voß zum öffentlichen Widerruf aufzufordern. Diese Bitte wurde zwar nicht erfüllt, doch sprach Großherzog Ludwig in einem Erlaß vom 22. März 1826 unverhohlen dem alten Kämpen sein Mißfallen aus[2]). Der Verweis wurde indessen dem auf dem Totenbette liegenden Voß verschwiegen, der so ahnungslos hinübergeschlummert ist.

Welch ein Maß von Erbitterung, ja Haß sich auch in Creuzer aufgespeichert hatte, obwohl er es gern so hinstellt, als lese er Voßens Angriffe nicht,[3]) lasse sich also auch nicht durch sie aus der Gemütsruhe bringen, zeigen einige bissige Epigramme Creuzers[4]). Dieser hatte Grund zum Groll. Denn keiner hat zu dem Sinken seines Ruhmes mehr beigetragen als der Verfasser der Antisymbolik.

---

[1]) Dagegen hatte W. Menzel bereits 1825 ein Schriftchen „Voß und die Symbolik" erscheinen lassen, das temperamentvoll gegen Voß für Creuzer eintritt. Menzel trat scharf W. A. Becker in „Der Symbolik Triumph" 1825 entgegen. 1828 schrieb dann A. W. Schlegel in der „Berichtigung einiger Mißdeutungen" eine maßvolle Abwehr gegen Voß. Zu erwähnen ist, daß Görres zweimal über Voß öffentlich das Wort ergriff, einmal kürzer in seinem Nachruf auf Arnim (Schellberg I, 426 f.), dann vor allem in seiner Rezension der Lebens- und Todesurkunden über J. H. Voß. (Der Katholik, 1826, 6. Heft, S. 208 f.) Hier geht der abfälligen Kritik des Buches eine Charakteristik Voßens voraus, die grell die Schattenseiten des alten Rationalisten beleuchtet, ohne die sympathischen Züge zu verschweigen. Darauf trat Paulus für seinen Freund in die Schranken, indem er Voßens Angriffe gegen Görres in der Antisymbolik wieder abdruckt, um darzutun, daß Görres aus persönlicher Rache zur Feder gegriffen habe. (Sophronizon, 1827, 3. Heft, S. 115 f.) [2]) N. H. J. XVIII, 99 f, 63. [3]) Z. B. G. B. II, 348, Schellberg II, 754, Antisymbolik II, 290. Herbst II_2, 290 u. ö. [4]) N. H. J. XVIII, 63 f.

Die Heidelbergischen Jahrbücher.

Das Band, das Arnim und Görres noch einige Jahre nach dem Fortgang mit Heidelberg verknüpfte, war die Mitarbeit an den heidelbergischen Jahrbüchern.

Es erübrigt sich hier, weiter auf die von Schneider und Kloß aufgehellte Entstehungsgeschichte[1]) der Jahrbücher einzugehen. Daß Voß den ihm ergebenen Eichstädt mit der Jenaer Literaturzeitung nach Heidelberg zu verpflanzen suchte, um so seinen Anschauungen an der Universität stärkeren Einfluß zu verschaffen, war bereits erwähnt. Den entscheidenden Antrieb zur Gründung gab schließlich der Kurator der Universität, Graf Bentzel-Sternau. Am 1. Oktober 1807 wurde die Gründungsurkunde der „Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur" unterzeichnet, in den nächsten Wochen der Plan ausgearbeitet. Den Verlag übernahm „Mohr und Zimmer".

Die ersten drei Jahrgänge der Zeitschrift waren in fünf Abteilungen eingeteilt, von denen die erste — für Theologie, Philosophie und Pädagogik — von Daub und Schwarz, die fünfte — für Philologie, Historie, Literatur und Kunst — zunächst von Creuzer und Wilken geleitet wurde, und zwar so, daß dieser für die historischen, jener für die übrigen Rezensionen aufkam. Als Creuzer kurz vor seinem vorübergehenden Fortgang nach Leyden am 1. April 1809 die Redaktion niederlegte, wurde sein Nachfolger Böckh, der schon vorher, seit Anfang Mai 1808, von Creuzer zur Unterstützung herangezogen war, seine leitende Stellung aber infolge seiner Berufung nach Berlin nur bis zur Beendigung des Jahrgangs 1810 innehielt.

Die Einrichtung der Zeitschrift wurde Ende 1810 von Grund auf verändert. Die Trennung nach einzelnen Abteilungen fiel fort und die Zahl der Redakteure wurde auf drei — Thibaut, Fries, Wilken — herabgesetzt. Als die beiden letzteren 1816 Heidelberg verließen und Hegel Wilkens Stelle in der Redaktion übernahm, gehörten Arnim und Görres längst nicht mehr zu den Mitarbeitern.

Bei der Gründung ist mehrfach betont worden[2]), daß jede Parteilichkeit bei Auswahl der zu rezensierenden Werke und ihrer Besprechung vermieden werden sollte. Indessen war anfangs, sehr wider den Willen des antiromantischen Begründers, durch die Zusammensetzung der Redaktion schon eine starke Hinneigung zur Romantik nahegelegt, nicht nur in der theologischen und philologisch-historischen, sondern auch in der medizinisch-naturwissenschaftlichen Abteilung, die von Ackermann und Loos geleitet wurde. Der Geist der einzelnen Redakteure mußte sich aber um so mehr in den Jahrbüchern wiederspiegeln, als bestimmt war, daß nur solche Rezen-

[1]) S. Kloß, 25 ff. Schneider, 157 f., 224 f., 290 f.; wo nicht zitiert, fuße ich im folgenden auf Kloß. [2]) S. die Akten bei Kloß, 187, 189, 190.

sionen aufgenommen werden sollten, die von den Abteilungsleitern aufgetragen worden waren. Von Bedeutung war auch, daß Zimmer, der treue Freund der Romantiker, in der Gesamtredaktion Sitz und Stimme hatte.

Vor allem aber war es Creuzer, der bis zur Niederlegung seiner Stellung trotz aller Widerstände bemüht war, seine den romantischen so nahe verwandten Anschauungen in den Vordergrund zu stellen. Dementsprechend berücksichtigte er ihm wesensfremde Gelehrte nicht oder nur in unwichtigen Fällen, suchte aber die befreundeten Einsiedler dauernd heranzuziehen, zumal auf die Begründer der romantischen Schule trotz ihrer Zusage kein Verlaß war. Brentano hat freilich ungeachtet mehrfacher Aufforderung[1]) nichts geliefert, während Görres und Arnim gerade von Creuzer ihre bedeutsamsten, meist sich auf umstrittene Werke beziehenden Rezensionen empfingen[2]), die freilich teilweise erst unter dessen Nachfolger gedruckt wurden. Die Mitarbeit dieser Heißsporne, die durch ihre Fehde auch bei Nichtbeteiligten vielfach Mißstimmung hervorgerufen hatten, wurde auch für die Beteiligung anderer von Bedeutung: Friedrich Schlegel zog sich bald zurück, weil ihm „der wunderhörnene Geist" zuwider war, anderseits wurden den Jahrbüchern durch Arnim die Brüder Grimm zugeführt.

Im Bewußtsein seiner überragenden Stellung hat Creuzer viel für die Freunde gewagt. So gestattete er Görres, seine Volksbücher selbst anzuzeigen, obwohl dies Recht dem nicht ordnungsgemäß Habilitierten eigentlich nicht zustand. Zu Görres' Freundschaftsrezension des Wunderhorns durfte Arnim gleich nach dem Eintreffen einen Zusatz machen, auch schickte Creuzer sie vor dem Druck Savigny und Brentano zur Begutachtung nach Landshut und stellte deren Zufriedenheit als ein besonderes Motiv zum schnellen Abdruck hin. Solche einseitige Parteinahme erregte naturgemäß viel Widerspruch, der zum Ausbruch kam, als Voß in seinem Angriff auf das Wunderhorn — 25./26. November 1808 — der Redaktion zum Vorwurf machte, daß sie den „Verfälscher" Arnim unter ihren Mitarbeitern dulde. Thibauts Zumutung, von Arnim keine Rezensionen mehr mit Namennennung zu drucken, konnte Creuzer daraufhin nicht zurückweisen, doch hat er bis zuletzt treu zu den Einsiedlern gehalten und sich später mehrfach gegen den durch Böckh und Wilken bedingten anderen Geist der Abteilung ausgesprochen.

Es ist verständlich, daß nach Creuzers Fortgang alle die, welche nicht zu den romantisch Gesinnten gehörten, doppelte Anstrengungen machten, die Jahrbücher in ein anderes Fahrwasser zu lenken. So hätte der noch jugendliche, konziliante Böckh auch dann schwer die alte Richtung inne halten können, wenn er nicht schon den romantischen Ideen ferner gestanden.

[1]) N. H. J. XI, 207. Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm in der Jugendzeit, 83. Steig I, 277. [2]) Görres: Richters Werke IV/II, 1201, Runges Zeiten II/V_2, 261, Villers, Coup d'oeil sur les Universites II/V_3, 439, Selbstanzeige der Teutschen Volksbücher II/V_3, 409, Oupnek'hat . . II/I_2 193, Rixners All-Eins-Lehre II/I_2, 221, Frank, Licht des Orients II/I_2, 269, Wunderhorn II/V_1, 222, III/I_2, 30, Ahlwardts Ossian III/V_2, 30. Arnim: Jacobi und die Gegenschriften I/V, 362, Rostorfs Dichtergarten II/V_1, 53, Die Romane E. Wagners II/V_1, 169, Memoire enciclopediche, Romane sulle belle arte II/V_1, 189, Considerations sur l'etat de la peinture II/V_2, Werners Attila III/V_1, 6. Andere Aufträge, wie Seumes Miltiades, Schillers Theater, Kleists Penthesilea wurden nicht ausgeführt.

hätte als vor einem Jahr, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß Creuzers fast provokatorische Bevorzugung der Einsiedler bei deren Kampfstellung der ruhigen Entwicklung der Jahrbücher hinderlich sein müßte. An sich hätte Böckh wohl Arnim und Görres gern mehr Raum gegönnt, und wenn er den Aufschub des Druckes einer Rezension mit Platzmangel entschuldigt, so braucht das nicht einfach eine Ausflucht gewesen zu sein. Doch wie dem auch sei: Tatsache ist, daß mit Böckhs Übernahme der Redaktion sofort ein Abrücken von den Einsiedlern einsetzt. So hat sich Böckh der Opposition, die sich gegen den Abdruck des zweiten Teiles der Wunderhornrezension infolge Creuzers Unvorsichtigkeiten erhoben hatte, zunächst nicht widersetzt, wenn er auch später wieder für sie eingetreten ist: erst 1¼ Jahre nach dem ersten Teile wurde die Fortsetzung gedruckt. Weitere Aufträge scheint er Görres nicht gegeben zu haben, der seinerseits eine neue Rezension[1]) — Mythologie des Indous par Polier — in die theologische Abteilung gab. Auch Görres' Ossianrezension und Arnims Besprechung von Werners Attila (III/V_1, 6) ließ Böckh längere Zeit liegen, erteilte aber immerhin Arnim eine Besprechung von Friedrich Schlegels Werken (III/V_1, 145), die dann als bedenklich wiederum zunächst zurückgelegt wurde. Weiteren Bestellungen von meist wenig bedeutenden Werken gab Arnim nicht Folge, doch sandte er aus eigenem Antrieb die Rezension von Ritters Fragmenten eines Physikers und der Satire „Versuche und Hindernisse Karls" (III/V_2, 347). Diese erschien nach dreivierteljähriger Zurückstellung, jene wurde in die theologische Abteilung gegeben.

Die Abneigung gegen die Mitarbeit Arnims kam dann von neuem zum Ausbruch, als 1810 Wilken und Thibaut den Antrag stellten, Arnim ganz auszuschließen. Zwar widersetzte sich Böckh mit Erfolg, scheint dann aber — nach dem 2. April 1810 — Arnim nicht wieder aufgefordert zu haben.

Vom Jahrgang 1811 ab fiel Böckhs Wirkungskreis im wesentlichen Wilken zu, der den Einsiedlern noch zurückhaltender gegenüber trat als sein Vorgänger und selbst Heinrich Voß und Paulus heranzog. Doch wollte Wilken, im Gegensatz zu Thibaut und Fries, keineswegs dauernd die Romantiker ausschließen. Wie er sich wieder an die Schlegel und Jean Paul wandte, so forderte er auch, freilich erst am 14. Juni 1811, Görres auf, vor allem die ihm schon von Creuzer aufgetragene Würdigung Jean Pauls zu senden und gab ihm jetzt und später weitere Aufträge[2]). 1814 brechen dann die Beziehungen Görres' zu den Jahrbüchern ab, vor allem wohl, weil ihn seine Tätigkeit am Rheinischen Merkur vollauf in Anspruch nahm. 1824/25 finden wir noch einmal eine Besprechung von ihm, sie galt dem Domwerk Boisserées.

Arnim wurde erst während seines kurzen Aufenthaltes in Heidelberg — November 1811 — zur Mitarbeit eingeladen und lieferte daraufhin die Besprechung von A. W. Schlegels Werken (IV/II, 1185). Außerdem schickte er noch auf eigene Faust Kleinigkeiten[3]), bis durch den Krieg die

[1]) III/I_1, 241. [2]) Görres lieferte unter Wilken: Dalbergs Meteorkult IV/II, 1239, Grimms Hildebrandlied VI/I, 337, Tiecks Lichtenstein VI/I, 582, J. Grimms Meistergesang VI/II, 753. Außerdem die Ankündigung der Bibliotheca vaticana in Int.-Bl. [3]) Bürgers Ehestandsgeschichte V/II, 1199, Bornemanns Plattdeutsche Gedichte, VI/I, 305.

Verbindung mit Heidelberg abgerissen wurde. Später hat er nichts mehr zu den Jahrbüchern beigesteuert.

Wie mehrfach erwähnt, haben sich Görres und Arnim oft über die herrschende Art der Kritik ablehnend geäußert. All die Parteilichkeit und das hämische Absprechen sind schuld daran, daß der Sinn für das Echte verkümmert und die Begeisterung erstickt wird. Dementsprechend sehen es die Freunde als ihre Aufgabe an, vor allem das Gute anzuerkennen und in Schutz zu nehmen gegen die von Dünkel und Eitelkeit erfüllten Kritiker. Damit kann auch allein dem Schriftsteller geholfen werden: „Das Bessermachen ist gewiß nur auf dem Wege des Anerkennens zu erreichen“[1]), sagt Arnim einmal. Freilich bedeutet das nicht ein Schönfärben des Schlechten. Im Gegenteil, dies soll ohne Winkelzüge „mit strenger, unerbittlicher Leidenschaft niedergetreten werden“[2]). Aber wo gute Gesinnung und wirkliches Können zur Geltung kommt, da soll ein Tadel, wenn er nötig ist, sich stets bewußt bleiben, daß zwischen dem Besten und Guten ein anderes Verhältnis ist als zwischen dem Guten und Schlechten[3]).

Daß bei diesen Arnim und Görres gemeinsamen Anschauungen beide lieber wertvolle, dem eigenen Fühlen und Denken entsprechende Werke besprachen, als Schlechtes niederrissen, liegt auf der Hand[4]).

Man mag noch so sehr in den literarischen Kämpfen auf der Seite der Romantiker stehen, mag bedauern, daß sobald Arnim und Görres in der Redaktion der Jahrbücher Gegner fanden, durch die ihre Mitarbeit eingeschränkt wurde, die Gerechtigkeit verlangt das Geständnis, daß die Heißsporne durch ihre Rezensionen immer wieder zum Stein des Anstoßes werden mußten und so die Gefahr unübersehbarer Fehden bestand. Denn daß sie in ihren Besprechungen nicht das, wofür sie sich vorher eingesetzt hatten, vorsichtig umgehen würden, war vorauszusehen. In der Tat finden wir in Arnims wie in Görres' Rezensionen immer wieder Ausfälle gegen die klassizistische Aufklärung, bei denen, so allgemein sie auch gehalten sind, jeder Kundige fühlte, daß oft an Voß und seine Gesinnungsverwandten gedacht war.

Schon im Athenäum heißt es[5]): „Gäbe es außer der Kunst noch ein Handwerk der Poesie, so würde Voßens Liedern der erste Rang nicht abzustreiten sein.“ Ähnlich spricht Görres von den „poetischen Webstühlen“ mancher Dichter, von „Industrie und Spinnschulen“, „Münzwardeinen“, Kunstdrechslern und Kunstuhren. Gewisse Werke seien geschickte, mühsam zusammengesetzte Arbeiten, nicht von innen heraus geboren, sondern berühmten Mustern nachgebildet[6]). Wahre Dichtung dagegen entstehe „ohne peinliche Anstrengung,“ „fern von Überlegung“. Der echte Künstler wird von dem angeborenen „sicheren inneren Takt“ geleitet, von dem „ästhetischen Gewissen, das ohne Regel für sich selbst schaffend, Gesetze

[1]) Unbekannte Aufsätze, hrsg. von L. Geiger, Berliner Neudrucke, 3. Serie, Bd. 1, S. 99. [2]) I/V, 367. [3]) III/V$_1$, 257; II/V$_1$, 55. [4]) Ganz abfällig sprach sich Arnim nur über die Satire Versuche und Hindernisse Karls, Görres über Rixners Oupnek'hatübersetzung aus. Doch überwiegt auch in Arnims Besprechung von Jakobis Abhandlung über Gelehrte Gesellschaften und der Gegenschrift Amans ebenso wie im Görres' Rezension von Franks Licht des Orient der Tadel. [5]) Vgl. Rud. Haym, Die romantische Schule[4]. Berlin, 1920, S. 786. [6]) II/V$_1$, 225 f.

gibt“[1]). Arnim freilich wußte, daß in jedem künstlerischen Schaffen das Bewußte seinen Anteil hat[2]). Aber auch ihm war natürlich die Dichtkunst eine angeborene, nicht durch Regeln erlernbare Gabe, — selbst zum echten künstlerischen Genießen bedarf es nach ihm einer besonderen Veranlagung[3]).

Eng damit hing Görres' Schelten[4]) auf formale, aus dem Verstand hervorgehende Künsteleien zusammen. Denn die Form soll mit dem Gehalt verwachsen sein „wie Leib und Seele im organischen Leben.“ Daß Görres dabei soweit geht, das Sonett ebenso wie die antiken Versmaße und Normen zu verurteilen, wurde erwähnt[5]).

Auch die Polemik gegen die Unfähigkeit, zu genießen[6]), wird wieder aufgenommen, wie auch die steifleinerne Pedanterie, der gelassene Ernst verspottet wird, der sich jeden übermütigen Lachens schämt und bei jedem Scherz sich argwöhnisch nervenschwach betroffen fühlt[7]). Der Zeit fehlt die Unbefangenheit, der Takt für das Schöne, Bedeutende, wahrhaft Lebendige, die Fähigkeit, stark zu fühlen, die Begeisterung[8]). Schon darin zeigt sich der Mangel an künstlerischer Empfänglichkeit, daß man so oft mit neuen Dichtungen nichts anzufangen weiß und erst wartet, bis die Sprecher sich äußern[9]). Dafür hat sich Dünkel, Nörgelei, Zanksucht, kalte Verständigkeit geltend gemacht[10]), während doch das warme Gefühl sicherer leitet als der Verstand, der nur Wankelmütigkeit und Unentschlossenheit ins Leben bringt[11]). Vor allem verhaßt aber war beiden Freunden der einseitige „Parteigeist“[12]). Auch dabei dachten sie vor allem an die Anhänger des Klassischen, die wie Voß aus der Antike das Maß aller Dinge nahmen und so allen Andersgearteten verständnislos gegenüberstanden. Sie aber wollten, wie es so oft seit den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders verkündet war, jede Dichtung aus ihren eigenen Bedingungen heraus verstehen[13]), wollten alles von echtem Leben Durchdrungene, mag es auch vom Althergebrachten abweichen, mit Liebe erfassen. Charakteristisch, daß Görres die Eroberung orientalischer Literatur besonders darum begrüßen würde, weil sie der Einseitigkeit entgegenwirkt und größere geistige Beweglichkeit zu bringen imstande ist[14]). Dabei waren beide von hoher Achtung gegen die Antike erfüllt[15]).

Natürlich finden wir auch wieder Angriffe beider gegen zergliedernde, mäkelnde Kritik[16]), gegen die systematisierenden Philosophen[17]) und das der Liebe bare, sich im kleinsten verlierende und zänkische Gelehrtenvolk[18]).

---

[1]) IV/II, 1237, II/V_1, 225 f., vgl. Arnim: II/V_1, 171. [2]) Steig III, 110. [3]) II/V_1, 54, 171. [4]) Anm. 1. [5]) Auch Arnim schilt auf Silbenmesserei (III/V_1, 147), die ihm freilich selbst nicht fern lag (vgl. Steig I, 32, 51), wie er ja auch das Versemachen in der Schule begrüßen würde, das jedem, so wenig es mit Poesie zu tun hat, doch „Einsicht, Übung, Gewandtheit und Mitgenuß in der Sprache“ verschaffen würde, III/V_1, 149. [6]) Für Arnim III/V_2, 348, II/V_1, 53 f. [7]) Bes. IV/II, 1218 (Görres). [8]) Görres IV/II, 1218 f., III/V_1, 253 u. ö. Arnim: I/V, 367 Pfaff, 182 (Schluß) u. ö. [9]) I/V, 274. [10]) I/V, 224. [11]) Görres: III/V_2, 43. Arnim I/V, 367. [12]) Arnim: II/V_1, 54, 55, III/V_1, 6, I/V, z. B. VIII, S. 77 u. ö. Görres: I/V, 274, 440. [13]) II/V, 1209, Steig II, 151. [14]) IV/II, 1245. [15]) Für Görres bes. II/I_2, 271, auch die Teutschen Volksbücher 301 f. Für Arnim s. oben S. 94. G. B. II, 43. [16]) Arnim: III/V_1, 145, 147, II/V_1, 193; I/V, 366 u. ö. Görres: II/I_2, 199; II/V_1, 222; III/V_1, 250. [17]) Arnim: III/V_2, 348 f., II/V_1, 170, 171; III/V_1, 6. VI, 306. I/V, 363. Görres: III/V_1, 251, I/V, 445. [18]) Görres: I/V, 443. IV/II, 1240, 1245.

Görres' Widerwille gegen zersetzende Kritik zeigt sich auch darin, daß er, den „kritischen Nagetieren und Bücherratten zum Verdruß“[1]), die Echtheit des Ossians[2]) und der Sage von der Entstehung des Meistersanges[3]) festhält, und in dem persischen Oupnek'hat, wie schon in der Mythengeschichte, einen reinen Auszug der Veden sieht[4]).

Kein Zweifel, manche der polemischen Auslassungen bekommen ihren Akzent durch die vorangegangene literarische Fehde. Indessen kommt nirgends ein neues Moment in ihnen zur Geltung. Mehr oder minder ähnliche Bemerkungen finden wir auch schon in den Schriften und Briefen vor der Einsiedlerzeitung, in Arnims Volksliederaufsatz, im Bogs, in den Teutschen Volksbüchern. Auch das zeigt das Unfruchtbare der ganzen Fehde.

Nicht minder ausgesprochen sind auch sonst die dargelegten Urteile und Anschauungen. So tritt Görres rückhaltlos für das Wunderhorn und die Volksdichtung ein[5]), die er wie Arnim im Volksliederaufsatz, höher als die Kunstdichtung stellt, er verherrlicht dithyrambisch die „plastische Symbolik“ von Runges Tageszeiten, über die die Rationalisten sich entsetzten[6]), Jakob Grimm wird gegen Einwände Docens in Schutz genommen[7]), Tiecks Verdienst um die Erneuerung der altdeutschen Literatur stark hervorgehoben.[8]) In charakteristischer Weise kommt Görres' Zugehörigkeit zu den Herausgebern des Wunderhorns zur Geltung, wenn er im Gegensatz zu Jakob Grimm das Auflösen alter Poesie in Prosa, sowie das Streichen zu breiter Stellen, wie es Tieck in seiner Bearbeitung von Lichtensteins Frauendienst tat, billigt[9]). Für das Eigentümliche seiner Zeit hält er „ihre Höhe . . ., ihre freie Allgemeinheit, der Blick über eine weite Vergangenheit, die vergeistigte Ansicht aller Dinge, die Durchsichtigkeit des Lebens für sich selbst, die Macht des Gemeinbegriffes . . .“[10]). Echt aber ist nur die Dichtung, die frei von jeder Nachahmung einer bestimmten Kunstepoche, der Ausdruck des eigenen Zeitgeistes ist[11]).

Arnims hoffnungsvoll bejahende Natur tadelt Jacobis trübe Ansicht der Zeit, die die Torheiten niedriger Naturen verallgemeinert[12]), sowie das blinde Losschlagen auf die Vorzeit[13]), während er warm für die Reformation und die Universitäten, denen Jacobi unrecht tut, eintritt[14]). Arnims Patriotismus kommt mehrfach zur Geltung, vor allem, wo er die Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland, die erst ein falscher Patriotismus künstlich schafft, beseitigt wissen will[15]). Bezeichnend, daß er lieber sähe, wenn Dichter die großen Begebenheiten in Mitwelt und Vergangenheit gestalteten, als jedem kleinen Gefühl Ausdruck zu geben[16]). Seinen Lieblingswunsch, daß die Kunst sich nicht an einen kleinen Kreis literarisch Gebildeter, sondern an das ganze Volk wenden soll, sieht er in Rostorfs Dichtergarten verwirklicht, den er daher überschwenglich preist[17]). Die

[1]) G. B. II, 396. [2]) III/V$_1$, 250 f. [3]) IV/I, 765. [4]) II/I$_2$, 202 f. [5]) II/V$_1$, 223. [6]) II/V$_2$, 261 ff. [7]) VI/II, 753 f. [8]) VI/I, 583 f. [9]) VI/I, 585. [10]) I/V, 275; IV/II, 1205. [11]) I/V, 275.; II/V, 227; IV/II, 1209. [12]) I/V, 364. [13]) I/V, 365. Vgl. IV/II, 1186. [14]) I/V, 365. [15]) Görres stimmte dem zweifellos bei: Schellberg I, 126. Sein Patriotismus äußert sich in den Jahrbüchern, abgesehen von dem Schalten auf die Untugenden der Zeit, besonders in den Angriffen auf die schwächlichen Fürsten IV/II, 1225, 1231; VI/I, 587. [16]) II/V$_1$, 55. [17]) II/V$_1$, 54.

Tendenz der Schlegelschen literarischen Kämpfe wird gebilligt, aber charakteristischerweise hätte es Arnim lieber gesehen, wenn die Brüder mehr durch Werke als durch Beurteilung anderer auf das Bessere hingewiesen hätten[1]). Wilhelm Schlegels Jon stellt Arnim hinter das Werk des Euripides[2]), Goethes Wilhelm Meister wird gegen alle Einwände energisch in Schutz genommen[3]). Die Darstellung des Wunders wird verteidigt, bescheidet sich doch — nach Arnim — die Physik der Gegenwart, an Ausnahmen zu glauben[4]). Daß in Arnims damaligen Anschauungen der Geisterglaube eine feste Stelle einnahm, zeigt besonders die Besprechung von Jung Stillings Geisterkunde, ein Werk, das auf Arnim stark gewirkt hat und das auch Görres sehr verehrte[5]). Die noch in Heidelberg entstandene und ursprünglich für die Jahrbücher bestimmte Rezension ist indessen erst 1817 in Gubitz' Gesellschafter veröffentlicht.

Görres' Bestreben ist, in seinen Besprechungen einen Spiegel der Werke zu geben. Demgemäß sind seine Kunstrezensionen vor allem liebevolle Charakteristiken, die den Stimmungs- und Gedankengehalt bis ins einzelne ahnen lassen wollen. Dabei ist Görres oft, zumal bei Ausdeutung von Runges Tageszeiten, eigenwillig subjektiv, führt aber stets unvergleichlich in die betreffenden Werke ein. In der Einleitung sucht er mehr im allgemeinen zu charakterisieren und in einen größeren Zusammenhang einzuordnen. Mehrfach aber geht ihm dabei die Begeisterung durch, daß er all das dunkle Gewoge, das in ihm so Herrliches auslöste, nur in redegewaltigen Phantasien über das Mysterium der Kunst, die, göttlichen Ursprungs, die Welt mit einem Strahl von oben durchleuchtet und dem Leben Weihe gibt, zum Ausdruck bringen kann. Auch die wissenschaftlichen Rezensionen suchen möglichst den Inhalt zu Bewußtsein zu bringen. Dabei werden die einzelnen Abschnitte immer wieder durch charakteristische Bindeglieder zusammengehalten wie „Gut ist das Wort, daß . .," „wir sind mit dem Verfasser einverstanden, daß . . ."

Im einzelnen umschreibt Görres, führt weiter aus, zieht Parallelen und charakterisiert sie eingehend, stützt und unterstreicht Behauptungen durch neue Belege, wobei er mehrfach Ungedrucktes aus den ihm durch Glöckles Abschrift vermittelten vatikanischen Handschriften altdeutsche und altfranzösische Dichtungen gibt usw. Aber während er in den Kunstrezensionen soviel wie gar keinen Tadel erhebt, verzichtet er hier, ganz abgesehen von den beiden abfälligen Kritiken, keineswegs darauf, anderer Meinung zu sein. Doch fast durchgängig kleidet er seine Ausstellungen in eine verbindliche Form, und indem er am Schlusse die Anerkennung für das Ganze ausspricht, gibt er kund, daß alle Einwände nicht den Wert des Werkes verdunkeln sollen. Bezeichnend für Görres ist, daß er gern auf die letzten zugrunde liegenden Gegensätze zurückgeht. So stellt er, indem er Jean Paul als den adäquaten Ausdruck seiner Zeit faßt, diese der Antike als Schüler Friedrich Schlegels gegenüber[6]) oder er legt in der Einleitung seiner Wunderhornbesprechung den Unterschied von Natur- und Kunstpoesie dar[7]), den Arnim freilich — diese seine Anschauung hat er

[1]) IV 1186, III/V$_1$, 147. [2]) IV/II, 1193. [3]) III/V$_2$, 348. [4]) III/V$_1$, 7. [5]) A. H. J. X, 120. [6]) IV/II, 1205. [7]) II/V$_1$, 223.

Jakob Grimm gegenüber immer wieder verfochten — als etwas im Menschen Getrenntes nicht zugeben will[1]).

Gegenüber den breiten, oft mit dem Prachtmantel einer rhetorischen Diktion umhängten Rezensionen Görres' wirken die von Arnim knapp und fast nüchtern. Auch er sucht gelegentlich das besprochene Werk, freilich mit den einfachsten Mitteln, unter Anführung von Proben dem Leser anschaulich vor Augen zu führen, z. B. bei den Besprechungen von Friedrich Schlegels Gedichten oder den Fragmenten eines Physikers. Bei dem letzteren Werk geht er nur, bezeichnend für seine Subjektivität, auf den rein menschlichen Gehalt ein, will einen Beitrag zur Charakteristik des Mannes geben, läßt bewußt die wissenschaftliche Seite des Werkes unberücksichtigt. Am liebsten aber knüpfte er zusammenhangslose Erörterungen an Einzelheiten, die ihm auffielen. Entscheidend dabei ist meist, daß er Vorwürfe anderer zurückweisen will oder irgendwie zum Widerspruch gereizt wird. Oft lernen wir dabei mehr die Anschauungen Arnims kennen, als daß wir eine klare Vorstellung von dem Besprochenen empfingen. Die kurze Rezension der considerations de l'etat de la peinture wiederum ist fast nur eine Inhaltsangabe.

Außer den beiden Einsiedlern standen in der philologisch-historischen Abteilung der Jahrbücher noch eine Reihe bedeutender Kräfte zur Verfügung, die Anhänger der romantischen Schule waren oder ihr nahe standen. Von neuerer Literatur besprach Friedrich Schlegel Goethes Werke und Adam Müllers Vorlesungen, sein Bruder Winkelmann und Goethes Schrift Winkelmann und sein Jahrhundert, die Ariostübersetzung von Gries u. a. m., Windischmann Herders seit 1805 erscheinenden sämtliche Werke, Wilhelm Grimm Arnims Gräfin Dolores. Als weitere Rezensenten neuerer Literatur seien nur Jean Paul, Hölderlins Freund Sinclair, Franz Horn genannt. Nicht minder bedeutsam waren die Besprechungen von Arbeiten aus der germanischen Philologie. Vor allem durch die fleißige Mitarbeit der Brüder Grimm war es möglich, daß die wichtigsten Erscheinungen in gründlicher Weise gewürdigt wurden. Aber auch Friedrich Schlegel besprach Büschings und von der Hagens Volksliedersammlung und August Wilhelms Kritik der Grimmschen Altdeutschen Wälder hat auf Jacob tief gewirkt. Allerdings hielt sich die philologisch-historische Abteilung der Jahrbücher nicht lange auf der alten Höhe und auch die romantische Grundstimmung hörte, wie angedeutet, bald auf. Unter Böckh wurde zwar, vor allem, weil noch viele Aufträge Creuzers einliefen, der frühere Charakter im ganzen festgehalten, aber seit der Neuorganisation 1811 kann von einer Bevorzugung der Romantik keine Rede mehr sein. Auch die kurze Redaktionstätigkeit Hegels, der schon 1818 von Heidelberg fortging, vermochte nicht Wandel zu schaffen. Und von 1818 bis 1821 wurden dann die Jahrbücher von ganz rationalistischen Dozenten, darunter Heinrich Voß, geleitet.

[1]) Steig III, 108.

Die Brüder Boisserée und Bertram.

Einen neuen geistigen Mittelpunkt fand Heidelberg, als am 31. März 1810 die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und ihr Freund Johann Baptist Bertram in das große Haus am Karlsplatz einzogen, von dessen Balkon aus der Blick auf das Schloß und die Berge fiel. Allmählich füllten sich die einfach schmucklosen Räume mit den kostbaren Bilderschätzen, die in den nächsten vier Jahren ihren Besitzern nachgeschickt wurden. Wesentlich erhöht wurde in Heidelberg der Genuß der Sammlung dadurch, daß nun immer nur wenige und zusammengehörige Gemälde in einem Raum vereinigt wurden. Die allerköstlichsten Werke wurden sogar in einem besonderen kleinen Raum aufgehängt, dessen einziges Fenster sein ganzes Licht auf das Bild fallen ließ[1]).

Die Kölner wußten, wie fest ihre Bestrebungen in der Romantik wurzelten. Neben den Schriften der Frühromantik war es vor allem der mehrjährige Umgang mit Friedrich Schlegel[2]), der für sie von entscheidender Bedeutung war und ihre angeborene Liebe zu den Kunstdenkmälern genährt hat. Schlegel hat nicht nur dadurch, daß er die alten Bauten und Bilder pries und ideenreich erörterte, das Urteil der jungen Freunde für lange bestimmt. Vielmehr wird es vor allem auf seinen Einfluß zurückzuführen sein, wenn die Kölner im Gegensatz zu anderen Sammlern nicht einfach möglichst viel Kunstwerke zusammenkauften, sondern systematisch, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten vorgingen[3]) und durch diese Selbstbeschränkung es erst möglich machten, daß die Gemäldesammlung so große Bedeutung für die Erkenntnis mittelalterlicher Malerei erlangte.

In ihrer Sammeltätigkeit ergänzten sich die Kölner aufs glücklichste. Nachdem sie anfangs gesondert vorgegangen waren, schlossen sie sich bald zu einer „unteilbaren Dreieinigkeit"[4]) zusammen, wobei ein jeder seinen Fähigkeiten entsprechend wirken konnte. Während Bertram, der den Brüdern an organisatorischer Begabung nachstand, vor allem durch seine scharf kritische Begabung zu steter sorgfältiger Prüfung anspornte[5]), besorgte der praktische Melchior in der Regel bei den Erwerbungen den geschäftlichen Teil, knüpfte Verbindungen an, stellte Echtheit und Kauf-

[1]) S. bes. Alex. Pagenstecher, Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg. Voigtländers Quellenbücher, Leipzig, Bd. 56, S. 114 f. [2]) Bes. S. B. I, 295. [3]) Vgl. S. B. I, 221, 302. [4]) Friedrich Schlegels Wort S. B. I, 78. [5]) Amalie von Helvig sagt von Bertram, daß er, „faul bis zur Possierlichkeit sei", doch tiefe Kunstanschauungen und Geschmack habe, dazu treibe er fortwährend, daß etwas geschehe, „so daß er ohne Zweifel großen Anteil an Boisserées schönem und mühsamem Werk, den Kölner Dom und die Galerie betreffend, hat, ohne dabei einen Finger gerührt zu haben." Bissing, 328. Der Kern dieser Beschreibung bestätigt sich durchaus, vgl. S. B. I, 795, 144, 163, 348, 512 u. ö.

preis fest. Sulpiz suchte vor allem die Werke zu deuten und in die historische Entwicklung der Kunst einzuordnen[1]). Was ihn aber besonders einer praktischen Sammeltätigkeit entfremdete[2]), war seine Beschäftigung mit der Baukunst. Seit Anfang 1808 nämlich arbeitete Sulpiz an der Verwirklichung des Planes, den Kölner Dom, „dieses so traurig unterbrochene Denkmal deutscher Größe, im Bilde v o l l e n d e t"[3]) darzustellen, so wie „ihn der unbekannte Meister gedacht hat"[4]). Ergänzt sollte das Werk durch eine Beschreibung, sowie eine umfangreiche Geschichte der christlichen Baukunst vom 7. bis 13. Jahrhundert werden. Sulpiz ging sogleich an die sorgfältige Ausmessung des Domes, entwarf selbst die Risse, stellte die ausgedehntesten historischen und antiquarischen Studien an und ließ die Zeichnungen von bedeutenden Architekten, später die Kupferplatten von tüchtigen Künstlern anfertigen. Welch eine ungeheure Arbeit das Werk erfordern würde, hat er freilich zunächst nicht geahnt.

Was die Kölner zur Übersiedlung nach Heidelberg veranlaßte, hat Sulpiz selber angedeutet. Der Aufenthalt in der Heimat war ihnen durch fortwährende Kränklichkeit, schmerzliche Begebenheiten und durch die infolge der Fremdherrschaft aufgezwungene Einengung verleidet[5]). Mit dem Fortgang Friedrich Schlegels wurde ihnen dann fast jede geistige Anregung genommen, so daß sie sich nach einem Orte sehnten, der ihnen „durch literarische Hilfsmittel und einen Wirkungskreis ein angenehmeres Leben verschaffen[6])" konnte. Da lag die Wahl der Universitätstadt Heidelberg nahe, die in der Mitte zwischen Köln und den süddeutschen Kunststädten München, Nürnberg, Freiburg lag und die gerade eben der Ausgangspunkt ähnlicher romantischer Bestrebungen gewesen war. Mitbestimmend wirkten ferner zweifellos auch die angenehmen Eindrücke, die Sulpiz' kurzer Aufenthalt am Neckar im Herbst 1808 zurückgelassen hatte.[7])

Es war erwähnt, daß Sulpiz bei jenem Besuche mit Arnim und wohl auch mit Görres zusammengetroffen ist. Aber auch von dem Brentanoschen Familienkreis waren ihm mehrere Glieder bekannt, auch Klemens[8]), der wohl die rheinischen Kunstfreunde auf seiner Reise nach Holland in Köln besucht haben mag. Die Einsiedler haben öfter ihr Interesse für die Kölner ausgesprochen[9]). Sie alle sammelten ja Kupferstiche und Gemälde, und zumal Brentano war in Heidelberg schon so „schrecklich auf den Bilderhandel versessen," daß Görres seine Schwiegermutter bat, ihm nicht zu verraten, wo die Madonna sei, die er — Görres — selber erwerben wolle[10]). Brentano habe zwar versprochen, das Bild nicht zu verkaufen, aber in dergleichen Fällen sei ihm nicht zu trauen. Und als Schreiber den Dichter auf ein vermeintlich von Dürer angefertigtes, aus dem Kapuzinerkloster zu Baden-Baden stammendes Holzgemälde aufmerksam machte, scheute Brentano nicht die Reise nach Bruchsal, um das Werk zu besichtigen[11]). Auch die Bestrebungen für die Gotik mußten in den Einsiedlern lebhaften

[1]) S. K. 66. [2]) S. B. I, 179, 170. [3]) S. B. I, 42. [4]) S. B. II, 2. [5]) S. B. I, 33, 178. [6]) S. B. I, 179. [7]) S. oben S. 86 und S. B. I, 268. [8]) Brentano, sämtl. Werke, Bd. 8, 1855, S. 146, S. B. I, 133. [9]) Z. B. H. J. VI/II, 761 (Görres), H. J. II/V_2, 237 (Arnim). Brentanos sämtl. Werke, Bd. 8, S. 146. [10]) G. B. I, 495. [11]) Der Versuch, das Werk zu erstehen, scheiterte schließlich, s. Akten, Heidelberger Universitätsarchiv IV, 3 d, 3, auch Brentano sämtl. Werke, Bd. 8, S. 149.

Widerhall finden. Arnim bat 1811 die Brüder Grimm, ihm ältere Bücher über Architektur mit gotischen Bauplänen mitzuteilen[1]), und Görres hat schon 1807 in seinem Studienaufsatz[2]) die wunderschönen gotischen Gotteslauben gepriesen, wie er dann auch später im Rheinischen Merkur einen zündenden Aufruf zur Vollendung des Kölner Domes erlassen hat[3]).

Die Gesinnungsgemeinschaft der Kölner mit den Einsiedlern zeigt sich auch in dem vaterländischen Geist, in dem sie die Gemälde sammelten. Auch ihnen waren „die ehrwürdigen Überreste einer besseren Vergangenheit"[4]) Trost in ihrem Schmerz um Deutschlands Ohnmacht, und indem sie für die alten Kunstwerke warben, sie vor Verderben retteten und sammelten, wollten sie nicht nur der Wissenschaft dienen, „sondern auch auf das Leben selber von schöner, heilsamer Wirkung"[5]) sein. Denn „kein Volk bedarf wohl mehr der Erinnerung an eine große Vorzeit als das deutsche, welches nach hundertjährigem Zwiespalt und dreißigjährigem Krieg hundert Jahre in der Verachtung seiner selbst und Nachahmung des Fremden gelebt hat"[6]).

So nahe sich aber auch die Rheinländer den Einsiedlern fühlen mochten, deren Kämpfe weiter zu fechten, lag ihnen völlig fern. Für die Boisserée[7]) war im Gegensatz zu einem Brentano charakteristisch, daß sie in ihrer weltmännisch gewandten Anpassungsfähigkeit auch mit Menschen anderer Denkungsart zu verkehren oder zumindest doch korrekt auszukommen vermochten. Letzten Grundes stand ihren Bestrebungen die Aufklärung nicht weniger feindlich gegenüber als denen der Romantikerdichter. Aber sie mieden es klug, ihrem Werben für mittelalterliche Kunst eine Spitze gegen widerstrebende Anschauungen zu geben, wodurch sie nur ihrer Sache geschadet hätten. So gewannen sie durch ihr unbefangenes Wesen und die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der sie ihre Schätze zu jeder Tageszeit[8]) zeigten und erklärten, auch die für sich, denen die Gemälde an sich nichts zu sagen vermochten. In Sulpiz' umfangreichem Briefwechsel suchen wir vergeblich nach einer Stelle, die darauf hinwiese, daß er oder sein Bruder sich je in einem persönlichen Konflikt mit bestimmten Heidelbergern befunden hätte.

An ihrem neuen Aufenthaltsort fühlten sich die Kölner rasch heimisch und fanden offenbar in den Heidelberger Kreisen eine sehr herzliche und ehrenvolle Aufnahme. Schon am 30. Mai 1810 erwähnt Dorothea Schlegel in einem Briefe an Sulpiz dessen „so reizende Beschreibung" des jetzigen Aufenthalts, der „von einem rechten Wohlgefallen in dem herrlichen Kreise der Freunde" zeuge[9]). Fast ausschließlich waren diese Freunde Mitglieder der Universität, die 1816 Sulpiz' Verdienste durch Verleihung des philosophischen Doktorates ehrte. Besonders eng gestaltete sich das Verhältnis zu Creuzer, das beiden Seiten reiche Anregung und Belehrung gab[10]). Schon im Sommer 1810 verbrachte Sulpiz mit dem Mythologen Erholungstage im Odenwald[11]). Ferner gehörten Thibaut, Daub, Wilken, Fr. Chr. Schlosser sowie Schreiber, mit dem sich Sulpiz sogar duzte[12]), zu

[1]) Steig III, 165. [2]) S. 308 f. [3]) 1814, Nr. 151. [4]) S. B. I, 116. [5]) S. B. I, 241. [6]) S. B. I, 241. [7]) Dagegen Bertram: Bissing, 328. [8]) S. Morgenblatt, 1811, Nr. 208 (Horstig). [9]) S. B. I, 80. [10]) S. B. I, 329 und Creuzers Deutsche Schriften, V_1, 1848, S. 57. Im 1. Band seiner Symbolik erwähnt Creuzer bereits die Bestrebungen der Kölner (S. 156). [11]) G. B. II, 156. [12]) S. B. I, 536, 803.

dem engeren Freundeskreis der Kölner, die auch mit Hegel, dem Juristen Martin, dem Kliniker Nägele und den Theologen Abegg und Paulus[1]) verkehrten. Seit 1810 weilten auch Amalie von Helvig und Helmina von Chézy — letztere mit häufigen Unterbrechungen — mehrere Jahre in Heidelberg. Beide Frauen, die übrigens zeitweise miteinander verfeindet gewesen zu sein scheinen[2]), waren insofern für die Boisseréeschen Bestrebungen von einiger Bedeutung, als sie zuerst in nicht eben tiefen Aufsätzen weiteren Kreisen genauere Kunde von den Bilderschätzen gaben, wobei die Ausführungen der Chézy von Bertram[3]), die der Helvig von Sulpiz[4]) selbst durchgesehen wurden. Amalie hat auch eine Anzahl Gemälde kopiert, die sie zu einigen Legenden anregte[5]), welche dann in dem mit Fouqué 1812 zusammen herausgegebenen Taschenbuch „Sagen und Legenden" erschienen. Cornelius, mit dem sie durch Betram bekannt wurde, hatte einige Illustrationen in Sepia und Tusche beigesteuert[6]). Auch die Sage vom Wolfsbrunnen hat sie damals mit Hineinflechtung nordischer Überlieferung dichterisch gestaltet[7]). So finden wir die Frau, die, aufgewachsen im klassischen Weimar, an Schillers Hand ihr Dichtertalent weiter entwickelt hatte, in Heidelberg im romantischen Strom schwimmend. Die Beziehungen der Kölner zu Frau von Helvig sind auch nach ihrem Fortgang nicht abgerissen[8]), während sie von der Chézy, die sich überall durch ihr selbstgefälliges und anmaßendes Wesen unbeliebt und lächerlich machte, bald nichts mehr wissen wollten[9]).

Eine interessante Angabe über die Heidelberger Geselligkeit der ersten Zeit finden wir in Sulpiz' Tagebuch: „Überhaupt wurden wir ungewohnt gesellig und fast Gesellschaftsnarren, wir gingen in Gesellschaft aller Art und gaben selber welche bunt wie Museen von allerlei Wundertieren, Freund und Feind, Auserwählte und Philister, alles durcheinander"[10]). Man möchte annehmen, daß Sulpiz, als er diese Bemerkung niederschrieb, nicht zuletzt an Voß dachte. Dessen Biograph meint zwar, daß die Boisserée als Romantiker und Freunde des Symbolikers für den Homerübersetzer ein unmöglicher Umgang waren[11]). Diese Behauptung ist indessen zumindest stark einzuschränken. Amalie von Helvig wurde 1810 von Heinrich Voß bei den Brüdern eingeführt[12]), in den Tagebuchnotizen Sulpiz', die sich auf Goethes ersten Aufenthalt beziehen, wird ein mehrfaches Zusammensein mit Voß angedeutet[13]), und noch 1818 richtet der Kölner Goethe Grüße von Voß aus[14]). Die Verständnislosigkeit des alten Herrn für die Bestrebungen der Boisserée würde freilich schon aus der Art, wie Goethe ihn bei seinem Besuche bei den Brüdern hinter das Licht führte[15]), einigermaßen sicher zu folgern sein, auch wenn sie bei Voßens Anschauungen nicht auf der Hand läge.

---

[1]) Den aber Sulpiz trotz häufigen Verkehrs als wesensfremd empfand. S. B. I, 424. [2]) Kosch, Bd. 13, S. 55. [3]) Heinrich Finke, Briefe an Friedrich Schlegel, Görresgesellschaft. Köln, 1917, S. 54. Der Aufsatz erschien in Fouqués Museum 1811. [4]) S. B. II, 25, 38. Der Aufsatz erschien in Schlegels Museum, 1812, November. [5]) Bissing, 279. [6]) Bissing, 324. [7]) Vgl. weiter Bissing, 335. [8]) Etwa S. B. I, 363, 531. [9]) Finke, a. a. O. 58. [10]) 8. Jan. 1811. F. R., 96. [11]) Herbst II_2, 137. [12]) Bissing, 272., vgl. 284. [13]) S. B. I, 225. [14]) S. B. II, 226. [15]) F. R. 202 f. Einen Hieb auf die Boisseréeschen Bestrebungen: Antisymbolik II, 355.

Sollten die Gemälde einen Überblick über die nordische und christliche Malerei bieten, so durften neben den heimischen auch die schwäbischen, fränkischen, sächsischen und altniederländischen Schulen nicht fehlen[1]). So trat Melchior bald mit den Kunsthändlern der benachbarten Städte in Verbindung und unternahm mehrmals größere Reisen nach Süddeutschland und den Niederlanden. Hier freilich war die Ausbeute nicht groß und erforderte außerordentlich hohe Opfer[2]). Die besten Stücke aber, wie die sieben Freuden Mariä, die vermeintlich von van Eyck stammende „Anbetung der Könige" — sie rührt von Dierick Bouts her[3]) — und vor allem der erst 1817 erworbene lebensgroße Christuskopf von Memling[4]) zogen ganz besonders Fremde an und waren der Stolz ihrer Besitzer.

Es liegt nahe, daß die Galerie der malerischen Kultur Heidelbergs zugute kommen mußte. Seit Beginn des Jahrhunderts haben bedeutendere Künstler, teils in Heidelberg geboren, teils zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt anwesend, immer wieder Schloß und Stadt und Neckartal dargestellt und dabei jenen Typus der Heidelberger Landschaft geschaffen, der heute in der ganzen Welt bekannt ist[5]). Schon seit 1796 war J. J. Strüdt in der Heidelberger Gegend tätig, der „als erster die Weite der Heidelberger Landschaft künstlerisch gesehen und gemalt hat"[6]) und anderen dies neue Landschaftsgefühl vermittelte, und von 1805 bis 1816 wirkte als Universitätszeichenmeister der auch Arnim[7]) bekannte Friedrich Rottmann, zu dessen Schülern Karl Fohr, Ernst Fries — der Sohn des Krappfabrikanten —, vor allem aber Rottmanns Sohn Karl gehörte, welcher schon mit achtzehn Jahren jenes berühmte Aquarell schuf, das in wunderbarer Farbengebung vom Wolfsbrunnenweg aus Schloß, Stadt und die blaue, von Bergen begrenzte Ebene bei Sommerabendbeleuchtung zeigt. Von Künstlern, die mit romantisch gestimmtem Auge Heidelberger Landschaften schufen, seien noch die Engländer Turner und Bartlett, ferner G. W. Issel, der Heidelberger Verhas, auf dessen grandioser Ideallandschaft das lichtumflossene Schloß daliegt wie eine Gralsburg, und aus neuester Zeit K. Weysser und K. L. Fahrbach genannt.

Die Bedeutung der Boisseréeschen Galerie für den Heidelberger Malerkreis lag nicht nur darin, daß Köster, Schlesinger und Keller nach Heidelberg zum Restaurieren der altdeutschen Bilder gezogen wurden, die Gemälde haben auch auf manches in Heidelberg entstandene Werk rein künstlerisch eingewirkt. Die Schöpfungen Kellers[8]), der ebenso wie Karl Rottmann[9]) und Epp[10]) in der Boisseréeschen Sammlung kopierte, tragen

[1]) F. R. 159. [2]) F. R. 175 f., 180 u. ö. [3]) F. R. 181. [4]) Bes. Nippold I, 123. [5]) Die folgenden Andeutungen verdanke ich freundlichen Hinweisen von Herrn Dr. Karl Lohmeyer, sowie der von Herrn Dr. Lohmeyer im Sommer 1919 in den Städt. Sammlungen veranstalteten Ausstellung „Heidelberger Maler der Romantik". Der gedruckte Katalog (Universitätsdruckerei J. Hörning) ist gleichfalls von Herrn Dr. Lohmeyer verfaßt und bringt kurze Notizen zum Leben und Schaffen der Künstler, sowie die Angabe, in wessen Besitz sich die Werke befinden. [6]) S. Lohmeyers Verzeichnis, 7. [7]) Steig II, 133. (Nicht der 1797 geborene Karl R., wie Steig sagt, sondern der Vater ist gemeint.) [8]) Allg. d. Biogr., Bd. 44, S. 580; Naglers Künstlerlexikon, Bd. 22, S. 163. [9]) Die Kopie eines kleinen Bildes von Memling befindet sich in den kunstgeschichtlichen Sammlungen der Universität Würzburg. [10]) Bissing, 307, 322. Steig I, 293.

unverkennbar die Spuren von dem Studium der alten Meister und auch die Köpfe Schlesingers zeigen öfter in den harten Linien und dem versonnenen, an die Madonnen erinnernden Ausdruck der Frauen den Einfluß der alten Gemälde, der besonders in dem Nebeneinander von hartem Rot und massivem Grün auf dem Porträt der Gattin Welkers zur Geltung kommt. Auch von Karl Fohr meldet sein Biograph, daß er kurze Zeit die alten Gemälde nachahmte[1]). Später hat dann, wohl in München, auch auf den jungen Georg Philipp Schmitt, der dann vorwiegend in Heidelberg weilte, die Boisséréesche Sammlung einen Eindruck gemacht[2]), dessen Nachwirkung in manchem seiner Werke, etwa in der Madonna auf Goldgrund, in dem Porträt seines Vaters oder in der Anbetung der drei heiligen Könige unverkennbar ist. —

Während sich Melchior Boisserée in Heidelberg der Vermehrung der Sammlung widmete, förderte Sulpiz unermüdlich sein architektonisches Prachtwerk über den Kölner Dom[3]) und bereitete die damit verbundenen Untersuchungen vor, deren Ausarbeitung freilich erst in Stuttgart erfolgte[4]). Immer wieder führten ihn Studienreisen nach den verschiedensten Teilen Deutschlands, zumal in die Vaterstadt. Hier war es ihm auch vergönnt, praktisch für die Erhaltung des Kölner Domes zu wirken.

Schon früher war es Sulpiz gelungen, den Kirchenvorstand der Dompfarre und die Stadtverwaltung zu bestimmen, Mittel, die freilich nicht im entferntesten genügten, zur Verfügung zu stellen, um dem gänzlichen Verfall des Bauwerks entgegenzuarbeiten[5]). Bei seinem ersten Aufenthalt in der Vaterstadt seit seiner Übersiedlung nach Heidelberg — Sommer 1811 — setzte er dann durch, daß eine genaue Besichtigung des Bauschadens vorgenommen würde, die ergab, daß ein ernstlicher Schritt not tat[6]). Aber die Eingabe an Napoleon, die, vom Munizipalrat auf Boisserées Drängen entworfen, um die nötigen Hilfsmittel bat, weckte zwar Napoleons Interesse, veranlaßte aber keine Beihilfe, so daß der Verfall nur noch zunahm. Als im Juli 1814 der Kronprinz von Preußen durch Köln reiste, weilte Sulpiz gerade wieder in der Vaterstadt und durfte den Kronprinzen durch den Dom führen. Dieser war so begeistert von dem Gesehenen, daß er am liebsten den Dom gleich ausgebaut hätte[7]). 1816, gleich nach dem Anheimfall der Rheinprovinz an Preußen, gab dann der Kronprinz Schinkel den Auftrag, von neuem den Zustand des alten Gebäudes zu untersuchen. Schinkel, der erkannt hatte, daß „eine gründliche Herstellung ohne einen Fortbau gar nicht möglich wäre"[8]), war willens, keine bauliche Einrichtung ohne Boisserées Zustimmung zu treffen und hoffte, daß man diesen als vortragenden Rat im Ministerium mit dem Referat über alle den Dom betreffenden Fragen betraue[9]). Aber neue Hindernisse machten sich geltend — erst am 19. April 1824 wurden die Baureparaturen ernstlich in Angriff genommen[10]).

---

[1]) Vgl. das Leben des Malers Karl Fohr, geschrieben von Prof. Dr. Th. Dieffenbach. Neu hrsg. von Rud. Schrey. Frankfurt, 1918, S. 112. [2]) Die frühen Beziehungen Schmitts — geb. 1808 — bezeugte mir des Künstlers hochbetagter Sohn. [3]) Die bedeutendere Hälfte der Zeichnungen war bereits in Köln fertig. S. B. I, 179. [4]) S. B. II, 240. [5]) Ennen, 106 f. [6]) S. B. I, 153. [7]) S. B. I, 216. [8]) S. B. I, 317. [9]) Ennen, 116, 117. [10]) Ennen, 119.

Wohl hatte die Galerie schon in Köln einen engen Kreis von Kunstfreunden angezogen; einer tieferen Wirkung auf weitere Kreise stand neben den Kölner Verhältnissen im allgemeinen vor allem der Umstand entgegen, daß es nicht möglich war, alle Gemälde an einem Ort zu vereinigen. Während der Heidelberger Zeit aber verbreitete sich der Ruhm der Sammlung allmählich bis über die Grenzen Deutschlands hinaus. In erster Linie war das die Folge der geschickten, von Freunden unterstützten Propaganda der Kölner. Hierbei leitete sie nicht einfach leichtverständliche Eitelkeit, sondern vor allem das lautere Streben, die Werke einer einheimischen, aber unverstandenen Kultur dem Verständnis der Zeitgenossen zu erschließen und dem Geistesbesitz der Gegenwart einzuverleiben. Eine mächtige Unterstützung fanden ihre Bestrebungen durch die Befreiungskriege, die das Nationalbewußtsein erhöhten und so zur Besinnung auf das Erbe der Vergangenheit einluden. Und wenn nach dem Krieg sich dann vielfach Gleichgültigkeit, Genußsucht, Partikularismus geltend machten, in Heidelberg blieb lange die Universität ein Bollwerk gegen die wachsende Mattheit der Zeit. Die Studentenschaft war durch den Krieg gereifter, gefestigter als früher, und indem sie aus den verschiedensten Gauen Deutschlands stammte, bildete sich in ihr naturgemäß ein rein deutsches Gemeinschaftsbewußtsein. Vor allem aber setzte nach dem Krieg die burschenschaftliche Bewegung ein, die bewußt die vaterländischen und sittlichen Werte der Erhebungszeit zu erhalten und zu stärken suchte. Es ist oft angedeutet, wie die Burschenschaft von den romantischen Stimmungen der Zeit erfüllt war. Wir finden denn auch den Burschenschaftler Pagenstecher[1]), der später seine Erinnerungen aus jenen Jahren aufgezeichnet hat, wie viele seiner Kommilitonen in ergriffener Betrachtung vor den alten Bildern der Kölner.

In den Jahren vor 1813 hatte sich das äußere Bild der Stadt nicht verändert. Jeder konnte ungestört von den politischen Ereignissen seiner friedlichen Beschäftigung nachgehen. Bis dann im November 1813 die Verbündeten, denen sich jetzt endlich Baden anschloß, gen Westen zogen, um Napoleon im eigenen Lande niederzuringen. Unter denen, die im Waffenrocke durchzogen, fanden die Heidelberger manchen wieder, der vor nicht langem noch in den nun stark gelichteten Hörsälen gesessen hatte. Auch viele Fürstlichkeiten, berühmte Feldherrn und Staatsmänner weilten vorübergehend in Heidelberg, u. a. der Zar Alexander, der König und Kronprinz von Preußen, Schwarzenberg, Wrede, Metternich, Hardenberg, auch Jakob Grimm, der als Legationssekretär der hessischen Gesandtschaft ins Große Hauptquartier eilte. Noch bunter wurde das Bild, als im Frühjahr 1815 — vom 24. Mai bis 24. Juni — Schwarzenberg sein Hauptquartier nach Heidelberg verlegte, nachdem schon wochenlang wieder durch die Straßen der Stadt viel Truppen gezogen waren, die teils zur Armee jenseits des Rheins strömten, teils in Heidelberg und Umgebung einquartiert wurden. Am 5. Juni traf dann auch für mehrere Wochen Kaiser Franz und Zar Alexander unter Kanonengedonner, Glockengeläute und

[1]) Alexander Pagenstecher, Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg 1816 bis 1819. Voigtländers Quellenbücher Bd. 56.

dem Jubel der Bevölkerung ein, — ein Ereignis, das von Helmina von Chézy in bombastischen Versen gefeiert wurde[1]). Von den ungezählten anderen Berühmtheiten, die damals vorübergehend in Heidelberg weilten, seien nur die Erzherzöge Johann und Karl, die Kronprinzen von Bayern und Württemberg, Barclay de Tolly, Nesselrode, und wiederum Metternich und Hardenberg genannt. Zur Ruhe ist dann Heidelberg auch nach dem Fortgang der höchsten Herrschaften nicht gelangt, da die Stadt auch weiter eine starke Einquartierlast zu tragen hatte und sich schon am 23. September die ersten vom Kriegsschauplatz heimkehrenden Truppen durch Heidelberg wälzten. Von denen aber, welchen das Soldatenhandwerk Zeit und Sammlung ließ, haben sich Ungezählte, die beiden Kaiser voran, in den weihevollen Räumen der Boisserées'chen Sammlung gestärkt für ihre schwere Aufgabe, haben Anregungen mitgenommen und später daheim der alten Kunst neue Freunde geworben. Schenkendorf hat schon 1814 in seinem Gedicht „Die altdeutschen Gemälde" die patriotische Wirkung ausgesprochen.

Zu anderen Zeiten besuchten die Sammlung das württembergische Königspaar, Karl August von Weimar, der Fürstprimas von Dalberg, Stein, Gneisenau, Arndt, Wilhelm von Humbold, Schinkel, Canova, Dannecker, Peter Cornelius, Jacob, Wilhelm und Ludwig Grimm, Uhland u. a. Von einigen Persönlichkeiten, deren Aufenthalt in Heidelberg für uns von besonderem Interesse ist, muß etwas ausführlicher gesprochen werden.

Besonders herzlich ehrten die Heidelberger den Halbromantiker Jean Paul,[2]) der zuerst mit kurzen Unterbrechungen vom 6. Juli bis 23. August 1817 in Heidelberg weilte, und auf Männer und Frauen, auf jung und alt tiefen Eindruck machte, — „sie genießen ihn förmlich ab"[3]), meint der Student Richard Rothe. Die philosophische Fakultät verlieh ihm auf Antrag ihres Dekans Heinrich Voß den Ehrendoktor und Festmähler, Fackelzug und andere in ihrem Überschwang oft komisch wirkende Ehrungen waren an der Tagesordnung, so daß der Dichter, den auch die Lage Heidelbergs entzückte, jene Tage zu den schönsten seines Lebens rechnete und am liebsten ganz in die Neckarstadt übergesiedelt wäre. Von Universitätsmitgliedern verkehrte er besonders mit Heinrich Voß, Schwarz, Creuzer, Daub, Paulus, mit Thibaut, Hegel — man sieht, daß Jean Paul mit Rationalisten und Romantikern auskam, wie ihn ja auch beide Parteien schätzten. Hohen Genuß gewährten dem Dichter die altdeutschen Bilder. Über den Christuskopf von Memling soll er zu Tränen gerührt worden sein. Kurz vor seiner Abreise traf dann Jean Paul noch mit Tieck zusammen, der, nachdem er schon 1810[4]) in mehreren Wochen alte Beziehungen durch seine Gegenwart befestigt und die Boisserée'sche Sammlung besichtigt hatte, am 22. August zu kurzem

---

[1]) Fr. Dittenberger, Die Kaiser in Heidelberg. Heidelberg, 1815. Anhang 3 f. [2]) Ed. Berend, Jean Pauls Persönlichkeit. München u. Leipzig, 1913, S. 114 f., 162 f. Paul Nerrlich, J. Pauls Briefwechsel mit seiner Frau . . . Berlin, 1902, S. 243 f., 271 f. [3]) Rippold I, 50. [4]) S. B. I, 158. Zwischen dem 2. August und 7. September. Vgl. Leonie v. Keyserling, Studien zur Entwicklungsgeschichte der Brüder Gerlach. Heidelberger Abhandl. Nr. 36. Heidelberg, 1913, S. 126 und 124.

Besuch eingetroffen war[1]). Mit Sophie Paulus, der Tochter des Theologen, hatte Jean Paul eine besonders innige Freundschaft geschlossen, die fast Liebe glich. Weniger befriedigend verlief der zweite Aufenthalt im nächsten Jahr, der vom 16. Juni bis 8. Juli dauerte und den Dichter endlich auch mit dem alten Voß bekanntmachte, der im vorigen Jahre sich gerade auf einer Reise nach Norddeutschland befand. Nicht wenig mag zu der gedämpften Stimmung die Änderung beigetragen haben, die nun sein Verhältnis zu Sophie Paulus erlitten hatte. Und damit sind wir in der Geschichte der Heidelberger Romantik zu einer Seite gelangt, die nicht des komischen Beigeschmacks entbehrt. Am gleichen Tage[2]) mit Jean Paul war nämlich auch August Wilhelm Schlegel eingetroffen, um die zweite Auflage seiner bei Mohr und Zimmer erschienenen Vorlesungen zur dramatischen Kunst und Literatur vorzubereiten. Die alten, von der Jenaer Zeit herstammenden Beziehungen zur Familie Paulus wurden wieder aufgenommen und als am 23. Juli Friedrich[3]) Schlegel von Frankfurt aus für etwa zwölf Tage herüberkam[4]), konnte er die Verlobung seines 51jährigen Bruders mit Sophie, der Tochter des Rationalisten und Freundes von Voß, mitfeiern. Sophie galt als eine Schönheit Heidelbergs und hatte viele geistige, zumal künstlerische Interessen — besonders Schlegels Shakespeare liebte sie. Nicht zuletzt aber wirkte ihre Eitelkeit auf den Namen des berühmten Mannes und die Furcht, mit ihren 28 Jahren den Zeitpunkt einer vorteilhaften Ehe zu verpassen, mit, daß sie Schlegel — selbst Melchior sah es mit peinlichen Gefühlen[5]) — seine Eroberung nicht eben schwer machte. Die Trauung, nach der Schlegel mehrere Wochen seine Gattin verließ, um seine Anstellung in Bonn zu erwirken, fand schon am 30. August statt. Brautführer war für den abwesenden Bruder Melchior Boisserée und auch Creuzer gehörte zu den Hochzeitsgästen.

Das „wunderliche, fratzenhafte Experiment", wie Sulpiz[6]) diesen seltsamen Bund nannte, sollte indessen schnell gründlich mißglücken und zu einem öffentlichen Skandal[7]) werden. Schlegels zeremoniöse Förmlichkeit und Geckenhaftigkeit, seine hofmeisternde Herrschsucht, dazu Unerquicklich-Intimstes aus dem Ehegemach führten bald eine schwere Enttäuschung herbei, als Schlegel vereint mit seiner Frau in Stuttgart und Heidelberg

---

[1]) Tieck blieb vom 22. bis 24. August, in ständigem Umgang mit den Boisserées (vgl. Zeitschr. f. Bücherfreunde, N. F., 1. Jahrgang, Bd. II, S. 362) und wäre gern länger geblieben (G. B. II, 539). Außer 1828 (s. S. 139) war er dann noch 1825 in Heidelberg (G. B. III, 166). [2]) Nippold I, 87. (Datum aber nicht 14., sondern 16.! vgl. Nerrlich, a. a O., 291, Berend, a. a. O., 163.) [3]) S. B. I, 351. [4]) Friedrich hat bereits Anfang 1816 die Boisserées besucht und traf dabei auch mit Creuzer und Daub zusammen. (Unger, S. 105, vgl. O. Walzel, Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Berlin, 1896, S. 588, 592.) Als Dorothea dem Gatten nach Frankfurt folgte, wo sie am 27. April 1816 eintraf, unterbrach sie die Reise einen Tag in der Neckarstadt, begeistert von der Bildergalerie und dem „Gottesgarten" Heidelberg. (J. M. Raich, Dorothea v. Schlegel. Mainz, 1881. II, 347). Fast auf den Tag genau 2 Jahre später besuchte sie, im Begriff, nach Italien zu fahren, wieder die Boisserée, begleitet von Friedrich, der dann noch einige Tage länger blieb. (Vgl. die von Finke leider recht abgelegen veröffentlichten Briefe in „Die Heimat", ein Buch für das deutsche Volk, hrsg. von H. Mohr, bei Herder, o. J., S. 257 f. [5]) S. B. I, 351. [6]) S. B. I, 353. [7]) Unger, a. a. O., S. 107 f. und Anm.

lebte. Schließlich weigerte sich Sophie, dem Gatten nach Bonn zu folgen, wohin dieser im November übersiedelte. Beide haben sich, ohne daß die Ehe geschieden wurde, nie wieder gesehen.

Aber auch mehrere von denen, die Heidelbergs literarisch-romantische Glanzzeit verkörpern, sind in jenen Jahren zu mehr oder minder vorübergehendem Besuch in der Neckarstadt eingekehrt.

Schon im November 1811 hatte Arnim von Frankfurt aus einen Ausflug nach Heidelberg gemacht und alte Bekannte begrüßt. Zu seiner Freude fand der Dichter „ein besser menschlicheres Leben" als früher, weniger Geschwätz und größeres Kunstverständnis. Das Hauptverdienst schrieb er der Boisserée'schen Sammlung zu, aus der er sich ein Bild kopieren ließ[1]). Als er dann fast zehn Jahre später nochmals durch Heidelberg kam, waren die Kölner längst in Stuttgart[2]).

Auch Görres weilte im Herbst 1816 mit seiner Familie auf neun Wochen in Heidelberg. Seit einem Jahre hatte er sich, wie Sulpiz berichtet, mit gewaltigem Eifer auf das Sammeln altdeutscher Bilder gelegt, — wir wissen indessen, daß er auch schon früher sammelte. Da wurde denn im Guten mancher Streit um kunstgeschichtliche Anschauungen geführt, bei dem freilich Görres bald den kürzeren ziehen mußte[3]). Der eigentliche Zweck von Görres' Kommen war, die eben vor allem durch Wilkens Bemühungen aus dem Vatikan zurückgeführten Handschriften durchzusehen. Die Frucht dieser Heidelberger Zeit waren „Die Altdeutschen Volks- und Meisterlieder"[4]). Görres wollte bei Wiedergabe des Textes behutsamer vorgehen als einst die Freunde im Wunderhorn. Indessen „da die Lieder ins Leben sollten und nicht in den Staub der Bibliotheken"[5]), d. h. da Görres sich zu leichter Modernisierung der Sprache berechtigt hielt und seine Aufgabe nicht eben schwer nahm — sollen doch Frau und Kinder mit abgeschrieben haben —, entstand ein unzuverlässiger Text, der weder wissenschaftlichen noch ästhetischen Anforderungen genügte. Die Einleitung, die wieder Görres' glänzende Gabe, Dichtungen zu charakterisieren und die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, zeigt, legt Görres gegen früher mehrfach modifizierten Anschauungen über ältere lyrische und Volkspoesie dar. Übrigens haben damals Voß und Görres die Kriegsaxt begraben und sich freundlich die Hand gereicht, natürlich, ohne sich über den inneren Gegensatz zu täuschen[6]).

Zu ganz kurzem Besuch hatte der Leutnant Loeben bereits Mitte April 1814 von Darmstadt aus Urlaub nach Heidelberg genommen. Aber erst nach seiner Rückkehr aus Frankreich konnte er sich für mehrere Wochen — Ende Mai bis 1. Juli — in der Neckarstadt aufhalten, in „heiligen" Erinnerungen an einstige Tage schwelgend. Damals stellte er das druckfertige Manuskript seiner „deutschen Worte über die Ansichten der Frau von Stael von unserer poetischen Literatur in ihrem Werke über Deutschland" her, ein Büchlein, das vielen Behauptungen der geistvollen Frau entgegentrat,

[1]) Schellberg II, 134. [2]) Zeitschr. f. vgl. Literaturgeschichte, N. F. 12, S. 221. [3]) S. B. II, 144, vgl. G. B. II, 508. [4]) Vgl. Schultz, 139 f. [5]) S. LXIII. [6]) Schellberg II, 253. Damals wurde Görres von der Burschenschaft ein Fackelzug gebracht; Nippold I, 48. Im Herbst 1828 ist die Görresfamilie nochmals in Heidelberg eingekehrt. S. B. I, 535.

ohne ihre Genialität zu verkennen. Der Druck, der bei Mohr und Zimmer vor sich ging, wurde von Helmina von Chézy überwacht, mit der der Dichter eine überschwenglich-schwärmerische Freundschaft geschlossen hatte, die ein Gegenstück zu dem Bunde Isidors mit Dionys und Astralis bildet. Auch mit Max von Schenkendorf und seiner Gattin, die beide damals vorübergehend gerade in Heidelberg weilten, verkehrte Loeben viel und sicher ist ihm auch das Boisseréesche Haus nicht fremd geblieben, da er sonst Anfang Juli in Köln nicht Sulpiz aufgesucht hätte, der damals vorübergehend in der Vaterstadt war[1]).

Aber keinem Kaiser und Fürsten, keinem Staatsmanne, Künstler und Dichter haben die Kölner mit gleichem, tief innerem Glück ihre Gemälde gezeigt und erläutert, wie dem Manne, vor dem auch sie sich als dem Größten seiner Zeit neigten und der zweimal bei ihnen zu Besuch weilte — Goethe.

Goethe in Heidelberg! Sein Geist schwebte ja längst über der Neckarstadt, ihm waren einst Wunderhorn und Einsiedlerzeitung gewidmet, und selbst der Voßische Kreis huldigte ihm. Wie früher schon Arnim und Brentano, so erkannten nun auch die Rheinländer, welche werbende Kraft für ihre Bestrebungen in Goethes Zustimmung und Fürsprache liegen mußte. Freilich unterschätzte Sulpiz von vornherein die Schwierigkeiten, den Bewunderer der Antike für die herbe, nordisch-christliche Kunst zu gewinnen.

Den ersten Versuch, eine Verbindung zwischen Goethe und den Rheinländern anzubahnen, machte der gemeinsame Freund K. F. von Reinhard, der frühere französische Minister, welcher in einem Briefe vom 16. April 1810 Sulpiz dem Altmeister empfiehlt und anfragt, ob dieser ihm seine Domzeichnungen persönlich vorzeigen dürfe[2]). Goethe wich zunächst aus[3]). Indem dann aber Sulpiz durch Zimmer die Architekturzeichnungen nach Weimar sendet, gibt sich ihm ungezwungen die Gelegenheit, mit dem Meister in Briefwechsel zu treten und sich über Domwerk und Gemäldegalerie ausführlich zu äußern. Goethe findet gleich Gefallen an den Arbeiten und ladet ihn am 15. Mai 1810 zu Michaelis ein[4]). Aber erst am 3. Mai des nächsten Jahres tritt Sulpiz vor den Olympier hin, der erst Boisserées Ausführungen über altdeutsche Kunst kaltsachlich zuhört, dann aber, sich der Ideale seiner Jugend erinnernd, mit warmem Anteil folgt. Wie nun Sulpiz in den nächsten Jahren fast stürmisch sich bemüht, Goethes Interesse für seine Bestrebungen wach zu halten und zu vertiefen[5]), kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Es war der denkbar günstigste Augenblick, in dem Sulpiz mit dem Meister in Beziehung trat. Gerade damals hatte sich Goethe der Romantik mehr genähert als je. 1808 finden wir ihn mit dem Nibelungenlied und der altdeutschen Dichtung beschäftigt, zu dem ihm einst schon Herder den Weg gewiesen. 1809 erschienen die Wahlverwandtschaften, die so viel romantische Elemente in sich schließen, in den nächsten Jahren versenkte er sich über Wahrheit und Dichtung in seine Jugend mit den Idealen des Sturms

[1]) Kosch, Bd. 13, S. 13, 20 f., 55 f.; Pissin, 279 f. [2]) F. R., 120. [3]) Ebd. [4]) S. B. II, 6. [5]) Vgl. F. R. 148, S. B. II, 10 f.

und Drangs. Und im Juni 1814 entstand dann das erste Gedicht des west-östlichen Divans, in dem der Dichter seine Gefühle einkleidet in das Gewand des Orients, zu dem die Romantiker seit Friedrich Schlegel und Novalis ja immer ihre Blicke schweifen ließen. Auch hier konnte Goethe an frühere Anregungen Herders anknüpfen.

Endlich, 1814, sollte der höchste Wunsch der Kölner, den Sulpiz bereits in seinem ersten Briefe an Goethe ausgesprochen hatte, in Erfüllung gehen. Verjüngt durch neue Eindrücke am Rhein und Main, kam Goethe schließlich in Begleitung von Sulpiz, der ihm nach Frankfurt entgegengefahren war, am 24. September zu vierzehntägigem Besuch in Heidelberg an. Fast jeden Tag weilte der alte Herr von 8 Uhr morgens bis zur Mittagszeit in der Galerie, indem er jedes Bild einzeln vornahm und die Besitzer ihre Anschauungen entwickeln ließ[1]). Glückselig berichtet Sulpiz mehrfach[2]) von dem tiefen Eindruck, den die Gemälde auf Goethe machten. Dieser schrieb an Christiane[3]): „Selbst wenn man sie oft gesehen hat, hält man diese Bilder nicht für möglich". Die Schätze „sind in der Gegenwart so vollkommen, daß man wünschen muß, sie immer wieder zu sehen". Und an Reinhard[4]): „Das Glück, das sie — meine jungen Wirte — begünstigt, macht die größte Freude, und die Einigkeit, worin sie es genießen, läßt den reinsten Genuß mit ihnen teilen. . . . Erst ist man erstaunt, dann bewundert, dann unterscheidet man, und doch wird man erst in der Entfernung recht fühlen, was man dadurch gewonnen hat". Nach mannigfachen Studien hat dann Goethe im Sommer 1815 seine Anschauungen von mittelalterlicher Kunst durch einen Aufenthalt in Köln vertieft und den Eindruck der Heidelberger Gemälde bei einem zweiten Besuch — 21. September bis 7. Oktober — erneuert. Diesmal freilich waren Goethes Gedanken weniger ausschließlich der Galerie gewidmet —, es waren ja die höchsten Tage seiner Liebe zu Marianne von Willemer. Schon im vorigen Jahre hatte der Dichter bei dem mehrfachen Zusammentreffen mit der lieblichen jungen Frau sein Herz höher schlagen gefühlt. Die Wochen aber, die Goethe vor seinem letzten Heidelberger Aufenthalt bei Willemers auf der Gerbermühle bei Frankfurt und in der Stadt weilte und die Sulpiz in fast täglichem Umgang mit dem Meister verlebte, ließen jene Liebe zweier gleichgestimmter Seelen erblühen, die aus beiden einen so reichen Schatz köstlicher Poesie hervorlockte. Schon am 12. September begann der Wechselgesang zwischen Hatem und Suleika. Nie aber sind dem Dichter wieder so leicht die Verse entströmt, nie finden wir in seiner Lyrik wieder soviel Schwung und Leidenschaft, wie in den Heidelberger Gedichten, in denen mehrfach Schloß und Terrasse Motive hergaben. Am 23. September kam auch das Willemersche Ehepaar für drei unvergeßliche Herbsttage voll Sonnenglanz und Mondeszauber nach Heidelberg. Auf der Hinreise dichtete Marianne das Sehnsuchtslied „Was bedeutet die Bewegung", auf der Rückreise das von Trennungsschmerz durchzitterte „Ach, um deine feuchte Schwingen . . ." Goethe aber begrüßte die Geliebte mit dem mystisch-leidenschaftlichen Jubelgesang „Ist es möglich, Stern der Sterne . . ."

[1]) S. B. I, 234. [2]) S. B. I, 229, 233 f., 239 f., S. R. 207 f. [3]) Goethes Briefwechsel mit seiner Frau, hrsg. von Hans G. Gräf. Frankfurt, 1916, Bd. II, 336, 343. [4]) S. R., 203.

Wie im vorigen Jahr, war auch jetzt Goethe öfter mit den alten Bekannten Voß, Thibaut, Paulus zusammen. Zu den letzteren zog ihn damals noch besonders das Studium des Arabischen. Der 14jährige muntere Sohn Paulus' ist bekanntlich das Urbild des Schenken im Divan geworden. Auch Creuzer und Daub, die beim vorjährigen Besuch des Olympiers gerade abwesend waren[1]), trafen nun als Gäste der Boisserée mit Goethe zusammen. Außerdem hatte Goethe eines Tages im Schloßgarten, als er eben sein gingo biloba gedichtet hatte, mit Creuzer ein Gespräch, in dessen Verlauf dieser seine Anschauungen über antike Symbolik entwickelte[2]).

Der Bemühungen Sulpiz' um die alte Baukunst hatte übrigens Goethe bereits 1812 ehrend in Dichtung und Wahrheit gedacht. 1816 besprach er dann eine Reihe der Gemälde für die Zeitschrift „Kunst und Altertum", freilich so sachlich, daß die jungen Freunde wohl einigermaßen enttäuscht gewesen waren. Überhaupt muß betont werden, daß Goethe in jenen Jahren keineswegs von dem Ideal der Antike „bekehrt" wurde, wie voreilig manche meinten[3]). Er zeigte nur wieder einmal, wie sein universaler Geist sich alles Echte und Große zu eigen zu machen verstand. In Weimar ist dann allmählich sein Interesse für altdeutsche Kunst erlahmt. —

Bei der unermüdlichen Propaganda der Kölner wirkte auch ein persönliches Motiv mit. Nachdem sie soviel Geldopfer gebracht hatten, hofften sie die Galerie als ein Ganzes vorteilhaft zu verkaufen, in der Weise, daß der kunstliebenden Welt der freie Genuß, ihnen selbst aber die Fortsetzung ihrer Studien und Unternehmungen gesichert würde. Trennen wollten sie sich deshalb von ihrer Sammlung nicht, deren Verwaltung sie als ein ihnen verliehenes Amt beizubehalten gedachten. Schon am 22. Januar 1814 schrieb Sulpiz Goethe von diesem Plan und äußerte zugleich, am liebsten zögen sie nach Köln oder doch an den Rhein, wozu freilich wenig Aussicht sei.[4]) Bald kamen dann auch von verschiedenen Seiten Angebote, doch wußte man bei der allgemeinen Erschöpfung des Geldbeutels immer wieder die Entscheidung zu verschieben. Kaiser Alexander von Rußland[5]) wünschte einzelne Stücke zu erwerben, was natürlich von vornherein abgeschlagen wurde. Um den Ankauf der ganzen Sammlung bemühten sich u. a. Österreich[6]), Bayern[7]), Baden[6]), Württemberg[8]), Frankfurt[10]), vor allem Preußen. Nachdem Hardenberg schon vorher schriftlich hatte anfragen lassen, unter welchen Bedingungen die Sammlung für den preußischen Staat erworben werden könne[11]), kam am 4. Dezember 1815 der Minister Altenstein, „wie er versicherte, nur unsertwegen"[12]) von Paris her nach Heidelberg und wiederholte die Anträge. Doch erst am 7. August 1816[13]) gelang es Schinkel, einen Vertrag zu schließen, gemäß dem in der zweiten Hälfte 1817 die Sammlung nach Berlin in ein eigenes, für sich bestehendes Lokal versetzt werden sollte. Doch versagte schließlich der König und der Staatskanzler dem Abkommen wegen zu hoher Forderungen die

[1]) G. B. II, 430 f. [2]) Theodor Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer. Stuttgart, 1877, S. 70 f. [3]) S. B. I, 239. [4]) S. B. II, 30 f. [5]) Z. R., 215. [6]) S. B. II, 62; I, 297 f.; II, 233; Z. R., 302. [7]) Z. R., 312; S. B., II, 130. [8]) Z. R., 313. [9]) Z. R., 325; S. B. II, 155, 169. [10]) Z. R., 321 ff.; S. B. II, 169, 234. [11]) S. B. I, 298, II, 67. [12]) S. B. I, 298; II, 104. [13]) Zu folgern aus S. B. II, 128 und 126.

Genehmigung. Zunächst suchten die Kölner nun sich die Wege nach allen Seiten hin frei zu halten, bis die Entscheidung in ganz anderer Weise fiel, als man anfangs erwartet hatte.

Als sich Sulpiz im August 1817 in Stuttgart aufhielt, drängten mehrere Männer, vor allem der Bankdirektor Rapp, Dannecker und Cotta, zu einer Übersiedlung nach Stuttgart. Boisserée hatte sofort das Gefühl, daß die württembergische Hauptstadt in jeder Hinsicht für ihre Bestrebungen ein geeigneter Boden sei[1]). Schnell war auch das Königspaar für den Plan gewonnen, bot verschiedene Gebäude zur Wahl an und kam im Oktober 1818 nach Heidelberg, um die Galerie zu besichtigen[2]). Noch konnten sich freilich die Kölner nicht endgültig entschließen, da zunächst wegen der Mißhelligkeiten des Königs mit den Landständen keine Aussicht bestand, daß die Krone die Galerie ankaufen würde.[3]) Als dann aber am 13. Dezember 1818 Melchior und Bertram in einer Audienz bei den hohen Herrschaften das größte Entgegenkommen fanden, wurde die Zusage der Übersiedlung, die Ende März 1819 stattfand, gegeben[4]). Melchior wählte gleich aus den zur Verfügung gestellten Gebäuden „ein sehr schön und fast ganz freigelegenes Haus, den ehemaligen Offizierspavillon mit 44 Zimmern"[5]). Damit war den Kölnern ein lang gehegter Wunsch erfüllt, ihre ganze Sammlung bequemer ausbreiten und weitesten Schichten freistellen zu können. Denn immer mehr hatte sich die Wohnung am Karlsplatz als zu eng erwiesen. Die wachsende Sammlung konnte nicht so, wie man wollte, angeordnet werden, die Scharen der Besucher brachten viel Unbequemlichkeit mit sich und die Regierung ließ es an jedem Entgegenkommen fehlen. Auch sprach für Stuttgart die Anwesenheit von Künstlern, Architekten, Kupferstechern, die vor allem Sulpiz für seine architektonischen Bestrebungen brauchte[6]). Brachte auch die von Privatleuten angeregte Übersiedlung nicht den ersehnten Verkauf der Sammlung, so hatte man sich auch in keiner Weise für zukünftige Angebote, gleichviel von welcher Seite, die Hände gebunden. „Wir ziehen *vorderhand* nach Stuttgart," schrieb Sulpiz an Goethe[7]). Erst 1827 ging die Galerie in den Besitz König Ludwigs von Bayern über[8]).

Mit den Kölnern verlor Heidelberg die stärkste Stütze der Romantik. Es erscheint wie ein Symbol, daß in demselben März, der der Neckarstadt die Bildergalerie entführte, Kotzebues Ermordung stattfand, die jene unselige Reaktion auslöste, die den oppositionellen Liberalismus immer stärker anwachsen und radikaler werden ließ. Dieser Liberalismus, der in Heidelberg, zumal an der Universität, weite Kreise beherrschte, trug ein intellektuelles, doktrinäres, unhistorisches Gepräge, in ihm wirkte die alte Aufklärung nach, sein Vorkämpfer war Paulus, der, wie erwähnt, nicht zuletzt um seiner politischen Tätigkeit willen, großes Ansehen genoß. Zudem begannen die Realien im wissenschaftlichen Betrieb vorzuwalten[8]); immer schärfer bildete sich der Gegensatz aus zwischen den „Mystikern" und den von oben begünstigten „Physikanten, welche die krasseste Empirie

[1]) S. B. II, 190; I, 340. [2]) S. B. II, 236. [3]) S. B. II, 237. [4]) S. B. II, 236. [5]) S. B. II, 237. [6]) S. B. II, 237; I, 363; G. B. II, 571. [7]) S. B. II, 238. [8]) Über spätere vorübergehende Besuche der Brüder in Heidelberg: S. B. I, 652, 803; 563.

auf den Thron setzen möchten“[1]). Mit tiefem Schmerz mußte Creuzer wahrnehmen, wie Daubs und auch seine Vorlesungen immer weniger besucht wurden, wie man fast nichts als „Brotstudien“ betrieb und „ganz nordamerikanische Ansichten von dem relativen Wert der Studien und dabei eine so negative Aufklärerei“ um sich griff, „daß ihnen ein Kerl wie der hiesige Paulus ganz recht ist.“ Gern wanderte daher Creuzer eine Stunde neckaraufwärts nach dem herrlich gelegenen Stift Neuburg, das seit 1825 in den Besitz von Fritz Schlosser, dem Neffen von Goethes Schwager, übergegangen und seitdem, geschmückt mit kostbaren Werken der Literatur und Kunst, zu einer „Romantikerklause“ geworden war[2]). Schlosser war 1814 zum Katholizismus übergetreten. Allein wie sehr auch der neue Glaube seiner anlehnungsbedürftigen Seele Halt und Ruhe gab, wie entscheidend auch seine Stellung zu vielen Zeitgenossen durch die romantisch-katholische Weltanschauung mitbestimmt wurde, zu einem blinden Eiferer ist der stillverständige Mann, der stets unentwegt sich für Goethes Person und Werk eingesetzt hatte, nie geworden, und auch Andersdenkende waren auf Stift Neuburg willkommen, sofern sie nur nicht aus rationalistischem Lager kamen. Unter den Gästen befanden sich u. a. W. v. Humboldt, Marianne v. Willemer, Tieck[3]), Justinus Kerner, Friedrich Graf v. Schack und die romantischen Maler Overbeck, Philipp Veit, Eduard Steinle. Daß indessen auch Klemens Brentano zu den Besuchern gehörte, dürfte ein Irrtum sein. Die auf mündliche Überlieferung zurückgehende, von Krauß[4]) mitgeteilte Anekdote, wird sich auf Klemens' Bruder Christian beziehen. — Als 1865 Sophie Schlosser, der ihr Gatte bereits 1851 vorangegangen war, starb, ging Stift Neuburg auf einen Verwandten, den Frankfurter Senator Franz Freiherrn von Bernus über, dessen Enkel der jetzige Besitzer ist. Die Nachfahren waren bemüht, das künstlerische Erbe zu bewahren und zu vermehren, wie auch die traditionelle Gastfreundschaft weiter gepflegt wurde.

---

[1]) G. B. III, 14, 130 f., 168, 193, 376; S. B. I, 535. Creuzers deutsche Schriften V_1, 192 f. Zu den Mystikern rechnet Creuzer (G. B. III, 130) außer sich Daub und einige jüngere Professoren, an die sich noch längst vor Beginn des dritten Jahrzehnts der einst den Romantikern so wenig freundlich gesinnte Thibaut angeschlossen hatte. Auch die antirationalistischen Theologen Schwarz und Abegg hielten weiter zu Creuzer (G. B. III, 131). Auf der anderen Seite standen „die dürren, empirisch trocknen und unendlich aufgeblasenen Physikanten Muncke (seit 1817 Prof. der Physik in Heidelberg), Tiedemann in guter Freundschaft mit Voßischem und Paulusischem Nihilismus“ (G. B. III, 130), sowie mehr und mehr der Historiker Schlosser (G. B. III, 131). [2]) Vgl. Julius Frese, Goethes Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Stuttgart, 1877, Einleitung, und Fritz Krauß, Stift Neuburg, eine Romantikerklause. Kempten, 1913. [3]) 1828. Creizenach, a. a. O., S. 243. [4]) Krauß, a. a. O. S. 14.

Schluß.

Wie eng die Boisserées'schen Bestrebungen sich mit denen Arnims, Brentanos, Görres' berühren, war bereits angedeutet. Neben dem Wunderhorn und den Grimm'schen Märchen und Sagen ist die Gemäldegalerie die vierte große Sammlung der Romantik, die die alte volkstümliche, kindlich-fromme Kunst der Gegenwart wiedergeben will. Freilich war den Schülern Friedrich Schlegels eine Neigung zu streng wissenschaftlicher Betrachtung, zur Theorie eigen, die den Einsiedlern fremd war. Schon die außerordentlich pietätvolle Behandlung der Gemälde, zu deren Restauration sie Künstler beriefen, die nichts Subjektiv-Modernes hinzutun durften, unterschied sie von dem willkürlichen Verfahren der Herausgeber des Wunderhorns, das Görres billigte. Die Boisserée mögen den Kopf geschüttelt haben, als sich Arnim aus ihrer Sammlung eine heilige Christine kopieren ließ, die aber in eine Elisabeth umgewandelt wurde, wobei an die Stelle des Marterrades ein Blumenkörbchen trat[1]). Und ebenso mußte es sie lächeln machen, wenn Görres gleich frischweg selbst restaurierte[2]).

Die Kölner haben später die Heidelberger Jahre für die glücklichsten ihres Lebens angesehen[3]), kein Wunder, waren sie doch die Jahre, in denen sich ihre Bestrebungen durchzusetzen begannen und vielen der Besten unseres Volkes zuerst eine tiefere Anschauung von der alten deutschen Kunst vermittelt wurde. Freilich darf das nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Wirken der Boisserée und Bertrams in Köln wurzelt, wohin sie immer wieder die Blicke wandten und am liebsten zurückgekehrt wären. Heidelberg war letzten Grundes für sie ein, wenn auch überaus wichtiger, Durchgangspunkt. Ihre Tätigkeit wurde am Neckar in keine neuen Bahnen gelenkt, sie setzten dort nur Begonnenes fort, ohne es zu vollenden.

Für Brentano, Arnim, Görres war Heidelberg mehr. Hier trafen sich die drei von Haus aus so verschieden gearteten Männer im Streben nach wesentlich gleichgerichteten Zielen, die natürlich schon in jedem einzelnen früher vorbereitet waren, die aber nun erst in Werken und Kämpfen allseitig zum Ausdruck kamen. Indem ihre Bestrebungen über die Heidelberger Zeit hinaus für sie charakteristisch bleiben, nennt die Literaturgeschichte sie mit gutem Recht schlechtweg „die Heidelberger Romantiker".

Fassen wir kurz ihre Bestrebungen zusammen.

Ihr Hauptziel sahen die Freunde in der Wiedererweckung altdeutscher Poesie. Dabei war ihnen der Weg durch die ältere Romantik gewiesen. Der Volksdichtung hatte indessen von den Jenaern nur Tieck, dem Volkslied keiner von ihnen nahe gestanden. Die Frühromantiker empfanden individualistisch, sie fühlten sich in erster Linie zu der absichtsvollen Kunst-

[1]) Steig I, 365. [2]) S. B. I, 114. [3]) S. B. I, 829.

dichtung, zur schöpferischen Tat des einzelnen hingezogen. Die Heidelberger wirkten zu einer Zeit, wo Deutschland durch den Korsen der Lebensatem zu vergehen drohte, sie wollten „die hohe Würde alles Gemeinsamen, Volksmäßigen" darstellen und widmeten sich demgemäß vor allem der Wiedererweckung der instinktiven, unbewußten Volksdichtung, die für das Fühlen und Denken der Gesamtheit den Ausdruck fand. Daß sie bei Bearbeitungen von Dichtungen willkürlich und fast grundsatzlos verfuhren, ganz zu schweigen vom Prinzip der Textkritik, das zu Beginn ihrer Tätigkeit für altdeutsche Denkmäler überhaupt noch nicht ernstlich erprobt war, wurde bereits mehrfach angedeutet. Derselbe Arnim, der im Wunderhorn kühn verschiedene Lieder ineinander flocht, übertrug in der Einsiedlerzeitung die Legende von der Heiligen Ottilie in strengem Anschluß an die Vorlage, höchstens unter kleinen Auslassungen, in ein schönes, nur leicht archaisiertes Neudeutsch, der meist behutsamere Brentano schaltete später in seinen Märchen willkürlich mit den überlieferten Motiven, und Görres gestand, man wisse bei Modernisierungen wohl wo anfangen, selten aber, wo aufhören[1]).

Die Beschäftigung mit altdeutscher Literatur war zunächst bei den Romantikern aus dem universalen Drang, sich in fremde Völker und Zeiten zu vertiefen, hervorgegangen. Die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts, die Frankreichs Macht immer bedrohlicher werden ließen und schließlich die Fremdherrschaft brachten, weckten dann ein starkes Nationalgefühl. Ungezählte wandten sich, wie die Brüder Schlegel, vom Kosmopolitismus ab zum Nationalismus. Dementsprechend bekam die Beschäftigung mit der Vorzeit ein patriotisches Gepräge. Nirgends aber ist zunächst so bewußt erstrebt, der matten Gegenwart durch Vermittlung des geistigen Erbes einer glänzenderen Vergangenheit zur Gesundung zu verhelfen, wie bei den Heidelbergern oder doch bei Arnim und Görres. Das Mittelalter, das Görres so überschwenglich gepriesen hatte, soll einem entarteten Geschlecht mit seinen Werken auch seine echtere, unverfälschte, männlichere Gesinnung übermitteln. Freilich ging nach Jena und Tilsit mit so unerbittlicher Schicksalsschwere die Siegesbahn Napoleons vor sich, daß man zunächst nur die Vorbedingung für den Kampf, die Besinnung auf sich selbst, die sittliche Erneuerung erstreben konnte[2]). Als dann aber ein paar Jahre später der Freiheitskampf heraufzog, fochten auch die Heidelberger mit geistigen Waffen wider den Erbfeind. Arnim, der in den neugebildeten Landsturm eingetreten war, leitete nach dessen Aufhebung vier Monate hindurch den von Niebuhr gegründeten „Preußischen Korrespondenten", eine politisch-patriotische Zeitschrift. Vor allem aber gab Görres seit Anfang 1814 seinen Rheinischen Merkur heraus, der, in ganz Deutschland gelesen und von Napoleon als die fünfte Großmacht gefürchtet, mit fortreißender Begeisterung die deutschen Stämme mit Gemeinschaftsgefühl zu erfüllen suchte, zum Kampf aufrief und furchtlos zu allen Tagesfragen Stellung nahm. Und auch Brentano blieb — nicht zuletzt, weil ihn Arnims

[1]) G. B. II, 510. [2]) Arnim rechnete es sich später, als Deutschland frei war, zugute, damals bereits erkannt zu haben, was nottut. Grisebach, 317 f., vgl. Deutsche Revue 1913, 3. Bd., 61.

preußisch-junkerliche Art mit sich riß — von den großen nationalen Strömungen nicht unberührt, ja, es kommt ihm unter den Dichtern des Freiheitskrieges ein bescheidener Platz zu. Geglückt sind ihm freilich außer reinen Soldatenliedern, die kaum noch eine spezifisch patriotische Gesinnung verraten, nur die Gedichte, die zugleich persönlich gerichtet sind, wie die Kantate auf die Königin Luise oder das Lied „Theodor Körner und die Viktoria". Im übrigen ist seine vaterländische Lyrik der Zeit angepaßte Gelegenheitsdichtung ohne ein eigenes Element.

Bei ihrer Vorliebe für das Volkstümliche und dem durchgehenden nationalen Zug stehen die Heidelberger dem Sturm und Drang näher als die um die Jahrhundertswende in Jena versammelten Frühromantiker, wie auch Görres und Arnim insofern den Genies des 18. Jahrhunderts gleichen, als sie sich in ihrer Einheit unzersplittert zu erleben suchten[1]). Weiter mußten die Heidelberger ihre Abneigung gegen die Kritik und gegen jedes Programm den Stürmern und Drängern nähern. Für die Jenaer war ein großartiges philosophisch-ästhetisches Erziehungsprogramm charakteristisch, sie wollten Poesie und Wissenschaft in einer höheren Einheit verschmelzen, gefielen sich in Aristokratismus und einer oft nur Eingeweihten verständlichen Sektensprache, die in ihrer Freude am Definieren, an dialektischen Verblüffungen häufig nichts weiter war als ein überlegenes, unbeweisbares Gedankenspiel. Demgegenüber war die Einsiedlerzeitung die erste romantische Zeitschrift, die von jeder philosophischen Spekulation frei war, in ihr stand der für Arnim und Brentano charakteristische Satz Hamanns: „. . . desto fähiger sind wir, . . . den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauche der Abstraktion zu läutern." Freilich, wir wissen, daß Görres im Gegensatze zu den Freunden eine spekulative Natur war, aber das Artistentum, die Überbildung der älteren Romantiker, ihre Freude am Programm lag ihm fern, er wollte nichts von einer romantischen „Schule" wissen, haßte „alle Ketten und Banden eines Wörterbuches, einer philosophischen Form, einer Dichtungsweise und dergleichen"[2]). Was die Heidelberger in ästhetischer Hinsicht anstrebten, war letzten Grundes nur dies: bei möglichst vielen den schlichten poetischen Sinn zu erwecken und zu vertiefen. Freilich muß dieser angeboren sein, wie die Gabe der Dichtung selber[3]). Aber es gilt, allen Hindernissen, die dem Genuß entgegenstehen, vor allem der zersetzenden Kritik entgegenzuarbeiten. Der Leser muß hingeführt werden zu echter Kunst selbst, an der allein die künstlerische Empfänglichkeit und die Freude an der Dichtung, die sich die Heidelberger etwa wie die naive Freude des Kindes[4]) wünschten, vertieft werden kann. Überhaupt ist ihnen der Sinn für das wahrhaft Kindliche eigen. Wie herzerquickend ist es, wenn man etwa das Verhältnis der Frühromantiker zu der altklugen Auguste Böhmer betrachtet und dann Görres' entzückenden Familienbriefe liest oder die von Brentano bearbeiteten Kinderlieder genießt. Auch auf ethischem Gebiete lag den Heidelbergern alles Programmartige fern. So verhaßt ihnen jede verknöcherte, schemati-

[1]) Während Brentano, darin den Frühromantikern ähnlich, eine stets wache Selbstbeobachtung eigen war. [2]) H. J. I/V, 445. [3]) H. J. II$_5$, 53/5, vgl. Steig II, 243. [4]) Vgl. G. B. II, 250. Schultz, 41, Ph. Runges hinterlassene Schriften, 1841, Bd. II, S. 396.

sierende Moral war, ihre sittlichen Anschauungen waren letzten Grundes konservativ, der Immoralismus eines Friedrich Schlegel, der die bestehende Ethik von Grund auf verneint, fand in ihnen keinen Widerhall. Man beachte, wie unangenehm Arnim von Bettinens „Genialität" berührt wird[1]), wie wenig er ihren Standpunkt teilt, wenn sie sich gegen die hausbackene Meinung wendet, daß die Liebe den übrigen Beschäftigungen eines edlen Lebens keinen Platz rauben dürfe. Selbst Brentano, der sich in seinem Erstlingsromane Godwi als der gelehrige Schüler des Lucindedichters gezeigt und ein von allem staatlichen Gebundensein freies Zusammenleben von Mann und Frau ersehnt hatte, stemmt sich einige Jahre später dem Drängen Sophiens, die in einem freien Liebesbunde mit ihm zu leben wünschte, entgegen und ruht nicht eher, als bis ihm die Geliebte als rechtmäßige Gattin angetraut ist.

Wenn die Heidelberger in diesem Konservativismus im Gegensatz stehen zur Frühromantik und zum Sturm und Drang, so waren sie wieder mit beiden Strömungen einig im Kampf gegen das Philistertum, — überaus charakteristisch, daß ihnen in ihrer Abneigung gegen alle Pedanterie der Sinn für Ordnung abging[2]). Besonders verhaßt ist ihnen jene Alltäglichkeit, die, zu tiefer Einfühlung unfähig, sich nicht am wahrhaft Schönen zu begeistern vermag, jene mechanische Engherzigkeit, die nicht imstande ist, dem, was den eigenen Normen zuwider ist, zumal den Bestrebungen einer anders gerichteten Jugend gerecht zu werden. Dementsprechend vermochten sie sich auch den freien Blick im eigenen Lager zu bewahren. In Brentanos Philisterabhandlung werden philosophische Schlagwörter der älteren Romantiker verspottet, im Bogs haben die Freunde auch sich selbst ironisiert und Görres fand seine Sucht, alles aus Indien abzuleiten, in der Einsiedlerzeitung bewitzelt[3]), wo es in einer Anmerkung heißt, die Geschichte von der Ratte im Schelmuffski sei „natürlich indischen Ursprungs". So ist bei den Heidelbergern jede Starrheit überwunden[4]), sie empfinden tief das Fließende, den Wandel der Dinge, erkennen das Bedingungsweise alles Seins, sie vermögen das Romantische bereits unter einem höheren, neutralen Standpunkt einzuordnen. „Der blinde Streit zwischen sogenannten Romantikern und sogenannten Klassikern endet sich; was übrig bleibt, das lebt", heißt es in der Einsiedlerzeitung[5]).

Und diese Vorurteilslosigkeit war ihnen damals auch noch in religiöser Hinsicht eigen. Brentanos erste Gattin war Protestantin und geschiedene Frau, war ihm von einem protestantischen Geistlichen angetraut, die Ehe mit Auguste Busmann war bald geschieden und der Verfasser der Mythengeschichte war überzeugt, daß in der Wurzel e i n e Religion herrscht, als deren Priester ebenso Hermes Trismegistos wie Christus anzusehen ist. „Die Zunge, nicht die Weihe macht den Unterschied der verschiedenen Mythenformen; das Göttliche ist überall sich gleich, die menschliche Zutat nur verschieden"[6]). Görres fügte selbst diesem Satz hinzu: „Das ist nicht

[1]) Euphorion XXII, 417 f. [2]) Vgl. etwa Steig, B. G., 76, 124, Steig III, 227, G. B. II, 365 u. ö. [3]) Pfaff, 247. [4]) Alfred Weise, die Entwicklung des Fühlens und Denkens . . . Lamprechts Beiträge, Heft 23, Leipzig 1912, S. 32. [5]) Pfaff, 71. [6]) H. J. III$_1$, 259/60., vgl. I/V, 442. Literarisches Echo, 21. Jahrgang, 825 u. ö. (Budde 143.)

ganz die Lehre der Kirchenväter . . ." Weiter sei nur noch erwähnt, daß Görres 1810 in seiner Abhandlung „Über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt" in gleicher Weise Stolberg und Jung-Stilling als Lehrer und Kirchenvater des Katholizismus bzw. des Protestantismus feiert[1]).

Kurz sei nun angedeutet, inwiefern die Heidelberger Bestrebungen sich auch in den späteren Werken der Freunde geltend machten.

Brentanos Heidelberger Plan, nach Basiles Pentameron Kindermärchen zu bearbeiten, ist nur zum Teil ausgeführt. Von den zehn vollendeten Märchen kann noch manches am Neckar niedergeschrieben sein, die Bearbeitung deutscher Märchen, für die ihm die Brüder Grimm ihre damals noch unvollständigen Sammlungen zur Benützung überließen, ist erst 1810[2]) ernstlich in Angriff genommen worden. Dabei ließ Brentano seiner Phantasie freiesten Spielraum, die überlieferten Motive werden umgestaltet, weitergedichtet, willkürlich verbunden und mit Witz, Satire, Anspielungen auf Persönlichkeiten durchsetzt, — auch der alte Voß wird im Radlofmärchen ebenso wie in der 1811 gedruckten Philisterabhandlung verspottet. Daß dabei oft die Naivität litt, so wundervolle Schönheiten im einzelnen manche Märchen auch enthalten, liegt auf der Hand. Weiter wäre noch zu erwähnen, daß in dem Drama Aloys und Imelde die Geschichte von der schönen Magelone als Zwischenspiel frei bearbeitet ist, daß die Gründung Prags aus eingehender Beschäftigung mit der slavischen Sagen- und Märchenwelt hervorgegangen ist, daß die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl zur Quelle ein Volkslied hat, das bereits im Wunderhorn steht. Auch hatte Brentano beabsichtigt, in den Romanzen vom Rosenkranz die Sage von Tannhäuser zu verwerten. Die Herausgabe von Spees Trutznachtigall 1817 und Goldenem Tugendbuche 1829 war dann mehr aus religiösem als literarischem Interesse hervorgegangen.

Arnim suchte als Erzähler und Dramatiker das Ziel, seines Volkes Nationalbewußtsein und Glauben an die Zukunft zu stärken, bald in einer freien Gestaltung geschichtlicher Ereignisse, bald in einer mehr oder minder leichten, mitunter wortgetreuen Überarbeitung alter Chroniken, Schwänke, Sagen, Biographien, Volksschauspiele, bald in einer ganz willkürlichen Bearbeitung seiner Vorlage[3]). Die meist nach guten alten Büchern bearbeiteten Erzählungen des Wintergartens sind im gewissen Sinn eine Fortsetzung der Einsiedlerzeitung. Manche von ihnen scheinen schon in Heidelberg entstanden zu sein, las doch Arnim bei seiner Heimreise — Dezember 1808 — in Weimar die Liebesgeschichte des Kanzlers Schick[4]) sowie die Anekdote aus Böhmes Leben vor[5]). Einige Stücke der Einsiedlerzeitung sind übrigens später in der Dolores zum Teil umgearbeitet aufgenommen, auch ist Brentanos Bärenhäuter und Jakob Grimms Nachricht über den Golem für die Novelle Isabella von Ägypten von Bedeutung gewesen.

[1]) Görres Werke, politische Schriften 1, 140 f. [2]) Steig, B. G. 112. [3]) Außerdem gab er 1817 die Predigten des Mathesius über Luther erneuert heraus. [4]) Steig II, 249. [5]) Diese wohl noch in Prosaskizze, s. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, hrsg. von Herm. Düntzer. Jena 1858, S. 355.

Wie Brentano hat es Arnim stets geliebt, allerlei Reminiszenzen aus dem Leben in seine Werke einzuflechten. Auch an Anspielungen auf die Literaturfehden fehlt es nicht. In der Dolores ist in Waller Baggesen karikiert, auch wird auf den Klingklingel-Almanach, die divina comoedia und Voß angespielt[1]). In seinen 1812 erschienenen Novellen hatte der Dichter erst tüchtig auf die Voßische Clique klopfen wollen[2]), eine Absicht, die dann fallen gelassen wurde. Doch war bei dem berühmten Mann in Heidelberg, der das Beten vor einem Kreuz als Anbetung von Götzenbildern tadelt, an Voß gedacht[3]).

Als Görres an die Herausgabe des Volksbuches „Die Heymonskinder" dachte, hatte er sich, wohl zur Vergleichung, auch eine Abschrift des im Vatikan befindlichen Epos Reinolt von Montelban, bekannt unter dem Namen „Die Heymonskinder", durch Glöckle verschafft und bald dachte er daran, die Versdichtung, die ihm so vollkommen schien wie das Nibelungenlied, herauszugeben. Runge war bereit, auf Görres' Bitte hin Zeichnungen zu liefern, begann auch mit der Arbeit, erkrankte und starb aber dann. Nach und nach erweiterte sich der Plan. Schon in Heidelberg hatte Görres durch Brentano bei den Brüdern Grimm anfragen lassen, welche Dichtungen des Vatikans sich vor allem zur Abschrift und Veröffentlichung eigneten. Schließlich — 1812 — kündigt er das großartige Unternehmen einer Bibliotheca vaticana an, die, auf vier Oktavbände gerechnet, bei Mohr und Zimmer erscheinen sollte[4]). Neben zahlreichen großen Dichtungen, wie Hug und Wolfdietrich, der Rosengarten, Reinolt von Montelban, das Rolandslied, sollten Bearbeitungen altgriechischer und lateinischer Dichtungen, religiöse Poesien, vermischte kleinere Gedichte, Romanzen, Novellen, Schwänke gebracht werden. Das Unternehmen ist indessen nicht zustande gekommen, vor allem wohl, weil Görres die Arbeit am Rheinischen Merkur vollauf in Anspruch nahm. Noch 1817, als Görres in Heidelberg die Mangelhaftigkeit von Glöckles Abschrift des Reinolt erkannte, wollte er das Epos als Volksbuch, die Verse wie Prosa abgesetzt, veröffentlichen[5]), ohne daß dieser Plan ausgeführt wurde. In ähnlicher Weise hatte er auch lange daran gedacht, den Gregorius aufzulösen.[6]) Zustandegekommen ist dann nur, von den Volks- und Meisterliedern abgesehen, die Herausgabe des Lohengrin, den Görres 1813 nach der vatikanischen Handschrift veröffentlichte. Den Text fand er später, als er ihn mit dem Original vergleichen konnte, selbst ungeschickt und fehlerhaft[7]). Die Einleitung[8]) ist, indem Görres seine Ausführungen über die Gralssage mit Vorliebe auf dem schwanken Grund des jüngeren Titurel aufbaut, indem er voreingenommen durch sein Mythensystem, den Gral auf uralten Ideen des Orients beruhen läßt, voller haltloser, unbeweisbarer und widerspruchsvoller Spekulationen. Seinen Ausführungen über die Architektur des

---

[1]) Fr. Schultze, die Gräfin Dolores. Probefahrten 2, Leipzig 1904, S. 48 f. [2]) Steig III, 187. [3]) N. H. J. X, 164, vgl. Arnims Werke, Inselverlag, 1, S. 367. [4]) H. J. V, Allg. Bericht . . . Nr. 5, 119 f. [5]) Proben des Epos waren in der Selbstanzeige der Teutschen Volksbücher (H. J. I/V, 416 f.) und im Oktoberheft von Schlegels deutschem Museum 1813 (S. 298—320) gegeben. [6]) G. B. II, 510. III, 37. [7]) G. B. II, 510. [8]) Schultz, 177 f.

Gralstempels, in dem er den Grundriß der Hagia Sophia wiederzufinden glaubt, ist später Sulpiz Boisserée entgegengetreten.

Von nicht ausgeführten Plänen sei noch erwähnt, daß Görres bereits in Heidelberg ein Buch über Chroniken plante[1]), daß er 1811 an einer Art Fortsetzung der Mythengeschichte „ins Christentum hinüber bis zu uns herauf und weiter darüber hinaus" arbeitete[2]). Während und nach seinem zweiten Heidelberger Aufenthalte dachte er dann an eine Sammlung von Legenden, Sagen und Geschichten aus Chroniken, sowie an ein Werk „über den ganzen innern Zusammenhang des Ideenkreises im Mittelalter im allgemeinen und den epischen Dichtungen im besonderen"[3]). Besonders aber beschäftigte ihn seit 1810 bis über die Mitte des 3. Jahrzehnts hinaus eine Sagengeschichte der alten Welt, die, auf eine Reihe Bände berechnet, „alles, was vor der sogenannten Historie bei allen Völkern vorhergegangen, in einem großen Blick umfassen soll"[4]). Als ein Fragment des ganzen war ein Werk „Altdeutschland" geplant, für das Görres viele seiner Bekannten, auch Arnim und die Grimm, um Mitteilung von Beobachtungen gebeten hatte[5]). Vor allem sollten die einzelnen Stämme nach Sinnes- und Gemütart, nach körperlichen Eigenschaften, nach Sprache, Lied, Sitte usw. verglichen werden, um darzutun, daß die alten Stämme, bis auf einige versiegte, sich noch alle in der Heimat oder in den neuen Ansiedelungen wiederfinden[6]). —

Zu den Heidelbergern im weiteren Sinne rechnet man vielfach auch die Brüder Grimm, die, wie bereits angedeutet, in ihren Anfängen von Brentano und dem Wunderhorn mitbestimmt wurden. In ihren Märchen und Sagen brachten sie, obwohl sie trotz aller künstlerischen Abrundung und Ergänzung, die zumal in den Neuauflagen der Märchen stattfand, viel vorsichtiger die Überlieferung wahrten, die Vollendung des Programms Arnims und Brentanos, auf die sie in den Anmerkungen mehrfach Bezug nahmen. In den Märchen finden wir das Märchen vom Machandelboom aus der Einsiedlerzeitung, sowie Kinderlieder aus dem Wunderhorn wieder, auch sind manche Sagen aus der Volksliedersammlung gezogen oder von ihr angeregt, andere gehen noch unmittelbarer auf Arnim und Brentano zurück[7]). Daß Arnim die Freunde zur Herausgabe der Märchen getrieben hat, haben diese in der Widmung an Bettina selbst gestanden und in den altdänischen Balladen, die ja nicht zuletzt dem Wunderhorn ihren Volksliedton verdanken, wird ebenso wie in Jakobs Buch „Über den altdeutschen Meistergesang" auf die Freunde hingewiesen und der Förderung gedacht[8]).

Aber auch Görres wirkte mannigfach auf die Brüder ein. So hatte seine Mythenphilosophie längere Zeit ihre Anschauungen beeinflußt, vor allem aber waren die Teutschen Volksbücher für sie bedeutsam. Nicht nur, daß manche Sagen auf dies Werk zurückgehen, es wird auch mit angeregt haben, selbst eifrig Volksbücher zu sammeln[9]).

---

[1]) G. B. II, 37, 39. [2]) G. B. II, 249, Perthes, 57. [3]) G. B. II, 509. [4]) Perthes, 90, 93 f. [5]) G. B. II, 63 f., auch 79, 80, Perthes, 91, 97, Schellberg II, 396, Archiv für Kulturgeschichte, IX, 468. [6]) Perthes, 91, 94, G. B. III, 65. [7]) S. Aschner, die deutschen Sagen der Brüder Grimm, Diss. Berlin, 09, S. 25 f. [8]) Steig III, 52. [9]) Aschner, a. a. O. 28 f.

Die persönlichen Beziehungen der Brüder zu den Herausgebern des Wunderhorns haben über die Heidelberger Jahre hinaus fortgedauert und seit 1810 stand auch Görres, der bereits 1805 Jakob flüchtig kennengelernt hatte, mit den Brüdern Grimm im brieflichen Verkehr.

Rein menschlich blieb den Casselern stets Arnim am nächsten. Die Freundschaft hat über den Tod des Dichters gewährt, dessen Werke Wilhelm später herausgab. Und doch trat die Verschiedenheit der Veranlagung je länger desto mehr hervor. Mögen die eigenen Anschauungen durch den Meinungsaustausch über bestimmte Probleme, wie über Kunst- und Naturpoesie, geklärt werden, jeder bleibt schließlich doch auf seinem Standpunkt. Es ist schmerzlich, zu sehen, wie Arnim den streng wissenschaftlichen Leistungen der Brüder kühl gegenüberstand, wie aber auch das Schaffen des Dichters den Freunden immer fremder wurde.

Brentano hat nie den Brüdern so nahe gestanden wie Arnim. Durch seine Unruhe und Unzuverlässigkeit hat er früh die Grimm vor den Kopf gestoßen; drückt er eben seine warme Zuneigung aus und ist begeistert von einem Plan, so läßt er dann wieder die Freunde lange auf Nachrichten warten, auch dann, wenn ihnen alles an einer schnellen Antwort liegen mußte. So stockt der Briefwechsel immer wieder, — ein zusammenhängender Gedankenaustausch kann sich nicht bilden. Und als dann der Dichter in den Schoß der Kirche zurückkehrt, entfremdet er sich, wie Arnim, so auch die Brüder. Dennoch zeigen die Briefe immer wieder, wie sehr Brentanos „Kramereien in Seltsamkeiten, seine scharfsinnige Ungelehrtheit“[1]) ihnen von Nutzen war, mag er sie nun auf alte Bücher und Manuskripte aufmerksam machen, ihnen eigene Schätze leihen oder ihnen Gelehrte nennen, die ihre Studien fördern können usw. Es kommt sogar zu gemeinsamen Arbeitsplänen. So dachte Wilhelm daran, mit Klemens alte Schwänke und Anekdoten zu veröffentlichen[2]) und Jakob und Klemens wollten einen „altdeutschen Sammler“ herausgeben, der alles, was noch aus mündlicher Überlieferung zu erlangen ist, Sagen, Märchen, Spinnstubengeschichten, Standestraditionen und dergleichen in Mundart und Redeweise des Erzählenden getreu wiedergeben sollte, als Materialien einer Geschichte deutscher Poesie. Zur Sammlung der Beiträge war, — ein alter Plan Brentanos von der Wunderhornarbeit her, an eine großzügige Organisation gedacht, indem an die Spitze einzelner Kreise Deutschlands Freunde treten sollten, die von Zeit zu Zeit die eingelieferten Beiträge einzuliefern hätten. Wie vorauszusehen, ist aus diesen Plänen nichts geworden. Doch hat der Sammelplan noch jahrelang in den Brüdern nachgewirkt, wie Steig angedeutet hat[3]).

Bei Görres, der sich noch lange mit germanistischen Studien beschäftigte, konnten die Brüder mehr Verständnis für die Einzelfragen ihrer Wissenschaft finden. Der Briefwechsel, der durch Jakobs Bitte, die Zusendung eines Tristanmanuskriptes zu vermitteln, eingeleitet wurde und schnell große Wärme annahm, erstreckt sich über die verschiedensten Gebiete. Da werden über altdeutsche Dichtungen, über das Verhältnis der asiatischen

[1]) Steig, B. G. 197. [2]) Steig, B. G. 121, 135, 156, 172 u. ö. [3]) Steig, B. G. 176/7.

zur germanischen, der deutschen zur nordischen Mythologie, über persische und isländische Sprache, später auch über die deutschen Stämme die Gedanken ausgetauscht, man ermuntert sich gegenseitig bei den Arbeiten, hilft einander aus. So schickt Görres Glöckleschе Manuskripte, rezensiert mehrere Bücher der Brüder in den Heidelbergischen Jahrbüchern und empfängt dafür Bücherſendungen, Abschriften, Kollektaneen. Jakob tritt für die Volksbücher ein[1]), widmet Görres die altspanischen Romanzen, worauf dieser dann den Brüdern seine Lohengrinausgabe zueignet, die Jakob öffentlich bespricht[2]).

Am ergiebigsten war der Briefwechsel bis zu der Zeit, wo Görres mit der Herausgabe des Rheinischen Merkurs begann, der ihn zunächst den stillen Studien entfremdete. Um die Mitte des zweiten Jahrzehnts begann dann Jakobs Hinwendung zu nüchtern induktiver Sprachbetrachtung. Es liegt auf der Hand, daß die „Andacht zum Unbedeutenden" ein Abrücken von Görres' Art war, der schon 1812 Jakobs scharfen Blick in dem Mechanismus der Sprache bewunderte, „weil ich ihn nicht habe, da ich Sprachen immer ungebührlich sehr als Werkzeuge angesehen habe"[3]), und der nach eigenem Geständnis die sprachlichen Anmerkungen zum Lohengrin „nur so obenhin gemacht"[4]) hatte. Wilhelm hat einmal gegenüber Arnim die Philologie ausführlich verteidigt, hat ausgesprochen, daß „Geist, Scharfsinn, Divination, schöne Darstellung usw." nur zu leicht die entsagungsvolle Beobachtung verhindern. „Das macht einem z. B. Görres' wissenschaftliche Bücher oft fatal" trotz aller Genialität, fügt er hinzu[5]). Wenn über den ersten Band der deutschen Grammatik, mit dem Arnim überhaupt nichts anzufangen wußte, sich Görres auch sofort begeistert ausläßt[6]), mit dem Werke waren Wege gewiesen, die nicht Görres' Wege waren. Der Briefwechsel der Freunde ist dann in den zwanziger Jahren allmählich eingeschlafen, bei bleibender gegenseitiger Wertschätzung.

Was dann im 19. Jahrhundert Großes geleistet ist für die altdeutsche Poesie, ging von der strengen Forschung aus, die in Jakob Grimm ihr Haupt und Vorbild sah. Freilich, je mehr die alte Dichtung in die Hände der Gelehrten überging, je selbstverständlicher es wurde, sie buchstabengetreu mit Varianten und Textkritik herauszugeben, desto geringer wurde ihre extensive Wirkung. Sie oberflächlich zu kennen, war wohl eine Forderung der „Bildung", aber zum lebenden Besitz wurde sie außerhalb der Gelehrtenkreise nur wenigen. Mag das Verfahren der drei Heidelberger auch noch so willkürlich und unsicher sein, sicher ist, daß die alte Poesie nur in einer Erneuerung für weitere Kreise wiederzugewinnen ist. In neuester Zeit setzen denn auch wieder Bestrebungen ein, die Dichtungen ohne literatur- und kulturgeschichtliche Nebenabsichten rein zum Genuß herzustellen, indem nur einer bestimmten Zeit Verständliches ausgeschaltet und die Sprache vorsichtig erneuert wird. Es sei etwa an die alten deutschen Legenden und die deutschen Volksbücher erinnert, die Richard Benz bei Diederichs erscheinen läßt. Das Prinzip ist dasselbe, das die Heidelberger beseelte, nur

[1]) Kleine Schriften VI, 25. [2]) H. J. VI, 849 f. [3]) G. B. II, 329. [4]) G. B. II, 395. [5]) Steig III, 560, vgl. 572. [6]) G. B. II, 578.

daß die neuesten Bearbeiter sich die Erfahrungen der Vergangenheit zunutze machen und so sauberer und nach festen Grundsätzen verfahren können.

❖

Die Heidelberger Romantik — sie konnte uns nur das Dichten und Wirken, Leben und Streiten einer Generation sein, in der die Romantik die alles durchdringende Lebensstimmung war. Aber — „Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik", sagt Eichendorff, und ununterbrochen bis auf den heutigen Tag hat sie Stimmungen und Gesänge hervorgelockt, die ihren Geist atmen. Einen neuen Ton brachte Scheffel in den Vielklang, den das Wort Heidelberg weithin auslöst, indem er seine Zecherromantik mit der Neckarstadt verwob, die so im Bewußtsein des deutschen Volkes die Stadt feuchtfröhlicher Studentenpoesie geworden ist. Freilich ist dann die Romantik Heidelbergs durch weichliche Machwerke, wie Meyer-Försters Rührstück und gleichgestimmte Romane für ungezählte Fremde zur Erstarrung gebracht, veräußerlicht, verwässert. Aber immer wieder ergreift sie jeden Tieferfühlenden, der zuerst Stadt und Schloß vor sich liegen sieht mit ursprünglicher Kraft und es ist ihm, als schildere Brentano in seinem Lied von eines Studenten Ankunft das eigene Erleben:

„Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt' mich noch auf die Brück' hinaus.
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernstlichdenkend schaut' das Schloß,
Und dunkel, still das Tal sich schloß,
Und ums Gestein erbraust' der Fluß,
Ein Spiegel all dem Überfluß,
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da tut das Land sich herrlich auf . . ."

Und des Dichters Schmerz ist der Schmerz unserer Tage, wenn es weiter heißt:

Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein ums Vaterland,
Und wie ans Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint', das Herz mir lacht'.

Namenregister.

Über Arnim, Klemens und Sophie Brentano vgl. das Inhaltsverzeichnis am Anfang. Hier sind nur die Werke, mit Ausnahme der vorheidelbergischen, angeführt. Die häufig erwähnte Tatsache, daß eine Persönlichkeit im Bann Schellingscher Ideen steht, ist unter „Schelling" nicht berücksichtigt. In Bezug auf das kurze Kapitel „Die Heidelbergischen Jahrbücher" sind nur die Kritiker, nicht die Rezensionen genannt.

Ein * vor einem Namen weist auf einen Forscher, ein * vor einer Zahl auf die Anmerkungen.

Abegg, Joh. Friedrich *35, 113, 128, *139.
Ackermann, Jac. Fidelis 16, 33, 79, 117.
Ahl, Musiker 57.
Alexander von Rußland 131, 137.
Arndt, Ernst Moritz 132.
Arndt, Hofrat 67 f.
Arnim, Achim v.: Angelica 78, 145 (= Novellen). Dolores *105, 145. Einsiedlerzeitungbeiträge 93—95, 98, 100—102, 105, 111, 141. Halle und Jerusalem 88, *105, 113. Heidelberger Jahrbücherbeiträge 118—124. Isabella 96, *106, 144. Kriegslieder 91, Preußischer Korrespondent 141, Volksliederaufsatz 40, 122, Wintergarten *105, 113, 144, Wunderhorn s. Brentano.
Ast. Friedrich 83.

Bachmann, Privatdozent 78.
Bähr, Johannes 113.
Baggesen, Jens 73, 88, 104 f, 111, 145.
Barclay de Tolly, Michael Andreas 132.
Bartholomä, Heinrich 77.
Bartlett, William Henry 129.
Baudissin, Wolf Graf v. 79.
Becker Wilh. Ad. *116.
Bentzel-Sternau, Ernst Christ. Graf v. 71, 72, 78, 113, 117.
*Benz, Richard 148.
Bernhardi, Sophie 52.
Bernus, Franz und Alexander Freiherrn von 139.
Bertram, Joh. Baptist 125 ff., 140.
Besse, Philipp 38 f.
Blomberg, Wilhelm v. 80.
Böckh, August 16, 70, 71, 76, 89, 90, 100, *105, 112, 117—119, 124.
Böhmer, Auguste 142.
Böhmer, Joh. Friedrich 74.
Boie, Heinr. Christ. 104.
Boisserée, Melchior 22, 108, 113, 125-140.
Boisserée, Sulpiz 22, 48, 86, 108, 113, 125—140, 146.
Bopp, Franz 14.
Bostel, Hans v. 28.
Brentano, Bettina 24, 30, 46, 49, 50, 74, 76, 79, 87, 95, 143, 146.
Brentano, Christian 28, 139.
Brentano, Georg 59.
Brentano, Klemens: Aloys u. Imelde 144. Badische Wochenschriftbeiträge 44. Bogs 57, 100, 102, 107, 122, 143. Chronica 44. Einsiedlerzeitungbeiträge 95, 96, 99 f., 102, 107, 110 f., 144. Geschichte vom braven Kasperl 144. Goldenes Tugendbuch 144. Goldfaden 61, 91. Gründung Prags 144. Lied von eines Studenten Ankunft 21, 44, 149. Märchen 44, 141, 144. Patriotische Lyrik 142. Philisterabhandlung 57, *105, 110, 143. Rosenkranzromanzen 36, 44, 144. Spanische und italienische Novellen 44. Trutznachtigall 144. Wunderhorn 33, 36 f., 39—43, 45, 58, 66, 74 f., 79, 83, 91, 93, 95, 103 f., 105, 107, 109 f., 112, 118, 119, 122, 134, 135, 140, 144, 146.
Brentano, Meline 74.
Brentano, Sophie: Bunte Reihe 36. Fiametta 44. Rückkehr des Don Fernando 36. Spanische und italienische Novellen 44.
Budde, Wilhelm (Astralis) *12, 55, 56, 70, 80 f., 135.
Bürger, Gottf. Aug. 39, 100, 104, 110.
Büsching, Joh. Gust. Gottlieb *42, 43, 61.
Burgsdorff, Wilhelm v. 26.
Busmann, Auguste 59, 74, 78, 143.

Canova, Antonio 132.
Chézy, Helmine v. 78, 128, 132, 135.
Cornelius, Peter v. 128, 132.
Cotta, Joh. Friedrich 66 ff., 99, 100, 102, 104, 106 f., 108, 138.

Creuzer, Friedrich 13—15, 17, 19, 26 bis 28, 34—36, 46, 53—55, 63, 67, 76, 78, 84—90, 98, 108, 109, 113, 117—119, 124, 127, 132, *133, 137, 139. Creuzer u. die Günderode 30 bis 32, 49—51. Creuzer u. Voß 69 bis 71, 73, 112, 114—116. Creuzer u. die Mythengeschichte Görres' 64 f.

Dalberg, K. T. A. M. v. 132.
Dannecker, Joh. Heinrich v., 132, 138.
Daub, Karl 13—17, 26—28, 30, 32, 35, 46, 51, 56, 68, 73, 80, 86, 88 f., 90, *105, 112, 113, 115—117, 127, 132, *133, 137, *139.
Dobeneck, F. L. F. 97.
Docen, Bernh. Jos. *42, 43, 66, 96, 122.
Dümge, Karl Georg 33.

Ebert, Joh. Arnold 111.
Eichendorff, Hermann Freiherr v. 80 f.
Eichendorff, Joseph Freiherr v. *12, 42, 55, 70, *79, 80—85.
Eichstädt, H. K. A. 69, 100, 103, 117.
Elwert, Anselm 39, 42.
Ewald, Ludwig 16, 66.

Fahrbach, Karl Ludwig 129.
Fohr, Karl 129 f.
Franz I. von Österreich 131 f.
Fouqué, Friedrich de la Motte 128.
Friedrich I. von Württemberg u. Gemahlin 132, 138.
Friedrich Wilhelm III. von Preußen 131, 137.
Friedrich Wilhelm (IV.) von Preußen 130, 131.
Fries, Christ. Adam (Krappfabrikant) 39, 129.
Fries, Ernst (sein Sohn, Maler) 129.
Fries, Jac. Friedrich (Philosoph) 17, 33, 35, 46, 49, 69, 79, 89, 113.

Gall, Franz Jos. 45, 69.
Gambsjäger, Franz 16.
Gleim, J. W. L. 76.
Gloeckle, Ferdinand 56 f., 123, 145, 148.
Gneisenau, Neidhard Graf v. 132.
Görres, Joseph: Altdeutsche Volks- u. Meisterlieder 134, 145. Bogs s. Brentano. Einsiedlerzeitungbeiträge 96 f., 99, 100—102, 111. Heidelberger Jahrbücherbeiträge 118—124. Lohengrin 145, 148. Mythengeschichte 55, 62 bis 65, 143 f., 146. Nachruf auf Arnim *116. Unausgeführte Pläne 145—146. Rezension der Lebens- und Todesurkunden über J. H Voß *116. Rheinischer Merkur 119, 127, 141, 145, 148. Schriftproben 62. Studienbeiträge 62, 64, 127. Teutsche Volksbücher 59—61, 122.
Görres' Gattin 54, 134.
Goethe, August v. 87.
Goethe, Kath. Elisabeth 46.
Goethe, Wolfgang v. 11, 24 f., 39, 42, 52, 59, 66, 91, 94, 100, *103, 111, 113, 123, 128, 139. In Heidelberg 135—137.
Graimberg, Karl v. 78.
Gries, Joh. Dietrich 28, 67, 79 f.
Grimm, Jacob 12, 28, 35, 43, 48, 65, 74, 96—98, 104, 112, 118, 122, 124, 127, 131, 132, 140, 144, 145. Grimm und die Heidelberger Romantiker 146 bis 148.
Grimm, Ludwig 75—77, 91, 94,96, 132.
Grimm, Wilhelm 28, 35, 43, 48, 65, 74 f., 96—98, 118, 124, 126, 132, 140, 144, 145. Grimm und die Heidelberger Romantiker 146—148.
Günderode, Karoline v. 27, 30—32, 49—51.

Hagen v., Mediziner 16.
Hagen, Fr. Heinrich v. d. *42, 43, 61, 103, *104, 109.
Hamann, Georg 96, 98, 142.
Haug J. Ch. F. 66, 111.
Hegel, Wilhelm 15, 113, 117, 124, 132.
Heise, Georg Arnold 17, 33, *46, 90.
Helvig, Amalie v. 128.
Herder, Joh. Gottfr. *39, 40, 52, 60, *64, 135.
Heyne, Christ. Gottl. 16, 70, 108, 115.
Hölderlin, J. Ch. F. 11, 95.
Hoffmann, Aug. Heinr. v. Fallersleben 43.
Horstig, Karl Gottl. 18, 48, 58, 67, 77, 108.
*Huffschmid, Maximilian *28, 39.
Humbold, Wilhelm v. 132, 139.

Issel, Georg Wilh. 129.
Jacobi, Friedr. Heinr. 17, *34, 45, 122.
Johann, Erzherzog v. Österreich 132.
Julius, Nicol. Heinr. 43, 81.
Jung-Stilling, Joh. Heinr. 34 f., 123, 144.
Justi, Karl Wilh. 109.

Kant, Immanuel 15, 17.
Karl, Erzherzog v. Österreich 132.
Karl August v. Weimar 132.
Karl Friedrich v. Baden 12, 18, 21, 44.
Kastner, K. W. G. 16, 33, 46 f., 112.
Kayser, Karl Phil. 16, 26, 27, 32 f., *46.
Kerner, Justinus 43, 85, 95, 106 f., 139.
Kleist, Heinrich v. 93.
Klingelhöfer, Frau Registrator 28.

*Kloß, Alfred 117.
Klüber, Joh. Ludw. 16.
Koch, Erduin Jul. 37.
Körte, Wilhelm 76.
Köster, Christian 129.
Kohler, Hofrat 36.
Kohlrausch, Friedrich 70.
Kotzebue, August 99, 138.
Kuntz, Karl 36.

Lafontaine, A. H. J. 11.
Landfried, Familie 77.
Langsdorf, Karl Christ. 16, 78, 90.
Lobeck, Christ. Aug. 114.
Loeben, Otto Heinr. Graf v. (Isidorus Orientalis) 66, 72, 80—85, 101, 105, 111, 134.
*Lohmeyer, Karl *129.
Loos, Joh. Jac. 16, 26 f., 32, 46, 70, 90, 112, 117.
Ludwig von Baden 116.
Ludwig (I.) von Bayern 132, 138.

Mai, Franz Anton 18.
Marheineke, Phil. Anton 16, 67, 76, 85 f., 112.
Martens, O. J. D. 71 f., 102, 105, 107, *108.
Martin, Ch. R. D. 17, 71, 128.
Matthisson, Friedrich 11, *35.
Mayer, Karl 106.
Menzel, Wolfgang *64, *116.
Mereau, Sulda 28, 49, 58.
Merkel, Garlieb 99
Metternich El. W. N. L. Fürst v. 131, 132.
Meyer-Förster, Wilhelm 149.
Michaelis, Heinr. Salomo 71 f., 80, 81 f., 85, 90, 99, 100, 102, 107, *108, 113.
*Minor, Jacob 58, 84.
Mohr, J. Ch. B. *34. „Mohr u. Zimmer“ s. Zimmer.
Müller, Friedrich, gen. Maler-M. 11, 46, 96.
Müller, Joh. Heinr. (Bäcker) 75.
Munke, Georg Wilh. *139.

*Nadler, Joseph 83.
Nägele, Franz Karl 18, 128.
Nesselrode, Karl Robert Graf v. 132.
Nicolai, Friedrich 39.
Niebuhr, Barthold Georg 141.
Novalis (Fr. Leop. v. Hardenberg) 13, 14, 25, 30, 52, 60, 80—83, 110, 136.

Overbeck, Friedrich 139.

Pätz, Karl Wilh. 17, 33.
Pagenstecher, Alexander 131.
Pattberg, Auguste 43.
Paul, Jean 12, *18, 52, 66, 88, 95, 101, 106, 110, 119, 123, 124. In Heidelberg 132 f.
Paulus, H. E. G. 16, 112 f., *116, 119, 128, 132, 137, 138, *139. Sein Sohn 137.
Paulus, Sophie 133 f.
Perthes, Friedr. Chr. 88.
*Pissin, Raimund 72, 84.

Radlof, Joh. Gottl. 48.
Rapp, Gottl. Heinr. 138.
Reichardt, Joh. Friedr. 37, 40, 74.
Reinbeck, Georg 67 ff., 76, 82, 99, 102, 104, 108.
Reinhard, Karl, Friedr. v. 46, 135, 136.
Reizenstein, Sigmund v. 70 f., 78.
Ringseis, Joh. Nepomuk v. 95.
Röther (Pfarrer) 42.
*Rohde, Erwin 50.
Rostorf (Karl v. Hardenberg) 122.
Rothe, Richard 132.
Rottmann, Friedrich 39, 129.
Rottmann, Karl (Sohn) 129.
Rudolphi, Karoline 33 f., 35, *46, 49, 66—68.
Rückert, Friedrich 85, 106.
Runge, Phil. Otto 75, 96, 122 f., 145.

Savigny, Karl Friedr. v. 13, 24, 26, 30, 32, 45, 74 f., 87, 118. In Heidelberg 28, 45.
Schack, Friedrich Graf v. 139.
Scheffel, Jos. Victor 149.
Schelling, F. W. J. 113.
Schelver, Alois 16, 90.
Schenkendorf, Max v. 132, 135.
Schiller, Friedrich v. 13, 95, 128.
Schinkel, Karl Friedrich 130, 132, 137.
Schlegel, Aug. Wilh. 14, 25, 48, 59, 66, 74, 87, 95, 110, 115, *116, 118 f., 123 f. Erster Aufenthalt in Heidelberg 86. Schlegel und Sophie Paulus 133 f.
Schlegel, Dorothea 127, *133.
Schlegel, Friedrich 25, *42, 59, 64—66, 75, 82, 86, 95, 98, 109 f., 115, 118 f., 123—126, 136, 140, 143. In Heidelberg 133.
Schleiermacher, F. E. D. 30.
Schlesinger, Jacob 129 f.
Schloßer, Christian (Bruder von Fritz) 95.
Schloßer, Fritz u. Gattin (auf Stift Neuburg) 139.
Schloßer, Fried. Christ. (Historiker) 113, 127, *139.
Schmitt, Georg Phil. 130.
*Schneider, Franz *101, 117.
Schreiber, Alois 17, 27, 48, 58, 71 f., 80, 90, 99, 102, 105—107, 109 f., 113, 126 f. Badische Wochenschrift 48,

90. Divina comoedia 101—103, 110 f. 145.
Schubert, Henriette 96.
*Schultz, Franz 61, 84.
Schwarz, F. H. Ch. 17, 28, 32, 35, 49, 67, 80, *86, 90, 112, 115—117, 132, *139.
Schwarzenberg, F. L. J. F., Fürst zu 131.
Seckendorff, Leo v. *46, 109.
Sinclair, Eduard v. 124.
Staël, Madame de 86, 134.
Stark, Joh. Aug. 115.
*Steig, Reinhold 28, 35, 36, 48, 86, 107.
Stein, H. F. K., Freiherr v. 132.
Steinle, Eduard v. 139.
Stolberg, Friedr. Leop. Graf v. 112, 144.
Strauß, Friedrich (Dionysos) 80 f., 135.
Strüdt, Joh. Jac. 129.

Thibaut, A. F. J. 13, 17, 20, 33 f., 45' 58, 68 f., 70, 79, 90, 117—119, 127, 132, 137, *139.
Tieck, Ludwig 12, 25, 27, 29, 34, 52, 59, 60, 74, 82 f., 87, 94, 96—98, 110, 122, 140. In Heidelberg 26, 46, 132, 139.
Tiedemann, Friedrich *112, *139.
Treitschke, Heinrich v. 89.
Turner, J. M. W. 129.

Uhland, Ludwig 43, 95, 106 f., 132.

Veit, Philipp 139.
Verhas, Theodor 129.
Voß, Joh. Heinr. 14, 16 f., 18, 34, 47, 55, 58, 62, 66 f., 71—73, 76, 79, 80, 82, 86—90, 99—113, 117 f., 120 f., 128, 132, 135, 137, *139, 144, 145. Bruch mit Brentano 47. Voß und Creuzer 69—71, 112, 114—116. Frau Erneſtine 47, 76. Abraham (Sohn) 68.
Voß, Heinrich (Sohn) 16, 68—72, 89, 99, 105, 107, *108, 119, 124, 128, 132.

Wagner, Joh. Jac. 113.
*Walzel, Oskar 42.
Wambold, Freiherr v. *35.
Weißer, Friedr. Chriſt. 66, 106 f., 129.
Werner, Zacharias 11, 85 f., 95.
de Wette, W. M. L. 56, 90, 112.
Wilken, Friedrich 17, 33, 89 f., 113, 117, 127, 134.
Willemer, Joh. Jac. v. 136.
Willemer, Marianne v. 136, 139.
Windiſchmann, K. J. H. 54, 65, 124.
Winkelmann, Auguſt 36.
Wrede, Karl Philipp Fürſt 131.
Wundt, Friedr. Peter 77.

Xeller, Chriſtian 129.

Zachariae, Karl Salomo 16.
Zimmer, Joh. Georg 20, 34 f., 46, 49, 56, 61—63, 66 f., 75 f., 86—88, 91 f., 94, 106, 118, 135. Mohr und Zimmer 34, 48, 50, 57, 91, 96, 117, 133, 135, 145.
Zinſerling, Auguſt Ernſt 108.
Zuccarini, Franz Karl 16.

Dr. Wildſche Buchdruckerei Gebr. Parcus, München.

Schloß

Links = Osten.

a = Geburtsstätte des Wunderhorns (vgl. S. 39) — die Straße heute: Untere Neckarstr
und Brentanos erste Wohnung 1808 (vgl. S. 75, 77). e = Zimmers Buchhandlung (vgl.
(vgl S. 77). h = Arnims und Brentanos Sommerwohnung 1808 (vgl.

Rechts = Westen.

ge —. b = Wohnhaus Beſſés (vgl. S. 39). c = Voßens Haus (vgl. S. 47). d = Arnims 75). f = Eichendorffs Wohnung (vgl. S. 80 Anm. 7). g = Wirtshaus „Zum faulen Pelz" 5. 77). Das Boiſſeréehaus in der Hauptſtraße iſt links grade abgeſchnitten.

DUKE UNIVERSITY LIBRARIES
D00193775W

DUKE UNIVERSITY
LIBRARY

DURHAM, NORTH CAROLINA
27706

DUKE LSC
D00193775W